Vincenzo

oder

Verborgene Klippen.

Von

J. Ruffini,

Verfasser von „Doctor Antonio", „Lorenzo Benoni", „Lavinia".

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig.

L. Wiedemann.

Inhalt.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Willkommen in der Heimath.

Nachdem der erste Ausbruch der unbezähmbaren Verzweiflung vorüber war, beschloß Vincenzo das Opfer mit Würde zu tragen — so viel Methode wie nur möglich in seinen Schiffbruch zu bringen. Vor allem war es nöthig, seinen Pathen von dem entscheidenden Schritte, den er gethan, in Kenntniß zu setzen und zwar es diesem so mitzutheilen, daß er der Wahrheit getreu blieb und doch seine Frau schonte. Er schrieb daher folgende Zeilen:

„Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß ich gethan, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe riethen — nämlich meinen Abschied einzureichen. Und doch muß ich alles Lob für eine nur scheinbare Folgsamkeit ablehnen, da die Beweggründe, die mich zu einem so außerordentlichen Entschluß bestimmten, nichts mit den Gründen gemein haben, auf die Sie Ihre Ansicht stützten; die Thatsache ist die, daß ich gleichzeitig mit Empfang Ihres Briefes die Gewißheit erhielt, daß mein Verbleiben in meiner hiesigen Stellung, wichtigere und kostbarere Interessen gefährdete, als diese Stellung selbst einschließt. So schmerzlich mir dieses Opfer auch war, so konnte und durfte ich doch nicht

zögern, es zu bringen. Möchte es wenigstens nicht umsonst gebracht sein! Bitte, halten Sie es nicht für unfreundlich, wenn ich den gefaßten Entschluß einem ganz anderen Grunde als dem in Ihrem letzten Briefe aufgeführten zuschreibe. Ich hätte lieber gar nichts darüber gesagt, wenn ich nicht fürchtete, Sie durch mein Schweigen in dem Irrthum zu lassen, als ob ich Ihre ungünstige Meinung von der Regierung theilte, was durchaus nicht der Fall ist. Es mag, wie Sie richtig bemerken, wenig Nutzen bringen, aber es ist viel Ehre in ihrem Dienste zu ernten, und es gewährt mir in meiner jetzigen Prüfung einen großen Trost, denken zu können, daß ich noch jung genug bin, um immer noch nach einem Theil dieser Ehre streben zu können, sobald die vorübergehenden Wolken sich verzogen haben. In dieser Hinsicht behalte ich mir volle Freiheit meiner Handlungen vor. Genehmigen Sie inzwischen die Versicherung, daß ich bin 2c."

Er mußte auch noch einer anderen Gefahr begegnen — nämlich der möglichen, ja wahrscheinlichen falschen Auslegung, welche die Bekannten seiner Frau dem Austritt aus seiner Stellung geben würden. Um jede Zweideutigkeit in dieser Hinsicht zu verhindern, händigte er am nächsten Morgen beim Frühstück Rosa den Brief an ihren Vater ein und fügte erklärend hinzu: Ich wünsche, daß Du liesest, was ich geschrieben habe, weil ich nicht möchte, daß die Gründe, die mich leiten, mißverstanden werden, sondern daß Du diejenigen Deiner Freunde enttäuschen mögest, die vielleicht geneigt wären, in dem Weg, den ich einschlage, entweder einen Widerruf, oder eine Desertation, oder eine Bekehrung — kurz, irgend etwas zu sehen, was wenig respektvoll gegen die Regierung oder ehrenhaft für mich wäre. Es ist nichts der Art. Was

ich gestern war, bin ich heute noch. Was ich thue, Du weißt, warum ich es thue, aber ich kann das Publikum nicht in unsre häuslichen Streitigkeiten einweihen; und doch muß ich den Schritt, den ich thue, auf eine oder die andere Weise verantworten, vor allem dem Intendente gegenüber und zwar heute noch. Soviel ich sehe, giebt es keinen bessern Weg, den Schein zu retten — vorausgesetzt, daß er gerettet werden kann — als Luftwechsel für Deine Gesundheit und Deinen jetzigen Zustand für nothwendig zu erklären und zu sagen, daß ich unter diesen Verhältnissen nicht Willens sei, mich auf lange von Dir zu trennen."

Rosa versprach, sich treu an seine Darstellung zu halten und versicherte, sie sei mehr auf Wahrheit gegründet, als er selbst wisse, da sie sich in letzter Zeit oft elender und unwohler gefühlt habe, als sie selbst habe sagen mögen. Sie sprach unterwürfig — ja, demüthig. Ton und Blick zeigten, daß sie sich bewußt sei, beleidigt zu haben und es abbitten wolle. Die Unterlassungssünde, der sie sich gegen ihren Gatten schuldig gemacht, lag schwer auf ihrem Gewissen. Umsomehr, als es die erste war, deren sie sich schuldig glaubte, ja, die erste und einzige. Sie gab sich dem guten Glauben hin, daß sie bis zu diesem Tage eine pflichtgetreue und ausgezeichnete Frau gewesen sei. Hatte sie nicht ihren Vater und ihre Heimath um des Gatten willen verlassen? Hatte sie nicht eifrig und angelegentlich an seiner Seligkeit gearbeitet? War sie nicht, zurückgewiesen, immer wieder zu der Aufgabe zurückgekehrt und hatte sie ihn nicht endlich vom unrechten Wege abgelenkt? Wir bitten den Leser, auf Das zu achten, was wir gern Rosa's Gewissensbethörung nennen möchten, wenn diese Worte nicht in so grellem Widerspruch mit

1*

einander stünden. Rosa überredete sich selbst, daß sie nicht nur in Dem, was sie gethan, vollkommen gerechtfertigt, sondern daß sie sogar vollkommen verbunden sei, es zu thun. Sie schmeichelte sich damit, daß, welchen Kummer sie auch ihrem Manne zugefügt, sie es nur zu seinem ewigen Heil gethan habe. Sie hatte es gut mit ihm gemeint und das würde er, Gott sei Dank, eines Tages selbst anerkennen müssen. Heiligte nicht der Zweck — und welcher Zweck! seine Seligkeit — die Mittel? Nur, weil dies zu diesem Zwecke unnütz gewesen, verdammte sich Rosa wegen des Vorenthalts, der ihren Gatten so aufgebracht hatte.

Vincenzo ging nach Chambery, um die unangenehme Aufgabe zu erfüllen, dem Intendente seinen Abschied einzureichen. Die Unterredung war für sein Gefühl so peinlich, als man sich nur denken kann. Er kehrte zu gewöhnlicher Stunde zum Mittagbrot zurück, das ziemlich vorüber war, als ein Bote eine telegraphische Depesche brachte. Sie war an Vincenzo und lautete:

„Sind Sie wahnsinnig? Sie werfen eine Stellung weg, wie sich Ihnen eine ähnliche nicht wieder bieten wird. Ich habe Ihren Brief an den Minister zurückbehalten und werde ihn nicht eher abgeben, als bis ich wieder von Ihnen höre. — Onofrio." Der arme junge Mann war darauf nicht vorbereitet. Als er glaubte, daß Alles abgemacht sei, wieder diese Aussicht auf Entkommen vor sich zu sehen, sich von neuem selbst jede Hoffnung dazu abschneiden zu müssen! — es war wirklich zu hart. Es schwamm ihm vor den Augen und seine Hände zitterten, als er seiner Frau das Telegramm einhändigte. O, daß sie großmüthig wäre — daß sie sagte, mache es, wie Du willst, Vincenzo! wie wollte er sie an sein Herz

drücken, sie segnen und ihr fußfällig danken! Es schien so natürlich, daß sie nachgäbe; er sehnte sich so sehr danach, daß sie es thäte, daß er einen Augenblick wirklich glaubte, sie würde es thun.

Rosa überlas die Botschaft, augenblicklich zog ein Gefühl der Enttäuschung ihre Mundwinkel zusammen und als sie ihm das Papier zurückgab, fragte sie: „Und welche Antwort wirst Du geben?“

„Welche Du willst,“ erwiederte Vincenzo mit unsicherer Stimme.

„Nachdem Du an den Papa geschrieben,“ sagte Rosa, „weiß ich nicht, wie Du Dich zurückziehen kannst.“

Vincenzo's Herz schien zu Eis zu erstarren. „Du hast Recht,“ sagte er, „ich will sogleich nach Chambery gehen und nach Turin telegraphiren.“

Wenige Stunden später empfing Onofrio folgende Depesche: — „Ich bin nicht wahnsinnig, obgleich ich gezwungen bin, so zu handeln. Dank für Ihre Freundlichlichkeit, aber geben Sie meinen Brief ab. Ich werde es Ihnen mündlich erklären. — Vincenzo.“ Diese Nacht saß er mit Thränen der Wuth im Auge und mit Zähneknirschen in seinem kleinen Studirzimmer. Sechsunddreißig Stunden später kam ihm eine ministerielle Verordnung zu Händen. „Ihr Entlassungsgesuch von der Stellung als Consigliere bei der Intendenza von Chambery, vom 16. Mai, ist angenommen.“ Dies und die Unterschrift des Ministers, war der ganze Inhalt. Der Lakonismus der Mittheilung sagte mehr als ganze Bände. Vincenzo hatte sich seinen mächtigen Patron für immer entfremdet.

Es blieb ihm nun nichts mehr übrig als Abschied zu nehmen und zu gehen. Das Abschiednehmen ist stets eine lästige Aufgabe, mehr aber noch wenn es, wie in

Vincenzo's Falle, mit der Nothwendigkeit des Verstellens verbunden ist, die den Schmerz noch vergrößerte, den es ihm machte, sich von manchen Bekannten zu trennen, die ihm wahre Freunde geworden waren und die ihn — obgleich sie meist seine politischen Gegner waren — mit großer Güte und Freundschaft behandelt hatten. Sowohl von seinen näheren Freunden in der Stadt, als von seinen Nachbarn auf dem Lande wurde er mit herzlichem Bedauern und aufrichtigen Wünschen entlassen. Selbst der Pfarrer und Madame thauten jetzt trotz ihrer politisch-religiösen Differenzen und der daraus entspringenden Kälte, auf und wünschten ihm alles Gute. Ein sonderbar begabtes, warmherziges Volk, diese Savoyarden und man kann nicht mit ihnen in Berührung kommen, ohne, was auch ihre Grillen sein mögen, sie zu lieben und zu achten.

Glücklich sind Die, die nie etwas so mit ihrer Vernunft und ihren eigenen Neigungen im Widerspruch Stehendes thun mußten, daß sie fast den unnatürlichen Erfolg bezweifeln und darüber erschrecken, den nichts destoweniger ihre Anstrengungen hatten. Solche Leute können das von Schreck und Verwunderung gemischte Gefühl nicht begreifen, mit dem Vincenzo, wenige Tage nach Bewilligung seines Abschieds sich in dem Postwagen befand, der in raschem Trabe Turin zufuhr und halb gesonnen war, sich gegen die offenbare Verletzung aller Logik aufzulehnen, die ihn dem natürlichen Feld seiner Thätigkeit entführte: gerade als ob seine Anwesenheit in der Turiner Post nicht die Folge seiner eigenen Handlungen der letzten Woche sei, deren letzte gewesen war, die Plätze in demselben Wagen zu belegen und im Voraus dafür zu bezahlen. Wäre das Wetter nur ein wenig mehr in Ueber=

einstimmung mit seiner düsteren Laune gewesen, so würde, glaubte er, sein Bedauern weniger tief gewesen sein. Aber nein; der Tag war herrlich, der Himmel klar, die Luft balsamisch, die Sonne, ihrem Untergang nahe, warf einen goldenen Schein auf die bewaldeten Hügel, die Vögel sangen dem verschwindenden Tageslicht ein Lebewohl. Die ganze Natur predigte Ruhe und Frieden, während es in seinem Innern unruhig und traurig aussah. Er bog sich lange aus dem Fenster, in tiefer und stiller Betrachtung eines besonderen Punktes in der langen Reihe von Kastanienbäumen zur Rechten der Straße, der Spitze eines von der Sonne vergoldeten Kirchthurms. Dort war der ruhige Hafen, in dem er, der arme Thor! die Barke seiner Hoffnungen sicher geglaubt; und dort hatten seine Hoffnungen Schiffbruch gelitten. Es war sein letztes, schmerzliches Glück, den Ort zu betrachten, wo er so leicht hätte glücklich sein können, wo er es, das fühlte er, zu sein verdient hätte. Jetzt entzog ihm eine Biegung der Straße diese Aussicht, er lehnte sich in den Wagen zurück und zog die Mütze über die Augen.

Wieder war es heller Tag, als sie an den Bergpaß kamen, die erhabene Schönheit der Alpen, ihm ein ganz neues Schauspiel, belebte seinen Geist wieder auf einige Zeit, aber selbst sie konnte keinen dauernden Enthusiasmus entzünden, seine Seele war zu verstimmt, um der herrlichen Harmonie der Natur zugänglich zu sein. Seine poetische Ader, sonst so erregbar, war jetzt versiecht. Mariannen's Schreckensrufe, ihre Bitten, zu halten, ihre Stoßgebete an die heilige Jungfrau, sobald der Wagen um eine Ecke des im Zickzack hinabführenden Weges bog, reichten hin, alle poetischen Empfindungen zu unterdrücken. Vincenzo mußte, um ihr Entsetzen zu mäßigen, seinen

Platz im Innern des Wagens aufgeben und auf den erhöhten Sitz neben den Conducteur klettern, ein Wechsel, der nicht ohne Schwierigkeit, ohne unendliches Plappern von Mariannen's Seite und Vorwürfe von der Signora Candia abging, daß sie eine solche Gans sei. Rosa hatte gute Nerven und konnte ohne Schwindel in den tiefsten Abgrund sehen.

Den Anstrengungen der Reise war sie jedoch nicht gewachsen, wie sie zu ihrer Enttäuschung in Turin bemerkte. Die Kräfte versagten ihr so gänzlich, daß sie gezwungen war, ihren frühren Plan, ohne Aufenthalt nach Ibella zu reisen, aufzugeben; sie mußte statt dessen im nächsten Hotel einkehren und bis zum andern Tage im Bett bleiben. Dadurch wurde es nothwendig, ein Telegramm über Ibella nach Rumelli zu schicken, um Rosa's Vater unnöthige Angst zu ersparen. Vincenzo's erster Weg in Turin führte ihn auf's Telegraphenbureau — der zweite zu Onofrio. Er hatte ihm eine Erklärung versprochen und mußte sie geben, wenn er sich nicht selbst als einen Undankbaren hinstellen wollte, der des Interesse's unwerth sei, daß sein Freund an ihm genommen. Aber wie es erklären, wir sagen nicht befriedigend aber doch verständlich, ohne eine ungeheure Beschuldigung gegen seine Frau auszusprechen? Im Lichte des Geständnisses gegen einen Freund betrachtet, erhielt das Benehmen seiner Frau den Charakter einer Abscheulichkeit, die ihm selbst neu war und er schrak davor zurück, sie irgend einer lebenden Seele mitzutheilen. Es giebt eine Behandlung, die, von einem Todfeinde empfangen zu haben, man eingestehen kann; nicht aber, wenn man sie von der Hand einer Frau und zwar einer geliebten Frau empfing.

Zum Glück wurde ihm sowohl ein seinem Zartgefühl

widerstrebendes Geständniß, oder der Vorwurf einer zarten Angabe erspart. Onofrio war ein Mann von Welt und wir können aus der Frage errathen, die er Vincenzo vor langer Zeit in Bezug auf Rosa stellte — „sind Sie auch sicher, daß die junge Dame nie ein Hinderniß für einen politischen Mann werden wird?" — wir können daraus errathen, daß er Fälle kennen gelernt, in denen die Frau ein Hemmschuh für ihren Mann geworden. Er war außerdem ein scharfsichtiger Mann, und so wenig er auch von der Signora Candia vor ihrer Verheirathung in Rumelli und später, als sie durch Turin kam, gesehen, so hatte sie ihm doch den Eindruck hinterlassen, daß sie keine von den großartigen Anschauungen besaß, die ihren Gatten kennzeichneten — ein Mangel an Gleichgewicht, das stets gefährlich ist. Dies war genug, um ihn auf die rechte Spur zu bringen, sobald die unerwartete Nachricht von Vincenzo's Abschied wie eine Bombe über ihn herein brach, und als zur Antwort auf seine Frage: „Sind Sie wahnsinnig?" Vincenzo zurücktelegraphirte: „Ich bin nicht wahnsinnig, aber gezwungen zu handeln, als ob ich es wäre," so war es gerade so gut, als ob er in eben so vielen Worten gesagt hätte (wenigstens nach Signor Onofrio's Ansicht): „Ich bin das Opfer der religiösen Scrupel meiner Frau."

„Da sind sie also, mein armer Freund," sagte Onofrio, Vincenzo bei beiden Händen ergreifend. „Ich dachte eben Ihrer. Gott behüte mich, wie sind Sie verändert."

„Kein Wunder. Ich habe viel gelitten," sagte Vincenzo mit abgewandtem Gesicht. Er kämpfte gegen seine Bewegung an. Wenn man das Herz voll hat, bringt es nichts so leicht zum überfließen als ein Wort des Mitgefühls.

„Das will ich gern glauben,“ erwiederte Onofrio. „Keine Wunden schmerzen so tief als die uns eine theure Hand in mißverstandener Güte schlägt. Ist Ihre Frau wenigstens wohl?“

„Ja — das heißt, nicht ganz. Sie ist die letzte Zeit ziemlich leidend gewesen, es hat jedoch seinen natürlichen Grund. Sie werden nun mein Nachgeben begreifen. Es geschah nicht ohne Kampf, das kann ich Sie versichern. Sie können sich denken, was es mir gekostet hat. Aber das sind Lagen, in denen ein Mann, der dieses Namens werth ist, vollständig entwaffnet ist. Wir lebten in einer fanatischen Atmosphäre, sie wurde angesteckt, Widerspruch schadete ihrer Gesundheit, sie wurde mir jeden Tag mehr und mehr entfremdet; ihr Vater wünschte ihre Rückkehr zu ihm — kurz, ich wußte mir nicht zu helfen.“

„Daran zweifle ich nicht. Es giebt keine größere Tyrannei als die Schwäche. Nun, ich wünsche, es hätte anders sein können, mehr kann ich nicht sagen. Bei einem solchen Anfang — und mit Cavour's Protektion! Es ist jammerschade. Wir wollen jedoch nicht mehr davon sprechen.“

„Warum nicht? Wir wollen hoffen, daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist. Sie müssen wissen, daß ich nicht für immer einer öffentlichen Laufbahn entsagt habe. Sobald Rosa's Gesundheit wieder hergestellt ist, habe ich mir Freiheit des Handelns vorbehalten. Ich habe Sorge getragen, mir mein Recht in dieser Hinsicht zu wahren, und sobald der geeignete Moment erscheint, rechne ich auf Ihren Beistand, lieber Freund.“

„Das können sie auch mit vollem Vertrauen, aber ich muß Ihnen vor der Hand aufrichtig sagen, daß es fast unmöglich sein wird, Sie wieder in eine nur halb so viel-

versprechende Stellung zu bringen, als der Sie jetzt entsagt haben."

„Lassen Sie sich das nicht dauern," sagte Vincenzo, „ich werde mich auch mit einer geringeren, mit jeder begnügen. So jung wie ich bin — nur vierundzwanzig Jahre — und von dem Dämon des Studirens besessen, müßte es sonderbar zugehen, wenn ich die verlorene Zeit nicht einbringen könnte. Ach! Eins darf ich nicht vergessen — die erste Hälfte des zweiten Theils meines Berichtes ist fertig und ich habe die zur zweiten Hälfte nöthigen Materialien bei mir. Soll ich ihn beenden und Ihnen zuschicken?"

„Ja, thun Sie es," sagte Onofrio.

„Könnten Sie mir eine Audienz von fünf Minuten bei dem Minister verschaffen?"

„Ich glaube, ich könnte es, aber ich würde Ihnen nicht rathen, ihn aufzusuchen. Der Minister ist, wie ich Ihnen nicht zu sagen brauche, sehr erzürnt gegen Sie und ich glaube, die Zeit wird Ihnen bei ihm bessere Dienste thun, als eine Unterredung jetzt. Solche Entschuldigungen als Sie in Ihrer Unschuld vorbringen würden, könnten die Sache nur schlimmer machen, indem Sie dadurch tiefer in seiner Achtung sänken, da es eine seiner Grillen ist — bei einem Junggesellen eine sehr verzeihliche — daß der Mann Herr in seinem Haus sein sollte."

Als Vincenzo seinen Freund nach einem langen Besuch verließ, war er etwas weniger unglücklich, als da er gekommen. Was ihm, außer dem liebevollen Entgegenkommen am meisten gut gethan, war, daß Onofrio mit ihm darin übereinstimmte, daß er sobald es die Verhältnisse erlaubten, wieder in den Staatsdienst eintreten solle. Onofrio hegte vielleicht einige Zweifel ob Vincenzo im Stande

sein würde, seine jetzigen Absichten auszuführen, aber er sprach sie nicht aus. Vorausgesetzt, daß sich der junge Mann täuschte, was nützte es, kaltes Wasser auf eine Hoffnung zu gießen, die Dem, der sie nährte, gut that? Vincenzo's Fall war in Onofrio's Augen ein unheilbarer und er hielt es für Christenpflicht, die Rolle eines menschenfreundlichen Arztes zu übernehmen, der die harmlosen Launen seines halbgenesenen Kranken schont.

Rosa war sehr enttäuscht und nicht wenig beunruhigt, als sie auf dem Bahnhofe in Ibella die bekannten Gesichter Don Pio's, Barnaby's und Giuseppe's, aber nicht das ihres Vaters sah. Don Pio beeilte sich, sie zu beruhigen. Er sei, sagte er, auf den Wunsch ihres Vaters hier. Es fehle dem Signor Avvokato nichts Ernstliches — nur eine leichte, und, wie Don Pio hoffe, vorübergehende Verschlimmerung der Schwäche in der linken Seite, an der er, wie die Signora wisse, seit Jahren gelitten habe. Der Signor Avvokato habe vergangene Woche, am St. Urbansfest mehr Anstrengungen gehabt, als ihm gut gewesen und sich seitdem stets über Müdigkeit beklagt. Deshalb hatte sich Don Pio die Freiheit genommen, ihm von der Spazierfahrt abzureden und der Signor Avvokato hatte, obgleich auf Kosten seines Gefühls, nachgegeben.

Rosa dankte Don Pio mit Wärme und bestand darauf, daß er den geschlossenen Wagen bestiege, in dem Giuseppe die Reisenden abzuholen gekommen. Diese Einrichtung verdüsterte die Wolke des Unmuths noch, die sich beim Anblick Don Pio's auf Vincenzo's Stirn gelagert und welche die Empfangsrede des jungen Priesters nicht zerstreut hatte, aber als gebildeter Mann ließ er sich von seinem Verdruß nichts merken. Um für Don Pio Platz zu machen, wurde Marianne Barnaby anvertraut, der sich her-

abgelassen hatte, Don Pio im Einspänner hinzufahren, um dadurch unter den Ersten sein zu können, den das junge Paar begrüßten, eine Aufgabe, der er sich jedoch gleichgiltig entledigte. Sein Geist war gleichsam mit Spinnweben des Zweifels umzogen, ob das Ereigniß wirklich ein freudiges oder gar ein trauriges sei. Aus einigen Worten, die der Signor Avvokato fallen ließ, hatte Barnaby halb und halb die Ansicht eingesogen, daß irgend Jemand ungerecht behandelt würde.

Giuseppe, der die Ungeduld seiner Herrin, die Heimath zu erreichen, errieth, ließ seine Pferde tüchtig traben. Don Pio seinerseits suchte ihr dadurch die Zeit zu vertreiben, daß er der Signora Candia eine ausführliche Beschreibung von Dem gab, was er Don Natale's beneidenswerthes Ende nannte — eine Beschreibung, die ihre Augen mit Thränen füllte. Dann entwarf er ein lebendiges Bild von dem Glanze des St. Urbanfestes. Vincenzo hatte erwartet, Don Pio würde an seiner Thür aussteigen, und hatte sogar den freundlichen Wink gemacht, daß er sich nicht länger zu bemühen brauche, aber Don Pio entschuldigte sich scherzend damit, daß er die Verpflichtung übernommen habe, die Tochter gesund den Armen des Vaters zu überliefern, und daß er sich seinen Antheil an der Freude des Wiedersehens nicht wolle nehmen lassen.

Der Palast stand, wie schon früher erwähnt, auf einer Terrasse, die von der Allee aus durch eine kurze Treppenflucht zugänglich war. Der Signor Avvokato, der an der Thür gesessen hatte, eilte bei dem Rollen des Wagens an die Stufen und rief: „Bist Du es endlich?"

Rosa wartete in ihrer Ungeduld nicht, bis der Wagen hielt, und fiel, herausspringend, auf die Erde, aber noch ehe die vier Schreckensausrufe über den Unfall verklungen

waren, stand sie schon wieder auf den Füßen und hing an ihres Vaters Halse. Mit welcher leidenschaftlichem Umarmung sie aneinander hingen! Rosa besonders — die wenig beredte, kalte Rosa — vor Aufregung am ganzen Körper zitternd, war für Vincenzo ein neuer Anblick. Er konnte nicht umhin, mit einem an Neid grenzenden Gefühl zu denken: „Wenn sie mich nur halb so liebte!“ Gewiß konnte Niemand, was auch ihre Mängel in anderer Hinsicht sein mochten, diesem Vater und dieser Tochter väterliche und kindliche Liebe absprechen. Rosa war nicht verletzt — so sagte sie als Antwort auf ihres Vaters wiederholte Fragen — sie war gar nicht verletzt, aber die schlecht verhehlte Mühe, die es ihr machte, an ihres Vaters Arm bis in das Speisezimmer zu gehen, wo sie sogleich in einen Stuhl fiel, erzählten es Vincenzo anders.

„Wie blaß und elend Du aussiehst, mein armes Kind!“ rief der Signor Avvokato, seine Tochter zärtlich anblickend, aus. „Du bist nicht halb mehr Das, was Du früher warest. Und Du — sich zu Vincenzo wendend — und Du hattest die Kühnheit, mich zu versichern, daß sie wohl sei!“

Durch diese lieblose Anrede zeigte der Signor Avvokato, daß er sich der Gegenwart seines Schwiegersohnes bewußt sei. Vincenzo hätte nicht tiefer erröthen können, wenn ihm ein Schlag ins Gesicht gegeben worden wäre. Er sagte: „Es bedurfte keiner großen Kühnheit, um die Wahrheit zu sagen. Ich habe Ihnen, so viel ich weiß, keinen Grund gegeben, an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln.“

„Grund genug, von nun an Deine Sehkraft zu bezweifeln,“ gab der Signor Avvokato zurück. „Keine Augen kommen denen eines Vaters gleich, das ist gewiß. Ist sie nicht sehr verändert, Don Pio?“

Don Pio gab zu, daß die Signora Candia nicht so

wohl aussähe, wie früher, aber dies könne vielleicht von der Anstrengung der langen Reise herrühren, „auch,“ fügte der Priester zur Vertheidignng dieser Ansicht hinzu, „auch der Signor Candia sieht nicht halb so gut aus wie gewöhnlich, und wahrscheinlich aus derselben Ursache.“

„Ja, er sieht wirklich nicht gut aus,“ bestätigte Rosa's Vater, nachdem er Vincenzo einen langen Blick geschenkt hatte. „Das Klima von Savoyen hat Beiden nicht gut gethan. Gott sei gedankt, daß sie endlich hier sind.“

Da es beinahe acht Uhr war, wurde das Abendbrot aufgetragen, aber trotz der dringenden Einladungen von Vater und Tochter, zum Abendbrot zu bleiben, nahm Don Pio Abschied, nicht ohne vorher eine genaue Anfrage nach dem Befinden jedes einzelnen Gliedes an dem umfangreichen Körper des Signor Avvokato gehalten zu haben, wobei er mit den Worten schloß: „Die Anwesenheit der Signora Candia würde eine Panacee für alle Leiden ihres Vaters sein.“ Diese Fragen dienten dem Signor Avvokato als Einleitung, um, sobald der Priester fort war, alle seine Leiden aufzuzählen, die sehr zahlreich waren, und hervorzuheben, wie viel er Don Pio's freundlicher Sorge und ausgezeichnetem Rathe verdanke, wodurch seine Leiden gemildert worden wären. Don Pio hatte mehr als oberflächliche Kenntniß von der Medicin und zeichnete sich in Allem aus, was sich auf die Hygiäa bezog. Trotz aller seiner Uebel hatte der Signor Avvokato ein gesundes Aussehen und einen gesunden Appetit; er war wirklich der Einzige von der Gesellschaft, der dem Mahle Ehre anthat. Sein alter Feind, zunehmende Stärke, hatte Macht über ihn gewonnen. Die Unterhaltung — Savoyen, Vincenzo's Stellung und sein Abschied waren Gegenstände, die sorgfältig vermieden wurden, — fand meist nur zwischen Vater

und Tochter statt; Vincenzo wurde selten Gelegenheit geboten, sich hineinzumischen, und sie von selbst zu suchen, dazu war er viel zu aufgebracht. So saß er denn zwischen Vater und Tochter als Einer, der sich überflüssig fühlt. Was konnte wohl der Grund dieses sichtbaren Entschlusses sein, ihn erst zu reizen und dann so zu vernachlässigen?

Nichts als die Verlegenheit eines unruhigen Gewissens. Dem Signor Avvokato warf sein Gewissen laut genug vor, daß er Alles, was in seiner Macht stand, gethan, um unter falschen Vorwänden einen Vertrag zu brechen, den er freiwillig mit Vincenzo eingegangen.

Nun kann aber eine Verlegenheit, vorzüglich die eines Obern gegen einen Niedrigstehenden, nicht ohne ein Gefühl des Zornes existiren. Man kann sein Unrecht nicht anerkennen, ohne ein Gefühl der Erbitterung gegen Den zu empfinden, der im Rechte ist. Der Zorn hilft uns dann, der Sache ein Ansehen zu geben, und erspart uns auch die Entschuldigungen. Vincenzo's Brief aus Chambery vermehrte des Signor Avvokato Verdruß und Verlegenheit noch. Was zum Teufel meinte der Junge mit seinen Vorbehalten und der Miene, die er sich gab? Kam es ihm zu, Bedingungen zu stellen? Einem Manne in solcher Stimmung war die Veränderung in Rosa's Aussehen sehr gelegen. Es bot ihm einen durch und durch fertigen, glaubwürdigen Kriegsfall. Die Gelegenheit war zu günstig, um sie nicht zu erhaschen und möglichst gut zu benutzen; und so wurde der erste Schuß abgefeuert.

Das Abendbrot war bald vorüber, und dann verließ Rosa mit ihrem Vater das Zimmer. Vincenzo, der ihnen nicht im Wege sein mochte, ging in's Freie, um Luft zu schöpfen. Er erstickte beinahe, und zwar nicht vor äußerer

Hitze, sondern vor innerer Wuth. Das war also der Empfang, der ihm für Alles, was er gelitten und was er geopfert hatte, bereitet wurde? Ein ungerechter Vorwurf in Gegenwart eines Fremden, kalte Gleichgiltigkeit und Verachtung. Ein Paria würde achtungsvoller behandelt worden sein. Wenn es die Absicht seines Pathen war, ihn zum Aeußersten zu treiben, so mochte er es versuchen. Vincenzo fühlte sich bereit, jedem Angriff, jedem Scandal zu begegnen. Unter dem Drucke solcher zornigen Gedanken ging er mehrere Male auf der Terrasse hin und her, bis er sich endlich auf das sie umgebende Geländer setzte und in tiefes Sinnen verfiel.

„Wo sind denn Deine Gedanken?“ fragte eine Stimme neben ihm.

„Bist Du es, Barnaby?“ sagte Vincenzo. „Du willst meine Gedanken wissen? Nun, ich dachte eben, wie viel besser es für mich sein würde, wenn ich todt wäre.“

„Das ist ein unnatürlicher Gedanke für einen jungen Kerl, wie Du bist,“ sagte Barnaby. Was fehlt Dir?“

„Enttäuschung, alter Freund! Ich wollte ihnen und mir Ehre machen und — sie lassen mir es nicht zu; das ist, was mir fehlt.“

„Ich verstehe Dich nicht. Du bist ein Advokat, nicht wahr?“

„Ja!“

„Nun, was kannst Du mehr verlangen? Ist ein Advokat nicht Alles, was der Mensch werden kann?“

„Ja, was Kenntnisse und gesellschaftliche Stellung betrifft. Aber, Barnaby, was nützen die Kenntnisse, wenn man sie nicht verwerthen kann? Sie sind dann nicht mehr werth als eine Börse mit Gold, das man nicht ausgeben darf.“

„Ich verstehe Dich nicht besser als vorher,“ sagte Barnaby kopfschüttelnd.

„Ich will es Dir verständlich machen," sagte Vincenzo, „Du bist ein Gärtner, das heißt Du verstehst Dich auf Alles, was die Gärtnerei betrifft. Welchen Nutzen würden aber diese Kenntnisse Dir und Anderen bringen, wenn Du keinen Garten hättest, in dem Du sie verwenden könntest?"

„Jetzt verstehe ich es," erwiederte Barnaby.

„Nun gut," fuhr Vincenzo fort, was Dir der Garten ist, war mir die Stellung, die ich in Savoyen aufgegeben habe — ein Mittel, ehrenvoll für mich und nutzenbringend für Andere die Kenntnisse anzuwenden, die ich durch das Jurastudiren angesammelt.

„Aber," warf Barnaby ein, nachdem er sich eine zeitlang die kahle Platte gerieben hatte — „aber der Signor Avvokato hat nie eine Anstellung bei der Regierung gehabt und, und ist doch ein nützlicher und ehrenwerther Mann gewesen."

„Als der Signor Avvokato jung war, waren andere Zeiten; damals waren die Priester und die Edelleute Alles in Allem, aber jetzt haben wir den Statuto und da zählt jeder Bürger mit. Es ist daher die Pflicht jeden Bürgers der die Rechte, die er giebt, zu schätzen versteht, ihn zu unterstützen und zu vertheidigen und dies kann man am besten thun, wenn man in seinem Dienste alle die Talente verwerthet, die Einem Gott verliehen haben mag."

„Das scheint mir gut gesagt," bemerkte Barnaby.

„Dann mußt Du auch bedenken," fuhr Vincenzo fort, „daß der Signor Avvokato reich war, und reiche Leute finden Mittel und Wege, sich auch ohne besondern Beruf nützlich und angesehen zu machen, während ich ein armer Teufel bin, der nichts in der Welt hat, als seinen Verstand, um sich einen Namen und eine ehrliche Unabhängigkeit zu verschaffen."

„Was die Unabhängkeit betrifft,“ sagte Barnaby — „so hat Deine Frau Geld genug für Zwei.“

„Und wenn sie für Zehn genug hätte,“ brach Vincenzo aus, „ist das ein Grund weshalb ich nicht für mich sorgen sollte? Ich werde mir nicht eher wie ein Mann vorkommen, als bis dies der Fall ist. Glaubst Du, es sei angenehm oder preiswürdig bis man graue Haare bekommt, seine Frau oder seinen Schwiegervater um ein Paar Schuhe, einen Rock oder einen Hut anzugehen?

„Da muß ich wieder sagen, Du hast recht,“ rief der alte Mann leidenschaftlich. „Welcher alte Narr ich gewesen bin, das nicht früher einzusehen! Jetzt ist es mir klar genug, daß Du ein Amt haben mußt, daß Dir Ehre und Geld einträgt. Nun, wie lange glaubst Du, daß Du brauchst, Dir einen Namen und ein Vermögen zu erwerben?“

„Wie lange? Nun mein ganzes Leben.“

„Aber Du kannst Vater und Tochter nicht immer fern von einander halten — das ist unmöglich.“

„Wer spricht davon sie einander fern zu halten? Kann nicht die Tochter zu dem Vater gehen und eine Weile bei ihm bleiben, kann nicht der Vater zu der Tochter kommen und sie auf längere Zeit besuchen, wie er versprach?“

„Ah, das wird er nie — dazu ist er zu schwerfällig geworden.“

„Warum versprach er es da?“ fragte Vincenzo ungeduldig. „Warum willigte er ein, daß ich eine Stelle bei der Regierung einnähme?“ Soll ich mein ganzes Leben in Faulheit und Nutzlosigkeit verrosten lassen, weil er träge und schwerfällig ist?“

„Du vergißt, mein lieber Junge,“ sagte Barnaby im Tone milden Vorwurfs, „daß der Signor Avvokato alt und stumpf wird.“

„Er ist nicht mehr wie sonst," erwiederte Vincenzo, „aber immer noch im Stande eine vier bis fünfstündige Reise zu unternehmen — weiter ist es nicht von Rumelli nach Turin; und ich wäre sicher in ein bis zwei Jahren nach Turin versetzt worden. Frage jeden Arzt, den Du willst, so wette ich, er wird Dir sagen, daß Bewegung dem Signor Avvokato zuträglich ist."

„Daran zweifle ich nicht, und doch würde er es nicht thun: Er ist zu sehr Gewohnheitsmensch, gerade wie ich. Ich möchte lieber hier sterben als anderswo leben."

„Rosa könnte auf alle Fälle zu ihm kommen, und das halbe Jahr bei ihm bleiben."

Ja aber sechs Monate von zwölfen wären zu viel für Dich und zu wenig für ihn. Es wird nicht gehen."

„Ich sehe es kommen," rief Vincenzo ungeduldig, und stand auf um nach dem Haus zurückzukehren; „nur meine vollständige Aufopferung wird ihnen genügen. Was kommt darauf an, wenn ein so unbedeutendes Wesen wie Vincenzo Candia an gebrochenem Herzen stirbt? Wenn nur Andere dabei ihre Bequemlichkeit haben."

„Das sind thörichte und sündhafte Worte", sagte Barnaby, „die ersten, die Du je gegen mich ausgesprochen hast, Du mußt sehr unglücklich sein, um so zu sprechen, noch dazu gegen Deinen ältesten Freund."

„Das bist Du! mein ältester und treuester Freund, — vergieb mir," sagte Vincenzo reumüthig und preßte Barnaby's Hand an sein Herz. Ach, Barnaby, Du weißt nicht, aus wie vielen Wunden mein armes Herz blutet — das ist meine Entschuldigung. Gute Nacht."

Vincenzo war im Freien geblieben bis er einen schwachen Lichtstrahl durch die Läden von seines Pathen

Schlafstubenfenster schimmern sah. Nun war er sicher seine Frau allein zu finden. Er eilte in ihr Zimmer und fand sie schon im Bett.

„Du hast Dich verletzt, als Du fielst,“ sagte Vincenzo.

„Durchaus nicht,“ erwiederte sie eilig.

„Das Leugnen nützt nichts. Ich sah aus der Art Deines Gehens, daß Du Dir weh gethan hattest.“

„Nur leicht, ganz leicht, ich versichere es Dich,“ erwiederte Rosa. „Ich werde morgen nichts mehr davon fühlen.“

„Ich hoffe es,“ sagte Vincenzo, „und doch sollte in Deinen Verhältnissen eine Verletzung, wie unbedeutend sie auch sei, nicht vernachlässigt werden. Ich werde ruhiger schlafen, wenn Du mir erlaubst, den Doctor zu holen.“

„Um Gottes willen,“ rief Rosa aus und setzte sich erschreckt im Bett in die Höhe — „um Gottes willen thue es nicht, der Papa würde so unruhig werden — er ist es ohnehin schon genug.“

„Um Deinem Vater ein bischen Unruhe zu ersparen, hast Du kein Recht, Dir ernstlich zu schaden, und nich blos Dir allein. Dies ist eine Angelegenheit, bei der ich auch etwas zu sagen habe. Wirklich, ich muß gehen.“

„Thue es nicht, ich beschwöre Dich. Ich gebe Dir mein Wort, es ist nicht die geringste Ursache zur Angst vorhanden. Alles, was ich brauche, ist Ruhe, und wie könnte ich schlafen, wenn ich den Papa in Angst wüßte?“

„Gieb nach, Rosa; wäre es auch nur, um mir unverdiente Vorwürfe zu ersparen. Dies wäre jedoch das Letzte, was ich in Betracht ziehen würde, wenn Du auf etwas Anderes hörtest. Dein Vater ist geneigt, sehr geneigt, mich für Dein verändertes Aussehen verantwortlich zu machen. Du weißt, wie hart er mich darüber anfuhr.

Wärest Du morgen wirklich krank, wie böse würde er dann auf mich sein."

„Beruhige Dich darüber!" sagte Rosa. „Ich verspreche Dir, daß er Dich nicht darüber tadeln soll, was auch geschehen möge. Nun bitte ich Dich aber, sprich nicht mehr davon, laß mich schlafen. Gute Nacht."

Als Vincenzo seinen schmerzenden Kopf auf das Kissen legte, konnte er nicht umhin, vor sich hin zu murmeln: „Ja, auch sie ist der göttlichen Aufopferung fähig — aber, wie es scheint, nur zum Besten ihres Vaters. Was mich betrifft, ob ich schlafe oder nicht — ob mein Herz bricht oder nicht — das ist ihr ganz gleichgiltig, — wenn nur ihr Vater eine ruhige Nacht hat. Welch' tröstlicher Gedanke für einen Ehemann!"

Rosa fühlte sich am nächsten Tage sehr ermüdet und zerschlagen, so daß sie nicht aufstehen konnte; sie erklärte, daß es nur die Folge der Reise und sie in anderer Hinsicht ganz wohl, auch geneigt sei, ihr Frühstück einzunehmen. Aber diese Zeichen von Festigkeit und gutem Muthe beruhigten Vincenzo nicht. Wenn sie bei den vielen Gründen, die sie zum Aufstehen hatte, im Bette blieb, so war dies ein Beweis, daß sie nicht anders konnte, das heißt, daß sie leidend war. Er drängte sie daher wiederholt, den Arzt kommen zu lassen, was sie ja thun konnte, ohne ihrem Vater wissen zu lassen, daß es des Falles halber geschah. Er drohte ihr sogar, gegen ihren Willen einen Arzt zu holen. Wogegen ihm Rosa drohte, daß sie, wenn er es thäte, aufstehen und den Doctor nicht annehmen würde. Vernunftgründe, Bitten und Drohungen scheiterten an ihrem felsenfesten Entschlusse.

Vincenzo war darüber ärgerlicher als er zeigen durfte, und unvernünftiger, aber natürlicherweise vermehrte dieser

Aerger den Verdruß gegen den Signor Avvokato noch. Der alte Herr war dagegen, als er von dem Unwohlsein seiner Tochter hörte, nicht weniger ärgerlich als Vincenzo, und neun Zehntel seines Aergers vermehrte noch die Erbitterung gegen seinen Schwiegersohn. Denn hatte er nicht nur den augenscheinlichen Beweis, daß dieser unwürdige Schwiegersohn absichtlich mit den Gefühlen seines Pathen gespielt hatte, als er Rosa's Gesundheit als ausgezeichnet schilderte? In dieser Stimmung sahen sich Vater und Schwiegersohn bei Tische zum ersten Male allein, Stirnrunzelnd, zornschwellend und prahlerisch trug der Eine seinen Zorn zur Schau, natürlich, selbstbewußt und ohne Aufdringlichkeit, hielt ihn der Andere in Bereitschaft. Falsche und wahre Kraft zum Zweikampf bereit. Eine Weile lang unterbrach nur das Klappern der Messer und Gabeln das unheilverkündende Stillschweigen. Endlich sagte der alte Herr:

„Hast Du keinen Mund mehr?"

„Ich wartete, bis es Ihnen belieben würde zu sprechen," sagte Vincenzo ruhig.

Wieder eine Pause.

„Dein letzter Brief aus Chambery enthält einige Stellen," fuhr der Signor Avvokato fort, „in Bezug auf welche ich mir eine Erklärung von Dir ausbitten möchte."

„Herzlich gern," sagte Vincenzo, den Handschuh aufhebend. „Ich stehe zu Befehl."

Wäre er auf einen lang gesuchten Schatz gestoßen, das plötzliche Aufleuchten seiner Augen hätte kein größeres Entzücken verrathen können. Der Signor Avvokato wurde von Feigheit befallen und versuchte zum Rückzug zu blasen.

„Nicht jetzt, nicht jetzt," sagte er im würdevollsten

Tone. Wir thäten besser, jetzt alle aufregenden Gespräche zu vermeiden. Ich bin so schon gereizt genug."

„Dies thut mir leid," sagte Vincenzo, „ich kann jedoch nicht begreifen, wie mein Brief Grund zu einer aufregenden Besprechung, oder überhaupt zu einer Besprechung bieten kann."

„Ich begreife es aber, und das ist genug," sagte sein Pathe kurz.

„So sei es. Erlauben Sie mir dann nur zu bemerken, daß ich bei jedem in meinem Briefe gesagten Worte bleibe."

„Das wollen wir sehen. Du kannst mich mit Deiner ganzen Großthuerei nicht zum Streiten bringen. Die Leiden meines armen Kindes sollen nicht noch durch die Aufregung ihres Vaters gesteigert werden. Ich weiß, welche Rücksicht man ihrem Zustande schuldig ist, wenn es auch Andere nicht wissen."

„Bei welcher Gelegenheit, zu welcher Zeit, und in welcher Weise habe ich die Rücksicht gegen meine Frau, mochte sie krank oder gesund sein, verletzt?" fragte Vincenzo mit ruhiger Stimme, den Signor Avvokato mit seinen Blicken durchbohrend.

„Ich habe keinen Namen genannt; warum beziehst Du es auf Dich?"

„Weil die Worte „wenn es Andere nicht thun," sich nur auf mich beziehen können. Wagen Sie zu sagen, daß Sie mich nicht meinten?"

„Wagen?" rief der Signor Avvokato und warf sich in die Brust. „Du könntest, dächte ich, auf achtungsvollere Weise eine Erklärung fordern."

„Sie können es nicht leugnen," fuhr Vincenzo unbekümmert um seines Pathen pomphafte Worte und

Blicke fort. „Sie häufen beleidigende Anschuldigungen auf mich, und wenn Sie sie mir beweisen sollen, dann ziehen Sie sich mit einem qui pro quo zurück. Ich überlasse es Ihnen, einer solchen Taktik einen Namen zu geben. Auch gestern Abend waren die ersten Worte, die Sie an mich, Ihren Schwiegersohn, nach einer Abwesenheit von zehn Monaten richteten, eine Beschuldigung der Unwahrheit und das in Gegenwart eines Fremden. War es gerecht? War es anständig? War es männlich?

Der Signor Avvokato stand auf und sagte: „Ich sehe es wohl — Du hast es auf einen Streit abgesehen, und ich will mich nicht streiten. Ich werde bald Gelegenheit haben, zu sprechen und dann wirst Du mich hören müssen. Für jetzt räume ich Dir das Feld."

Es ist allerdings unangenehm, besiegt zu werden, wenn man den besten Willen hat, selbst zu siegen. Dem Signor Avvokato war es zu Muthe, als ob er diesen unbezähmbaren Schwiegersohn hätte zermalmen können, der seiner stets Herr wurde. Vincenzo war nicht weniger empört durch die gewonnene Ueberzeugung, daß sich sein Schwiegervater dem Wiedereintritt in die Dienste der Regierung wüthend widersetzen würde. Die Kluft zwischen ihnen hatte sich bedeutend erweitert.

Zweites Kapitel.

Schwere Stunden.

Rosa war am andern Tage wieder wohl genug, um ihren Platz an der Mittagstafel einzunehmen, und die

beiden Streitenden hatten eine Zeit lang keine weitere Gelegenheit, sich allein zu sehen. Als sich diese wieder bot, nahm Don Pio stets ihren Platz ein und diente als Scheidewand zwischen Vater und Schwiegersohn, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Rosa war vom Augenblick ihrer Ankunft in Rumelli an, wenn auch nicht entschieden krank, doch nie ganz wohl. Sie litt beständig an allen den Leiden, die ihre Umstände mit sich brachten. Es schien, als ob es eigens deshalb so sein müßte, um ihres Vaters Verdacht von Vincenzo's Unaufrichtigkeit oder noch Schlimmerem zu bestätigen.

Don Pio war für den Palast Regen oder Sonnenschein. Kam er am Tage nicht, was er aber selten verfehlte, so schickte der Signor Avvokato gewiß nach ihm. Vincenzo bedurfte keiner tiefen Beobachtung, um die Wurzel von Don Pio's Einfluß zu finden. Was die geschickten Aufmerksamkeiten und das gewinnende Wesen von Don Natale's Gehilfen angefangen, hatte Don Natale's Tod vollendet. Dieses traurige Ereigniß, so wenig unerwartet es auch gewesen, hatte die Einbildungskraft des Signor Avvokato mächtig erschüttert, und seitdem die Todesfurcht nie aufgehört, ihn zu quälen. Die Todesfurcht hatte aber auch noch andere Befürchtungen erweckt. Er war ihnen um so zugänglicher, da er sich jetzt sagte, daß er sein ganzes Leben lang mehr Philosoph als Christ gewesen. Freilich war er Sonntags in die Messe gegangen, hatte in den Fasten kein Fleisch gegessen, und zu Ostern die Sacramente genommen, aber nur, weil es Andere so thaten, und weil das Unterlassen ihn in Unannehmlichkeiten bringen konnte. Wie bei vielen Anderen seiner Generation, fand in seinem Gemüth eine Reaktion gegen eine Religion statt, die von einer irre geleiteten Politik zu einem Mittel der

Regierung und einem Werkzeug der Unterdrückung benutzt worden war.

Es ist leicht, mit einem Blick alle die Vortheile zu überschauen, welche des Signor Avvokato Sinnesänderung einem intelligenten Mann von Welt, der noch dazu Priester war, bot. Während er in seiner Eigenschaft als Ersterer ihn durch sein Mitgefühl und durch allerhand gewöhnliche Mittel für seine körperlichen Leiden tröstete — deren es Legionen gab, wenn man der Einbildung des Kranken trauen durfte — so heilte er in letzterer die Wunden der Seele, indem er sie mit dem Oel der Hoffnung und dem Balsam der Gnade beträufelte. Der alte Herr war bald wie weiches Wachs in der Hand Don Pio's und schwur bereitwillig alle Irrthümer seines vergangenen Lebens, die politischen natürlich inbegriffen, ab. Hätte der alte del Palmetto aus dem Grabe steigen können, er würde seinen frühern politischen Gegner mit Freuden als einen Bruder Codino vom reinsten Wasser haben begrüßen können. Ein mehrmonatlicher Einfluß Don Pio's hatte den alten Skeptiker in einen Gläubigen verwandelt, den ci-devant Liberalen in einen eifrigen Gegner Cavour's und des Statuto, den Schreiber der berühmten Epistel an den Oberen des Seminars in einen fanatischen Parteigänger der Mönche und Nonnen aller Farben nnd Benennungen. Besser spät als nie.

Auch seine äußerlichen Gewohnheiten hatten große Veränderungen erlitten. Die wenige Thätigkeit, der er sich vor Rosa's Abreise nach Chambery noch hingegeben, war jetzt vorüber. Er unternahm keine Morgenspaziergänge mehr und verließ sein Zimmer selten vor Ein Uhr, der Essensstunde. Nachmittags wurde ihm ein Lehnstuhl vor die Hausthür gesetzt, und dort schöpfte er Luft. Seit seiner Rückkehr nach Rumelli, Ende März, war er nicht

einmal in Ibella gewesen, und sprach davon, das ganze Jahr im Palaste bleiben zu wollen. Seine musikalischen Studien hatte er ganz aufgegeben — juristischen Rath gab er nur noch selten. Seine einzige Beschäftigung war, neue Krankheiten an sich zu entdecken und über die alten und neuen zu brüten und zu jammern. Es schien dies Manie werden zu wollen — er konnte von nichts als seinen Leiden sprechen. Er trug einen kleinen Taschenspiegel bei sich und beobachtete die Veränderungen in seinem Aussehen mit kindischer Angst. Seine Furcht, im Zuge zu sitzen, war unleidlich. Dieses unaufhörliche Denken an sich selbst machte ihn grillig, zänkisch, reizbar, oft bis zu einem Grade, den nur Wenige aushalten konnten. Nur Don Pio verstand stets, ihn zu behandeln — seine blose Gegenwart, der Klang seiner Stimme hatte, wie David's Harfe auf Saul, eine beruhigende Wirkung auf des alten Herrn geistige und körperliche Störungen.

Don Pio kannte seine Macht und benutzte sie zu seinen Zwecken, aber er prunkte nie damit; im Gegentheil, er verhehlte sie sorgfältig, verhehlte sie am Sorgfältigsten vor Dem, über den er sie ausübte, und Der, während er ohne Don Pio's Willen nicht den kleinen Finger bewegte, sich doch für ganz frei hielt — so sanft und geschickt war die Hand, die ihn leitete. Selbst das schärfste Auge hätte in dem Benehmen oder den Reden Don Pio's nicht das Selbstbewußtsein eines Mannes entdeckt, der seine Macht kennt. Ehrerbietig, aber nicht unterthänig gegen den Herrn des Hauses, leutselig und umgänglich, ohne Vertraulichkeit gegen Vincenzo, väterlich herablassend gegen Rosa, voll ernster Würde gegen die Dienerschaft, wie er damals gewesen, wo er als Fremder zum ersten Male den Fuß

in den Palast gesetzt, so war er jetzt noch, wo er sich stets willkommen sah, als geehrter, bekannter Gast.

Wir sagten, daß Don Pio seine Gewalt kannte und zu seinen Zwecken benutzte. Es mag sich Niemand einbilden, daß dies niedrige Zwecke gewesen wären. Die Verherrlichung der Kirche, das heißt die Verwirklichung der allgemeinen Anerkennung der Ueberlegenheit Rom's und der Oberherrschaft des Ordens, dem er angehörte — ein geringeres Ziel erstrebte Don Pio nicht; ein Ehrgeiz, der vielleicht ein wenig verspätet, aber auf jeden Fall großartig war. Das Zustaubzermalmen alles Dessen, was ihm in den Weg kam, gehörte natürlich dazu.

Rosa war von drei Tagen zweie unwohl, aber sie zeigte keine Ungeduld. Die Aerzte, die auf ihres Vaters Verlangen wiederholt gerufen wurden, erklärten, es sei keine Ursache zur Angst vorhanden. Es sei durchaus kein ungewöhnliches Leiden — körperliche und geistige Ruhe, warme Bäder, weiter sei nichts nöthig. Rosa verbrachte den größten Theil des Tages bei ihrem Vater und Don Pio. Ihr Mann wurde in den Hintergrund geschoben — nicht, daß sie übellaunig oder unfreundlich gegen ihn gewesen wäre; im Gegentheil, jetzt, wo die unaufhörliche Ursache zur Gereiztheit, sein Amt bei der Regierung, nicht mehr zwischen ihnen stand, gewann ihre leichtherzige Natur wieder die Oberhand; nur zeigte sie weder, noch fühlte sie das Bedürfniß engeren Umganges mit ihrem Manne. Ja, die häufigen Ausbrüche von Zärtlichkeit, von denen Vincenzo's Herz gegen die Mutter seines zukünftigen Kindes ergriffen wurde, fanden bei ihr keinen Widerhall. Ihr Umgang war der von gebildeten, aber nicht mit einander sympathisirenden Personen in einem Kosthaus — höflich, freundlich, aber ohne Vertraulichkeit.

Barnaby, den die Lösung des schwierigen Problems beschäftigte, wie sich so widersprechende, so auseinandergehende Ansprüche vereinigen ließen, war mehr einem Fisch außer dem Wasser, als dem Hitzkopf der früheren Tage ähnlich. Oft schloß sich Barnaby, wenn Vater, Tochter und Schwiegersohn Nachmittags vor dem Hause saßen, der traurigen Gesellschaft an und forschte von der marmornen Balustrade aus, auf der er gewöhnlich zu sitzen pflegte, lange und aufmerksam in den sich ihm gegenüber befindlichen Gesichtern, als ob er das unglücklichste und deshalb seines Mitleids würdigste aussuchen wolle. Wenn es ihm nicht gelang, so stand er auf, drehte sich wie ein Hund um sich selbst und ging dann in übler Laune fort; glaubte er es aber gefunden zu haben, so machte er dem gerade Verurtheilten einige Tage lang ein böses Gesicht, mochte dies nun Vincenzo sein oder sein Herr. Barnaby war jetzt über achtzig Jahre alt.

Ein so trauriges und melancholisches Leben, als sich ein Trappist nur hätte wünschen können, hinreichend den lebendigsten Geist zu bändigen und Vincenzo mußte sich natürlich niedergedrückt fühlen. Aller anregenden und intelectuellen Unterhaltungen beraubt, unaufhörlich von der Ueberzeugung gequält, sich nützlich machen zu können und doch ein nutzloses Leben führen zu müssen, jeden Augenblick in seiner Selbstachtung, in seinen Zuneigungen und Ueberzeugungen gekränkt, schleppte Vincenzo, elend und abgemartert, Tag für Tag an seiner Bürde mit derselben Bereitwilligkeit, mit der ein Galeerensclave seine Kette hinter sich fortschleppt. Langweile, drückende Langweile, nagte vom Morgen bis zum Abend an seinem Herzen und wurde nur gelegentlich durch einen Wuthanfall unterbrochen, der ihm sich das Haar ausraufen und

mit dem Kopf gegen die Wände rennen ließ. Sein Bericht, an dem er fleißig arbeitete, hatte den Reiz, den er früher besaß, verloren, ihm die Unannehmlichkeiten, die ihn von allen Seiten umgaben, vergessen zu lassen; auch hatte er nicht mehr das vollkommene Vertrauen in die Richtigkeit der Ansicht, die er entwickelte, welches seiner Aufgabe in Chambery den Eifer einer guten Handlung ertheilte, er zweifelte jetzt manchmal, ob nicht alle seine Behauptungen richtiger Unsinn wären und doch waren die einzig erträglichen Stunden des langen vierundzwanzigstündigen Tages die Stunden der Nacht, in denen er an seinem Schreibtisch in der Einsamkeit des Dachstübchens saß, denn um den Schlummer seiner Frau nicht zu stören, deren Schlafzimmer im zweiten Stock an das seinige stieß, benutzte er die Dachkammer, die er als Knabe inne gehabt, zu seinen nächtlichen Studien und zog sich unmittelbar nach dem Abendbrot dahin zurück, um bis nach Mitternacht dort zu verweilen. Barnaby zwar, der in demselben Stockwerk schlief, schlich sich oft in Vincenzo's Stübchen, aber seine Gegenwart störte die Stille desselben nicht, der alte Mann sprach selten, obgleich er stundenlang dort sitzen blieb und so wachsam wie ein treuer Hund die seltsamen Bewegungen seines Lieblings beobachtete, der in der Hitze der Composition bald seine Feder über das Papier fliegen ließ, bald inne hielt, seinen Schnur- oder Backenbart drehte, als ob er daraus hervorziehen wolle, was er brauche, dann plötzlich aufsprang und ungeduldig im Zimmer auf- und ablief.

Fast drei Monate waren in dieser tödtlichen Einförmigkeit verstrichen, als zu Anfang September die Signora Candia eines Nachts plötzlich krank wurde. Dreißig Stunden lang litt sie furchtbare Qualen und

empfing dann nicht einmal den Lohn derselben — ihr armes kleines Kind wurde nur geboren, um zu sterben. Dieser traurige Ausgang überraschte Niemand mehr als die Aerzte, die von Anfang an dabei gewesen waren — sie wußten nicht, wie sie diesen Unfall mit der starken Constitution der Signora Candia vereinigen sollten, es sei denn, daß sie irgend einen Fall erlitten, oder eine Unklugheit begangen. Rosa leugnete beides schwach. Als jedoch der Gegenstand in Vincenzo's Gegenwart besprochen wurde, erwähnte er, daß seine Frau am Tage ihrer Ankunft im Palast aus dem Wagen gefallen sei, und verschwieg auch nicht, welche schlimme Ahnungen er damals und später gehabt. Diese Ahnungen erklärte der Signor Avvokato für puren Unsinn und behauptete keck, daß Rosa's Fall kaum ein solcher hätte genannt werden können, damals habe sie sich nicht verletzt, nein, die Ursache des Unglücks müßte in irgend etwas gesucht werden, was vor ihrer Rückkehr geschehen sei. Der Signor Avvokato hielt diese Ansicht mit einer Schärfe und einer Härte des Tones fest, welche die Aerzte gar nicht begreifen konnten, welche es ihnen aber klüger scheinen ließ, alle weiteren Fragen darüber ganz zu vermeiden.

Rosa's Zustand grenzte an Auflösung. Einer der Doctoren blieb in ängstlicher Erwartung Dessen, was die Nacht bringen möchte, im Palast. Sie brachte nichts Gutes — heftiges, von Phantasieen begleitetes Fieber. Bei Tagesanbruch kehrte zwar das Bewußtsein zurück, aber die Kranke war in einem gefährlichen Zustand. Sie fühlte dies selbst und zwang auch den Doctor, es ihr einzugestehen. Sie verlangte und erhielt das Versprechen, daß ihrem Vater die Gefahr nicht mitgetheilt werden solle, so lange noch die geringste Hoffnung vorhanden sei

und bat dann um die Sakramente, die ihr Don Pio reichte. Ihre Ruhe und Fassung verließ sie nicht einen Augenblick. Aber ihr Vater erntete die Frucht ihrer Vorsorge nicht, denn kaum erfuhr er von den Sakramenten, so errieth er die Wahrheit und wurde fast wahnsinnig vor Verzweiflung. Vincenzo, so zerrissen sein Herz auch war, fand doch noch Kraft genug, den schwachen alten Mann zu trösten und zum ersten Male seit seiner Ankunft führte ein stummes, überwältigendes Gefühl, vergangene und gegenwärtige Streitigkeiten vergessen lassend, Vater und Schwiegersohn einander in die Arme.

Nach mehr als vierzehntägiger banger Erwartung siegte Rosa's kräftige Constitution, ehe sie sich jedoch vollständig erholt hatte, um die Anstrengung des Uebersiedelns nach Ibella ertragen zu können, mußte noch ein Monat vergehen. Da eine lange ärztliche Behandlung als nothwendig für ihre vollständige Herstellung gehalten wurde, so wurde beschlossen, sie nach der Stadt zu schaffen, damit die Aerzte sie rascher und leichter erreichen könnten. Rosa besserte sich langsam aber sicher. Der Winter war mild und trocken, was ihr sehr zu statten kam. Mit derselben bewundernswerthen Geduld mit der sie die ihrer Krankheit vorangehenden Leiden ertragen hatte, ertrug sie jetzt die Unannehmlichkeiten der Reconvalescenz. Obgleich ihr das Gehen verboten war, ja, sie nicht einmal den Fuß auf die Erde setzen durfte, so kam doch nie eine Klage über ihre Lippen. Ihr Vater und ihr Gatte waren unermüdlich in ihrer Pflege, Vincenzo las ihr vor, hielt ihr das Garn, unterhielt sie mit amüsanten Geschichten oder lebhaftem Gespräch, trug sie vom Sopha auf's Bett und umgekehrt, führte sie, als ihr zuerst gestattet wurde, einige Schritte zu gehen und bemerkte mit Befriedigung,

daß seine Aufmerksamkeiten mit einem Schein von Vergnügen aufgenommen wurden, an das er seit den Flitterwochen wenig gewöhnt war. Der Schatten des Todes, der so nahe an ihr vorübergezogen war, der Vorgeschmack der Mutterfreuden, den sie gehabt, hatten augenscheinlich die scharfen Ecken ihres Charakters gemildert und sie betrachtete ihren Mann mit größerer Sanftmuth und Geduld. Der Gedanke, daß sie ihm beinahe entrissen worden wäre, übte einen eben so heilsamen Einfluß auf ihren Mann aus, seine Zärtlichkeit für sie brach neu hervor und Manches aus der Vergangenheit wurde vergessen.

Noch andere Ursachen vereinigten sich, ihn weniger düster und verzweifelt zu stimmen. Der Umzug aus dem Palast nach Ibella hatte seine Lage verbessert. Ibella war zwar langweilig, aber nicht halb so langweilig wie der Palast. Hier war er dem Strom der Welt nicht so ganz fern, hier hatte er Zeitungen, die ihm erzählten, daß sich das Leben noch im Lande rege und wenn er auch nirgends hohe Intelligenz oder seltene Begabung fand, so fand er doch wenigstens verwandte Geister und warme Herzen mit Ideen, Hoffnungen und Erwartungen, die mit seinen eigenen sympathisirten. Auch kreuzte Don Pio's unangenehmer Schatten nicht unaufhörlich seinen Pfad. Zwar kam Don Pio öfter als Vincenzo für nothwendig hielt, ein oder zweimal wöchentlich — aber das war nichts gegen seine täglichen Besuche in Rumelli. Müssen wir erst sagen, daß die Zeit Vincenzo's starke Abneigung gegen den jungen Priester nicht geschwächt hatte? Vincenzo hielt ihn in seinem Innern für verantwortlich für den bejammernswerthen Zustand, in dem sich der Signor Avvokato befand. Er war auch ferner überzeugt — und darin irrte er sich nicht — daß Don Pio ihm in der

Vergangenheit durchaus nicht bei seinem Pathen gedient hatte und ihm auch in Zukunft nicht dienen würde.

Die verbesserte Stimmung zwischen Mann und Frau erstreckte sich zum Unglück nicht auch auf Vater und Schwiegersohn. Im Gegentheil schien sie jeder Tag, besonders seit sie in die Stadt gezogen waren, mehr zu entfremden, ja, die Abneigung des alten Herrn nahm sogar manchmal die Form des Hasses an. Durch welche neue Beleidigung hatte sich Vincenzo das Wiedereröffnen der Feindseligkeiten zugezogen? Durch die unverzeihlichste, die sich die Einbildung eines alten Mannes denken konnte. Der Signor Avvokato hatte sich mit der Hartnäckigkeit und Stärke der Leidenschaft eines Greises einen Enkel gewünscht. Anfangs wurde sein Bedauern über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen durch die Angst um seine Tochter verschlungen, als aber die Gefahr vorüber war, brach sein Bedauern mit erneuter Stärke hervor und mit ihm eine wahre Manie, die Ursache zu ergründen, die ihn dieses Schatzes beraubt. Nun, diese Ursache war leicht zu finden, wenn sie ein geistesschwacher alter Mann finden wollte und zwar eine andere, als dieser lächerliche Fall, auf den Vincenzo, wahrscheinlich nicht ohne Grund, so viel Gewicht legte. Ein ungewohntes Klima, das Heimweh, Gemüthsunruhe, die aus den unaufhörlichen Streitigkeiten entsprang, dies alles hatte Rosa durchgemacht und das war jedenfalls mehr als genug, den Anfall zu erklären. Einer von Rosa's Aerzten hatte, hart gedrängt, endlich zugegeben, daß alle diese vereinigten Umstände bei der Mutter einen Gemüthszustand hervorgebracht haben könnten, der auf das ungeborene Kind nachtheilig eingewirkt. Dieses Zugeständniß wurde von dem Signor Avvokato eifrig ergriffen. Es hatte in seinen Augen einen dreifachen Vortheil. Anstatt nach einer ungreifbaren Annahme zu forschen,

gab es ihm eine bestimmte Wirklichkeit in die Hand, auf die er bei Gelegenheit fußen konnte; es beseitigte ein für allemal die lächerliche Behauptung mit dem Falle und endlich bot es ihm eine kostbare Waffe, mit der er alle ferneren Versuche, ihn von seiner Tochter zu trennen, abwehren konnte. Waren diese Vorurtheile Schuld daran, daß er dem Arzt die Sache so vorgestellt? übten sie Einfluß auf den Schluß, den er aus dem Zugeständniß des Arztes zog? Der Signor Avvokato wußte selbst nicht, daß er Vorurtheile hatte. Nur so viel war ihm unklar bewußt — Rosa's Fall vielleicht zu leicht behandelt zu haben, wenn er bedachte, daß sie den andern Tag hatte das Bett hüten müssen; daher sein Eifer, sich und Andere zu überzeugen, daß der Fall keinen nachtheiligen Einfluß auf sie gehabt hätte und nicht hätte haben können.

Vincenzo seinerseits — der sich, natürlich genug, eben so sehr nach einem Sohn gesehnt hatte, wie der Signor Avvokato nach einem Enkel, und der noch seine besonderen Gründe dazu hatte — Vincenzo, sagen wir, war durch den Umsturz aller seiner Hoffnungen im Innersten getroffen und mehr als vernünftig war, gegen Den erbittert, der die Veranlassung dieser Täuschung war. Denn ohne Rosa's Bedenken, ihren Vater zu beunruhigen, würde nicht geschehen sein, was geschehen war. Vincenzo hatte zu viel Verstand, um seinen Schwiegervater förmlich für etwas verantwortlich zu machen, an dem er nur unwissentlich Schuld war; und doch konnte er ein Gefühl von Reizbarkeit gegen den Mann nicht überwinden, ohne den dieses Resultat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht stattgefunden hätte. Wir haben Alle, groß oder klein, das mit den Kindern gemein — daß wir den Stein tadeln, über den wir fallen. Vincenzo war daher viel zu aufgebracht, um sich des Signor Avvo-

kato Anmaßung der Ueberlegenheit und sein herausforderndes Wesen gefallen zu lassen; es fanden oft Reibungen statt, meist aber in Rosa's Abwesenheit, da sie während der Mahlzeit mehrere Wochen nicht bei Tisch erschien.

Die Milde des Winters half den Mitteln der Aerzte außerordentlich nach. Mitte Februar 1856, war Rosa wieder ganz wohl, es bedurfte jetzt nur der frischen Luft und der Bewegung, um ihr die Kräfte und das gesunde Aussehen wiederzugeben. Das Wetter war prächtig, die Sonne schien warm. Warum sollten sie sich nicht beeilen, in einem Monat nach dem Palast zurückzukehren? fragte der Signor Avvokato. Ibella war ihm unausstehlich geworden: seine frühere Verbindung mit dem verstorbenen del Palmetto hatte ihn bei der ultra-liberalen Jugend der jetzigen Generation unbeliebt gemacht, seine jetzige Bekehrung ihn von der gegemäßigten Partei entfernt, selbst viele seiner alten Freunde hatten ihn fallen lassen. Und dann vermißte er Don Pio, einen Lieblingsarzt für Seele und Körper. Die Aerzte hatten nichts gegen den Vorschlag einzuwenden; Rosa war entzückt, Vincenzo sagte nichts, sah aber nicht erfreut aus. Und so wurde der Aufenthalt der Familie nach Rumelli verlegt.

Rosa's erste Sorge dort, sobald sie pflichtgemäß gebeichtet und communicirt hatte, war, dem Altar der Madonna, der sie ihre Wiederherstellung zuschrieb, ein Opfer darzubringen, ein großes Wickelkind von massivem Silber und dieses Weihgeschenk wurde von ein paar reichen priesterlichen Gewändern von ihr, und einem Paar silbernen Leuchtern von ihrem Vater begleitet. Die Darbringung geschah mit großem Pomp, alle Glocken läuteten, sie gab Veranlassung zu einem Festtag im Dorfe; Alt und Jung eilten herbei, um dem Opfer beizuwohnen und die junge Herrin

des Palastes wieder hergestellt zu sehen. Rosa wurde von ihren armen Nachbarn aufrichtig geliebt und geachtet und die Einbuße der Popularität, die ihr Vater in Folge seiner Zurückgezogenheit, seiner Grillen und des Aufgebens seiner advokatorischen Armenpraxis erlitten, hatte die Stimmung gegen die Tochter nicht verändert.

Der Wohnungswechsel brachte keine sichtbare Veränderung in der Stellung oder den Beziehungen unsrer drei Hauptpersonen hervor, ausgenommen daß Vincenzo, durch die häufige Gegenwart Don Pio's, weit mehr von seiner Frau getrennt war, als in Ibella. Ihr Vater oder Don Pio standen stets zwischen ihnen. Don Pio war Rosa's Beichtvater geworden, ein Umstand, der seine Gewalt über sie nicht verringert hatte, ihr religiöser Eifer nahm augenscheinlich zu, sie ließ sich beinahe jeden Sonntag die Hostie reichen, machte die Kirche zum Ziel der ihr verordneten Spaziergänge und hörte dort täglich die Messe. Ihr Gatte begleitete sie hin und her und das waren die einzigen Augenblicke, in denen er sie allein hatte. So verging eine Woche nach der andern traurig und einförmig.

Ende März hatte Rosa ihre Jugendblüthe und ihren frischen Muth vollständig wieder gewonnen und Jeder wünschte ihr zu ihrem Aussehen Glück. Jetzt oder nie war für Vincenzo der Moment gekommen, sich zu emancipiren. Er hatte gewartet bis die Wiederherstellung seiner Frau allgemein anerkannt sei, um allen Einwürfen hinsichtlich ihrer zarten Gesundheit zu begegnen. Wenn er länger zögerte, so fühlte er, daß seine fortgesetzte Unthätigkeit später als verjährtes Recht betrachtet werden könne. Um sich selbst anzuspornen, schickte er Onofrio den letzten Theil seines Berichts, den er schon längst vollendet, erklärte, warum er ihn ihm nicht früher überantwortet und kündigte ihm seine Rückkehr nach Turin

innerhalb zweier Monate an. Dann wartete er auf eine Gelegenheit, die Sache zuerst seiner Frau vorzutragen. Es lag ein unbestimmtes Etwas in ihren Blicken und in ihrem Wesen, etwas von neugeborener Weichheit und Wärme, das ihn hoffen ließ.

Drittes Kapitel.

Der Hirsch stellt sich.

Eines schönen Morgens zu Anfang April sagte Vincenzo zu Rosa: „Wir wollen sehen, ob der Jelängerjelieber in Deiner Laube bald blüht."

Da Rosa freundlich einwilligte, schlugen sie ihren Weg dorthin ein. Die Sonne schien hell und warm, die Vögel zwitscherten ihre Liebeslieder, die Bäume und Sträucher erzitterten in den lauen Frühlingslüften. Gerade an einem solchen Tage, zu derselben Jahreszeit, fast zu derselben Stunde waren sie vor zwei Jahren Hand in Hand, ein glückliches, neuverlobtes Paar, in derselben Nußbaumallee auf dieselbe Laube zugegangen. Von diesen Erinnerungen erfüllt, hatte Vincenzo den Muth, sich auszusprechen, er ergriff Rosa's mit Grübchen geschmückte Hand und sagte — mit ernster, und doch vor Bewegung zitternder Stimme: „Es ist kaum zweiundzwanzig Monate, seit Du einwilligtest, die Meine zu werden und des Lebens Wohl und Wehe mit mir zu theilen, Liebste." In Rosa's Augen leuchtete ein Glanz, der den Empfindungen des Redenden zu entsprechen schien. Vincenzo fuhr fort: „Habe ich Recht, Rosa, zu denken, daß ich Dir nicht ganz gleichgiltig geworden bin?"

„Du hast ganz recht,“ sagte Rosa, „nur hättest Du Deine Frage weniger bescheiden stellen können.“

„Ich müßte sehr sanguinischer Natur sein, wenn ich sie anders eingekleidet hätte. Das ist's jedoch nicht, wovon ich sprechen will. Ich darf es also für ausgemacht annehmen, daß Du noch etwas Interesse für mich fühlst — genug z. B. um mir ein kleines Opfer zu bringen, wenn Du damit eine Gefahr von mir abwenden kannst.“

„Gewiß,“ sagte Rosa, „vorausgesetzt nur, daß es eine wirkliche Gefahr ist.“

„Das sollst Du selbst beurtheilen. Sieh mich an, Rosa. Sehe ich aus wie ein gesunder Mensch? Und bedenke, die Verwüstung auf der Oberfläche ist nichts gegen die innere Verwüstung. Ich werde elend — ich werde krank; das ist die doppelte Gefahr, aus der Du mich retten sollst.“

„Herzlich gern, wenn ich kann,“ sagte Rosa, plötzlich zum ersten Male sich seines elenden Aussehens bewußt werdend; „was soll ich thun?“

„Hilf mir aus einer Lage heraus, die Körper und Geist angreift, hilf mir, statt der entnervenden erzwungenen Unthätigkeit zu der gesunden Anregung passender Beschäftigung.“

„Mit andern Worten,“ sagte Rosa, „Du verlangst, daß ich einen Versuch erneuern soll, der gänzlich mißlang, und der aller Wahrscheinlichkeit noch elender mißlingen wird.“

„Nicht; wenn wir ihn klüger und im Geiste der Versöhnung erneuern — man wird stets aus Schaden klug. Ich meinestheils bin klug genug geworden, um jedes Zugeständniß zu machen, das mit dem Ziel, nach dem ich strebe, in Einklang steht. Ich bin bereit, fast unter jeder Bedingung Arbeit anzunehmen.“

„Warum sie dann nicht hier vornehmen?" beeilte sich Rosa zu sagen.

„Nicht hier, denn hier könnte ich keine bekommen, die meinen natürlichen Anlagen zusagte. Ich muß wirkliche Arbeit haben, die meiner Geistesrichtung und meinem Beruf gleich verwandt ist."

„Und warum solltest Du die hier nicht finden können?" behauptete Rosa. „Warum solltest Du nicht thun können, was der Papa gethan hat, und der gerichtliche Beistand der ganzen Umgegend werden? Du könntest ein Zimmer für Dich allein bekommen, um Deine Clienten zu empfangen, und sobald es nur bekannt wird, daß Du prakticiren willst, wird es Dir an Beschäftigung nicht fehlen."

„O gewiß, Beschäftigung genug — aber welcher Art? Das Einbrechen eines Schweines oder einer Kuh in Nachbars Weinberg, ein Streit über einen Wiesenweg oder einen Wassertrog und dergleichen. Du wirst gewiß nicht erwarten, daß sich mein Geist mit solchen Nichtigkeiten befriedigen sollte. Und warum sollte ich mir nicht meine ehrliche Arbeit auch richtig bezahlen lassen, was hier natürlich ganz wegfiele?"

„Ich sehe," sagte Rosa mit enttäuschter Miene, „daß nichts als eine Stelle bei der Regierung Dir zusagen wird."

„Du läßt dem ultra-versöhnlichen Geiste, den ich zeige, keine Gerechtigkeit widerfahren, Rosa. Ich habe so eben gesagt, daß ich unter jeder Bedingung Arbeit annehmen werde. Ich gestehe, daß eine Anstellung bei der Regierung meinen Fähigkeiten und meinem Geschmack am Besten zusagen würde; aber ich bin nicht blind gegen die Gefahr, die eine solche Stelle für unser zukünftiges gutes Einvernehmen haben würde, und wenn Du noch immer Einwürfe dagegen hast ...."

„Die habe ich!“ unterbrach ihn Rosa.

„Nun, so will ich meine Wünsche bei Seite setzen.“

„Das ist sehr freundlich,“ sagte Rosa, „und ich danke Dir sehr.“

„Aber es ist ein Zugeständniß,“ fuhr Vincenzo fort, „das mir ein schweres Opfer kostet, und für welches ich das Recht habe, eine reellere Anerkennung zu erwarten, als Deinen Dank, so angenehm mir dieser auch ist.“

„Wie selbstsüchtig Du geworden bist,“ sagte Rosa scherzend.

„Ein wenig,“ aber es geschieht auch Deinetwegen,“ sagte Vincenzo, auf ihren Ton eingehend, „denn Du hättest doch zuletzt die Last eines kränklichen oder ärgerlichen Mannes zu tragen.“ Dann setzte er, ernster werdend, hinzu: „glaube mir, Rosa, es hängt von dem Ausgang unserer jetzigen Unterredung mehr ab, als Du weißt, oder ich sogar ahne.“

„Was ist Dein Vorschlag?“ fragte Rosa.

„In Turin zu thun, was ich Deiner Ansicht nach hier thun soll — mich als Rechtsanwalt dort niederzulassen.“

„Natürlich kannst Du thun, was Du willst; ich für meinen Theil werde keinen Einwand dagegen erheben; ich hoffe nur, Du erwartest nicht, daß ich mit Dir gehen und den Papa verlassen soll.“

„Ueberrede den Vater, mit uns zu kommen, und dann ist jede Schwierigkeit beseitigt — und der gordische Knoten ist zerschnitten. Du weißt, er liebt, wie Du, Turin.

„Sehr wahr, aber wir lieben Beide diesen Ort am meisten.“

„Ich verlangte von Dir ein Zugeständniß, und schon dieses Wort deutet auf ein kleines Opfer.“

„Und dann müßte der Vater seine Gewohnheiten ändern, und das ist in seinem Alter immer gefährlich.“

„Das mag sein. Ich will nicht darauf bestehen; ich will mein Verlangen darauf beschränken: bringe Deinen Vater dahin, daß er einwilligt, die drei Wintermonate, die er in Ibella zubringt, in Turin zu verleben. Es wird ein offenbarer Gewinn für ihn sein. Die Veränderung und die Bewegung werden Körper und Geist gleich wohlthätig sein. So viel ich aus meinem Aufenthalt dort schließen kann, hat Ibella alle Anziehungskraft für ihn verloren."

„Er liebt es überhaupt nicht mehr so, wie früher," sagte Rosa, „und, angenommen, daß ich im Stande bin, den Papa zu bewegen, die drei Wintermonate in Turin zuzubringen, was soll die übrigen neun Monate des Jahres aus ihm werden?"

„Sage, die übrigen sieben; denn in den Ferienmonaten August und September werden wir zusammen hier sein. Für diese sieben Monate gebe ich Dir carte blanche, Rosa. Zwingt Dich Dein Herz, sie vollständig bei Deinem Vater zuzubringen, so will ich mich nicht beklagen; macht es Dich geneigt, mir die Hälfte, das Drittel, oder überhaupt einen Theil dieser Zeit zu widmen, so werde ich Dir dankbar sein. Vielleicht kann Dein Vater leicht dahin gebracht werden, mich mit Dir dann und wann auf vierzehn Tage oder länger zu besuchen; mache es jedoch ganz, wie Du willst. Auf jeden Fall werde ich Dich jeden Sonntag besuchen, so lange die Trennung dauert. Kann ich vernünftiger oder nachgiebiger sein?"

„Nachgiebig mit einem Ersatz," sagte Rosa, in einer Weise gereizt, wie es vor sechs Monaten nicht der Fall gewesen sein würde. „So lange Du Deinem Steckenpferde nachgehen kannst, kümmerst Du Dich um nichts weiter — nicht einmal um Deine Frau."

„Wie kannst Du das sagen, wenn ich Dich eben versichere, daß ich Dich jede Woche besuchen werde? Wenn Du ein Mann wärest, Rosa, so würdest Du die vollständige Vereinbarkeit Dessen, was Du mein Steckenpferd nennst, mit meinen tiefgewurzelten und zärtlichen Neigungen begreifen.“

„Da ich aber kein Mann bin, so bleibt mir keine Wahl, als daß ich Dir zu glauben versuche,“ sagte Rosa. „Du hältst mich hoffentlich nicht für so lächerlich, daß ich . . . wie soll ich es nennen? —“

„Eifersüchtig wäre? wolltest Du sagen,“ fiel Vincenzo ein. „Wollte Gott, Du wärest es — das würde ein Beweis sein, daß Du mich liebtest, — aber es liegt nicht in Deiner Natur; eifersüchtig zu sein, meine ich.“

„Nein, und ich bin nicht böse darüber,“ sagte Rosa erröthend. „Um jedoch auf den Punkt zurückzukommen — ich will mir Deinen Plan überlegen und Dir morgen Antwort geben.“

„Warum nicht jetzt?“ drängte Vincenzo, seinen Arm sanft um ihre Taille legend und sie an sein Herz ziehend. Sie saßen jetzt neben einander auf dem Belvedère.

„Nein, jetzt nicht,“ sagte Rosa, „ich will erst eine Nacht darüber hingehen lassen, ehe ich mich entschließe; käme es dabei nur auf meine Bequemlichkeit an, so würde ich nicht zögern, ja zu sagen, aber wo auch Papa's Wohlbefinden in's Spiel kommt, muß ich vorsichtig sein.“

Was Vincenzo auch sagen mochte — nichts konnte ihren Entschluß ändern. „Das könne er überzeugt sein, daß es ihr größter Wunsch sei, nach seinem Willen zu handeln, wenn es ihr möglich wäre. Er hätte, ihr zu Gefallen, ein zu großes Opfer gebracht, indem er jeden Gedanken an eine Anstellung bei der Regierung aufgegeben,

als daß sie nicht wünschen sollte, ihm nach besten Kräften auch ihre Bereitwilligkeit zu zeigen."

Vincenzo hatte genügenden Grund, eine augenblickliche Antwort zu verlangen; er fürchtete bei einem Aufschub Don Pio's Einmischung, und hatte es zwanzig Mal auf der Zunge, sie zu bitten, den Priester nicht in's Vertrauen zu ziehen. Er that es jedoch nicht, weil er überlegte, daß, wenn sie sich einmal dazu entschlossen, sein Bitten nichts hülfe; hätte sie es aber nicht gethan, so war es sogar gefährlich, denn dann konnte er erst hervorrufen, was er vermieden haben wollte. Bis jetzt hatte er allen Grund, mit der Aufnahme seiner Einleitung zufrieden zu sein. Freilich hatte er, um eine eigene Aussicht auf Annahme zu haben, seine Ansprüche auf das Allergeringste beschränken müssen, und er hatte nur nach bitterem Kampfe die unseligen Worte ausgesprochen, die seine Trennung von einer Laufbahn bestätigten, welche, nach dem Vorgeschmack zu schließen, den er davon gehabt, für seine Neigungen und Fähigkeiten am Besten paßte. Und die Erfahrungen des letzten Jahres hatten ihn nach und nach davon überzeugt, daß er nie die Zustimmung seiner Frau zu einem Plane bekommen würde, der nicht auf dem Zurückziehen von jeder officiellen Stellung beruhte.

Das Leben eines Stubenhockers und Bücherwurms, das ein Advokat zu führen gezwungen ist, noch dazu für den Anfang ohne Prozesse, besaß wenig Anziehungskraft für einen jungen Mann von Vincenzo's strebendem, thätigem Geist. Er war zu sehr mit den politischen Tagesfragen beschäftigt, um genügende Geistesnahrung in den wenn auch achtungswerthen, aber doch immerhin engherzigen Interessen des Mein und Dein zu finden. Und doch gab es auch Punkte, bei denen die Praxis der Rechts=

pflege mit der Politik in Verbindung kam, und diesen Punkten gedachte sich Vincenzo hauptsächlich zuzuwenden. Nicht wenig Turiner Advokaten hatten Ruhm und Popularität durch ihre Vertheidigung der von der Krone verfolgten Journale gefunden, wie auch durch den gesetzlichen Beistand gegen von verantwortlichen Agénten begangene Mißbräuche der Gewalt. Dann gab es ja auch Organe, durch die alle Fragen besprochen werden konnten und durch die man die Sache der Wahrheit und des Fortschritts bescheiden, aber nutzenbringend vertheidigen konnte, die Zeitungen, und Vincenzo hatte sich gelobt, seine freie Zeit mit Aufsätzen für Journale auszufüllen. Außer Berichterstattungen der Art, wie sie ihm in Savoyen aufgetragen gewesen, war das Schreiben von Zeitungsartikeln vielleicht die, seinen Talenten am meisten zusagende Beschäftigung. Dadurch hoffte sich Vincenzo eine intellektuelle Aufregung, ein geistiges Interesse zu schaffen, das ihm, wenn es ihn auch nicht glücklich machen konnte, doch das Leben nicht mehr als Last erscheinen ließ.

Zum Unglück für ihn sollten alle seine Berechnungen nicht eintreffen. Rosa war schon längst in's Dorf gegangen, als er sie am andern Morgen aufsuchen wollte — ein unglückverheißender Anfang und noch unheilverkündender war ihre Verlegenheit, als er ihr beim Ausgang aus der Kirche begegnete. Er bot ihr mit der Bemerkung den Arm, daß sie ungewöhnlich zeitig aufgestanden sein müsse. Sie sagte, daß es geschehen, weil es ihr Beichttag sei.

„Und," fuhr Vincenzo mit scheinbarer Ruhe fort, „hast Du mir nichts zu sagen?"

„Allerdings, und ich wünschte, es wäre etwas Dir Angenehmereres, aber ich kann bei rechter Ueberlegung wirklich nicht auf Deinen gestrigen Vorschlag eingehen."

Rosa fühlte, wie der Arm, auf den sie sich lehnte, krampfhaft zitterte.

„Und warum nicht?“ fragte er, sich auf die Lippen beißend, um seine Leidenschaft zu beherrschen.

Rosa sagte schnell: „Aus mehreren Gründen. Ich werde es Dir später sagen.“

„Das ist nicht nöthig. Ich kenne den wahren Grund, Don Pio hat es Dir verboten.“

„Du gehst zu weit, Vincenzo,“ rief Rosa.

„Durchaus nicht. Er verbot es Dir nicht gerade zu — dazu ist er zu schlau, aber er gab Dir zu verstehen, was Du thun sollst und Du thust es. Du gehorchst Jedem, Du hörst auf Jeden, außer auf Deinen Gatten. Wie blind, wie blind Du bist. Aber was nützt es, Dir Vorwürfe zu machen? Du bist das Werkzeug und er die Hand, die es führt. Ihn sollte und werde ich zur Rechenschaft ziehen.“ Und Vincenzo drehte, den Arm seiner Frau loslassend, wieder nach der Kirche um. Rosa lief ihm nach. —

„Bitte, bitte, thue es nicht, Du kannst nicht erwarten, daß Don Pio seine Ansicht ändert.“

„Ich werde ihn aber auf jeden Fall für die Ungerechtigkeit strafen, die er mir zufügt und darin liegt schon ein Trost.“

„Wenn Du es thust, ist Alles zwischen uns aus,“ rief Rosa, jetzt auch heftig werdend.

„Es ist schon längst Alles aus zwischen uns,“ gab Vincenzo zurück. „Ich bin auf Alles gefaßt. Ich habe es satt, mich immer in den Staub treten zu lassen, satt, immer die Rolle des Wurmes zu spielen — jetzt erhebe ich den Kopf und behaupte meine Manneswürde. Nimm einfach und ohne Rückhalt meinen gestrigen Vorschlag an, oder —“

Rosa antwortete nicht, sondern schlug den Weg nach dem Palast ein. Vincenzo stand einen Augenblick später in dem wohlbekannten Wohnzimmer der Pfarre.

Don Pio las in seinem Brevier; als er die Augen vom Buche erhob und sie auf Vincenzo's Antlitz heftete, bemerkte er die Anzeichen einer heranziehenden stürmischen Unterredung und legte sogleich seine Rüstung an. Mit vollkommener Ruhe stand er auf, hieß ihn höflich willkommen und bot ihm durch eine artige Handbewegung einen Stuhl an. Ueber den Gebildeten üben die Formen einen entschiedenen Zwang aus. So erhitzt Vincenzo auch war und so viel mehr geneigt, die Phiole seines Zornes an dem Kopfe mit der Tonsur, der sich so höflich vor ihm verbeugte, zu zerbrechen, statt darüber auszugießen, so fühlte er doch diesen Zwang und die heftige Anrede, die auf seinen Lippen schwebte, wurde fast unbewußt durch die trockenen Worte ersetzt:

„Ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen, Signor, wenn es Ihnen paßt."

„Ich stehe ganz zu Diensten, Signor Candia," erwiederte Don Pio. „Bitte, setzen Sie sich."

Vincenzo nahm Platz und fing an: „Ich möchte Ihnen erzählen, ehrwürdiger Herr, daß ich gestern Gelegenheit nahm, meiner Frau einen Entschluß mitzutheilen, über den ich lange nachgedacht und den ich so eingerichtet habe, daß sich meine Pflichten und Gefühle mit ihren Gefühlen und Neigungen vereinigen. Um ihre Wünsche zu befriedigen, habe ich bei meinen Plänen große Opfer gebracht. Meine Frau begriff dies und schien zu dankbarer Einwilligung geneigt. In dieser vernünftigen Stimmung begab sie sich gestern Abend zur Ruhe. Diesen Morgen, vor wenigen Augenblicken, begegnete ich

ihr auf dem Rückweg von einer Conferenz mit Ihnen und erhielt von ihr eine entschieden abschlägige Antwort auf meinen Vorschlag — eine Weigerung, für die ich Sie verantwortlich halte und deshalb zur Rechenschaft ziehen will. Wie dürfen Sie sich, Herr, in meine häuslichen Angelegenheiten mischen und meinen Anordnungen entgegentreten?"

„Erlauben Sie mir, zu bemerken, Signor Candia, daß Ihre Art zu sprechen nicht sehr gemäßigt ist", erwiederte der Priester, und nur die etwas tiefere Blässe verrieth seine Aufregung, seine Stimme blieb fest und väterlich ernst. „Nachdem ich diese Bemerkung gemacht, werde ich auf Ihre Bemerkung antworten, daß ich in der That so wenig die Absicht habe, mich, wie Sie es nennen, in Ihre häuslichen Angelegenheiten zu mischen, und Ihren Anordnungen entgegenzutreten, als ich bis zu diesem Augenblick nicht die geringste Idee davon hatte, wie Sie der Urheber des Planes einer Uebersiedelung nach Turin sind. Die Signora Candia erwähnte ihn gegen mich, ohne darauf anzuspielen, von wem er käme."

„Was jedoch nicht verhinderte, daß Sie augenblicklich mich als den Urheber desselben erriethen."

„Sie erwähnte ihn gegen mich," fuhr der Priester, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „und verlangte dann meinen Rath, den ich ihr gab —"

„Mit mehr Eifer als Discretion," warf Vincenzo ein.

„Gestatten Sie mir, anderer Ansicht zu sein," erwiederte Don Pio mit stolzer Ruhe, „was mein Recht, der Signora Candia einen Rath zu geben, betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie dies bezweifeln werden. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich ihr Seelsorger bin und daher die Verantwortung für ihre Seele habe."

„Leiten Sie ihre Seele so viel Sie wollen, aber treten Sie meinen Anordnungen nicht entgegen.“

„Selbst nicht, wenn Ihre Anordnungen diese Seele gefährden? —“

„Ohne Rückhalt. Ich gebe nicht zu, daß dies jemals der Fall sein kann und weise die blose Annahme als Beleidigung zurück. Ich bin weder ein Abtrünniger, noch ein Verrückter. Ich bin in dem Alter, in dem das Gesetz jedem Manne die Gewalt über sich selbst zuspricht und ich warne Sie, da ich unter keinem Vorwand Ihre Einmischung in meine Freiheit des Handelns dulden werde.“

„Und ich warne Sie, da mich keine Drohungen der Pflicht gegen mein Beichtkind abwendig machen können.“

„Gehört es zu Ihrer Pflicht gegen Ihr Beichtkind, daß Sie es Ungehorsam gegen den Ehemann lehren?“

„Es gehört zu der Pflicht gegen mein Beichtkind, Allem entgegenzutreten, was sein geistiges Wohl beeinträchtigen kann, mag die Versuchung kommen, aus welcher Richtung sie wolle.“

„Mit anderen Worten, Sie behaupten Ihr Recht der Einmischung, der Censur und des endlichen Veto gegen mich. Ihre monströse Theorie vernichtet die Autorität der Väter und Ehemänner.“

„Durchaus nicht. Sie verbessert sie nur, wo sie unrecht hat. Die Autorität des Vaters oder des Gatten muß sich der Gottes unterordnen.“

„Gewiß; aber nicht der Ihrigen, — eines armen sündhaften Menschen, der dem Irrthum eben so unterworfen ist, wie ich, obgleich Sie Priester sind.“

„Sie vergessen, junger Mann,“ erwiederte Don Pio, mit einem leichten Schwanken der Stimme, das steigenden Aerger verkündete, „daß der Priester, so unwürdig er auch

sein mag, auf Erden der Repräsentant der Autorität Gottes ist."

„Bei Ausübung seines Amtes betrachte ich ihn als solchen, aber außerhalb desselben sehe ich ihn als meines Gleichen an."

„Den Unterschied gebe ich nicht zu. Der heilige Charakter, den die Auflegung der Hände des Bischof's ertheilt, ist unaufhörlich und unzertrennbar. Vielleicht," fuhr der Priester höhnisch fort, „denkt man im protestantischen Turin anders."

„Was man auch in Turin denken mag oder nicht," entgegnete Candia sehr energisch sprechend, „lassen Sie mich Ihnen so viel sagen, Don Pio, so gern ich als guter Katholik leben und sterben möchte, ehe ich mich dem Joch Eurer Selbstherrschaft beuge, ehe ich der Sclave des Beichtvaters meiner Frau werde, eher werde ich —"

Der eifrige Blick seines Zuhörers, der Blick eines Duellanten, der eine falsche Bewegung seines Gegners bewacht, warnte den Sprechenden bei Zeiten, daß er besser thäte, nicht mehr zu sagen. Er hielt inne und fuhr nach kurzem Schweigen in einem Tone, der von der früheren Heftigkeit seltsam abstach, fort: „Hören Sie mich an, Don Pio. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich trotz Ihrer Herausforderung mein Möglichstes gethan habe, mit Ihnen in Frieden zu leben."

„Nun, auf welche Art hätte ich Sie herausgefordert?" fragte Don Pio hochmüthig.

„Ich weiß recht gut, Don Pio, wie viel von dem Benehmen meines Schwiegervaters ich Ihnen verdanke," sagte Vincenzo bitter. „Wir wollen jedoch das Vergangene ruhen lassen. Wir wollen, wo möglich, die Gegenwart besser machen. Helfen Sie mir dabei, helfen Sie

mir den Scandal vermeiden, denn sonst giebt es einen und zwar einen großen; denn es ist mein fester Entschluß, nach Turin zu gehen, mit meiner Frau, wenn sie mich begleiten will, ohne sie, wenn sie es verweigert. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, um diesen glücklichen Ausgang zu erzielen. Sagen sie es. Nehmen Sie Ihren Widerspruch gegen meinen Plan zurück."

„Nie!" rief der Priester „in Sachen des Gewissens ist kein Vergleich möglich, und ich wundere mich, daß Sie mir einen solchen vorschlagen."

„Bedenken Sie, ehrwürdiger Herr," drängte Vincenzo, „daß ein Theil des Skandals, der unfehlbar stattfinden muß, Ihnen zur Last gelegt werden wird. Die Leute werden sagen, er wollte nur seine Frau mit nach Turin nehmen und Don Pio hielt sie zurück."

„Turin ist die Höhle des Unglaubens," eiferte der Priester, „nie, so lange ich lebe, werde ich einwilligen, daß die Signora Candia dorthin geht."

„Ueberlegen Sie, Herr", fuhr der junge Mann fort, „ehe es zu spät ist, Ihret- und meinetwegen, ob es nicht räthlich wäre, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben."

„Sie drohen mir, Signor Candia?"

„Durchaus nicht," erwiederte Vincenzo „Ich bringe nur mit Wärme Gründe vor, die Sie zur Mäßigung bewegen sollten. Ich bin nicht so ganz machtlos wie Sie glauben. Ich habe einflußreiche Freunde, die mir beistehen werden. Ich verstehe mit der Feder umzugehen, und die freie Presse ist eine bildsame Maschine. Wenn Sie mich auf's Aeußerste treiben, möchten Sie es eines Tages bereuen."

„Junger Mann!" rief der Priester, aufspringend, „Ihre Drohungen sind mir so gleichgiltig wie das Gesumme

der Fliegen. In Ausübung meines Amtes bin ich bereit jede Verfolgung zu erdulden."

„Es ist leicht, der Verfolgung zu trotzen, wo keine Gefahr dazu vorhanden ist," gab Vincenzo zurück.

Er war auch aufgestanden und Beide standen sich gegenüber — Don Pio mit dem herrschsüchtigen Wesen beleidigten Priesterstolzes, Vincenzo mit dem offenen Trotze ehrlichen, nicht unterdrückten Zornes. „Zweifeln Sie, daß ich in Vertheidigung der Interessen der Religion nicht gern den Scheiterhaufen bestiege?" fragte der Priester, die Arme über der Brust kreuzend und sich hoch aufrichtend.

Vincenzo heftete seine durchdringenden Augen auf den Sprechenden und gab zur Antwort: „Nein, Don Pio, ich bezweifle nicht Ihre Befähigung zum Märtyrerthum, Sie haben blos nicht die Interessen der Religion, sondern die Ihres Standes im Auge. Sie sind ein ausgezeichneter Parteigänger, Signor, aber ein schlechter Priester."

Don Pio zuckte verächtlich die Achseln. Vincenzo fuhr fort: „Denken Sie an die Worte des Heilands: ‚Ein jeglicher Baum wird an seinen Früchten erkannt.' Nun, welche Früchte haben Sie getragen? Ein Amt des Friedens und der Liebe haben Sie in eins des Hasses und der Verfolgung verwandelt. Jeden Tag Ihres Verweilens unter uns haben Sie mit einem neuen Unheil bezeichnet. Sie haben mir das Herz meines Schwiegervaters entfremdet; Sie haben es meiner Frau zur Gewissenssache gemacht, mir ungehorsam zu sein; Sie haben die Saat des Mißtrauens und des Aufruhrs unter die Bewohner Ihres Kirchspiels gesäet. Ja, die traditionelle Ehrfurcht vor ihrem König, die, ehe Sie kamen, die einzige politische Ansicht dieser einfachen unwissenden Bauern bildete, ist durch Sie ausgerottet worden, Sie haben ihnen von der

Kanzel herab angedeutet, daß ihr König ein Sohn Belial's, ein Verfolger der Religion sei.... Und der Signor Avvokato, der gute und freundliche alte Mann, der das Vertrauen Aller besaß und für Alle ein offenes Herz hatte — was haben Sie aus ihm gemacht? Sie haben ihn in einen selbstsüchtigen, krankhaften Hypochonder verwandelt, der keinen anderen Gedanken kennt als den an seine Leiden, der Tag und Nacht durch die Schrecken, nicht der Religion, sondern eines elenden Aberglaubens in Furcht gesetzt wird. Er ist nur noch ein todter Leichnam in Ihrer Hand."

„Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr," sagte Don Pio „so würde ich nicht ungern allein sein."

„Ich gehe," sagte Vincenzo, auf die Thür zugehend, „nur noch ein Wort für Sie. Don Pio, ich überlasse Sie dem Tribunal, wo Heuchelei und Kaltblütigkeit nichts nützen." Dies sagend verließ er das Haus.

Im Umsehen war er im Palast. Rosa beobachtete, hinter den Fenstervorhängen versteckt, sein Kommen. Sobald er ins Haus trat, lief sie auf den Vorsaal, und kam ihm, scheinbar zufällig, mit dem Ausrufe entgegen:

„Ach, da bist Du! war Don Pio zu Haus?

„Ja."

„Und wie — kamet Ihr auseinander?" Rosa sah verwirrt und verlegen aus.

„Komm, und Du sollst es hören," erwiederte er, nahm sie bei der Hand und führte sie die Treppe hinauf in's erste Stock. Die Thür zu dem ehemaligen Musikzimmer des Signor Avvokato stand offen, der alte Mann, in einen Schlafrock von Flanell eingehüllt, lag lang ausgestreckt auf dem Sopha. Vincenzo trat ein, nahm den Hut ab und sagte: „Herr, ich bin gekommen, wie es meine Pflicht ist, um Ihnen einen Entschluß mitzutheilen, den

ich gefaßt habe." Sein Ton war ruhig, ja unterwürfig, aber jedes Wort klang klar und bestimmt, „Ich habe mich entschlossen, Herr," setzte er hinzu, „mich als Rechtsanwalt in Turin niederzulassen."

„Hast Du das wirklich?" sagte der Signor Avvokato und richtete sich ein wenig auf. Die Stimme klang sehr höhnisch aber der Blick des Sprechenden hatte nichts Vertrauensvolles, es war mehr der eines furchtsamen Mannes. Vincenzo wie er dort stand, leichenblaß, das Haar verwirrt um seine Stirn hängend, die Augen wie glühende Kohlen, sah nicht aus wie Einer, der mit sich spaßen läßt.

„Ja, Herr," nahm Vincenzo seine Rede wieder auf, „ich brauche Sie nicht mit Wiederholung der Gründe zu langweilen, die mir diese Laufbahn vorschrieben. Sie kennen sie schon, Sie haben ihre Stärke anerkannt, sie gebilligt. Zu diesen Gründen kommt jetzt ein neuer, der mich schon ganz allein zum Verlassen dieses Ortes bestimmen würde. Ich habe heute den Beweis bekommen, daß es hier einen Einfluß giebt, auf den meine Frau mehr giebt als auf den meinigen — eine Gewalt, die mehr Macht über sie hat, als ich. Unter diesen Verhältnissen ist es unerläßlich, daß ich mich aus der entwürdigenden Stellung befreie und meine Frau einer so verderblichen Atmosphäre entziehe, die das Wesen der Ehe zerstört. —"

„Erkläre Dich deutlicher," stöhnte der Signor Avvokato, vor Angst bebend.

„Deshalb," fuhr Vincenzo fort, „beschwöre ich hier in Ihrer Gegenwart meine Frau, im Namen meiner Liebe zu ihr, ich befehle ihr (wenn es nöthig sein sollte) im Namen des Gehorsams, den sie ihrem Manne schuldig ist, mir nach Turin zu folgen."

„Nein," rief der alte Herr, mit einer Beweglichkeit

von seinem Lager aufspringend, die er nicht gezeigt haben würde, hätte der Palast in Feuer gestanden. „Ich verbiete es ihr: sprich, Rosa, Du willst nicht mitgehen, nicht wahr?"

„Er weiß, daß ich nicht will," stammelte Rosa in großer Verlegenheit, „ich habe es ihm schon gesagt."

„Da — Du hast es gehört — die Sache ist abgemacht!" rief der alte Mann.

„Herr, ich ersuche Sie, ich warne Sie achtungsvoll, meine Frau nicht im Ungehorsam zu bestärken. Sie sind ein zu guter Rechtsgelehrter, um nicht zu wissen, daß die Autorität eines Vaters gegen die eines Ehemannes nichts gilt."

„Aber als Rechtsgelehrter weiß ich auch, daß Grausamkeit ein Scheidungsgrund ist."

„Grausamkeit," wiederholte Vincenzo und sah sich um, als ob er sich überzeugen wolle, daß er nicht träume. „Wenn Sie mir beweisen können, daß ich grausam gewesen, will ich Sie für den ersten Rechtsgelehrten der Welt halten."

„Das ist nicht so schwer als Du zu glauben scheinst. Wir werden prozessiren."

„In dem Falle will ich keinen andern Advokaten haben, als meine Frau. Sei offenherzig, Rosa — habe ich Dich jemals grausam behandelt?"

„Ich habe mich nie darüber beklagt," sagte Rosa.

„Wenn Deine Frau vergessen und vergeben will, ich habe es nicht gethan. Ich erinnere mich nur zu gut des jammernswerthen Zustandes, in dem Du sie zu mir zurückbrachtest. Daß meine Tochter von einem todtgeborenen Kinde entbunden wurde — daß sie mit einem Fuße im Grabe stand — das hat sie Dir zu danken; Deine schlechte Behandlung hat die Katastrophe herbeigeführt."

„O, Vater," rief Rosa und stand in tiefer Entrüstung über diese Beschuldigung vor ihm. Vincenzo fuhr zurück,

als ob er einen Schlag erhalten hätte und sich mit beiden Händen in die Haare fahrend, blieb er eine Weile, wie vom Donner gerührt, stehen. Sein Gesicht war schwarzgelb geworden, seine Augen funkelten unheimlich. Endlich sagte er mit hohlem Flüstern: „Gott verzeihe Ihnen, ich kann es nicht.“ Dann aber rief er, plötzlich in Wuth ausbrechend: „Und Sie bringen diese entsetzliche Anklage gegen mich vor, Sie, der —“

Rosa sprang auf ihn zu, ergriff ihn mit einer Hand beim Arme, suchte ihn mit der andern den Mund zuzuhalten und rief:

„O, bitte, kein Wort mehr, Vincenzo.“

„Zurück! laß mich, ich will und muß sprechen,“ schrie Vincenzo, von Leidenschaft überwältigt. „Es giebt Anschuldigungen, die ein Mann nicht auf sich sitzen lassen darf, und kämen sie von seinem eigenen Vater —“ dann sich zu dem Signor Avvokato wendend, sprach er — „Sie machen mich für den Tod meines Kindes — für die Lebensgefahr meiner Frau verantwortlich — Sie, der allein die Schuld trägt, wenn sie überhaupt Jemand hat — ja, Sie, der blind genug war, nicht zu bemerken, daß Ihre Tochter sich bei dem Falle Schaden gethan hatte — Sie, die Ursache, daß sie alle meine Bitten, einen Arzt zu holen, zurückwies, um Ihnen keine Angst zu verursachen.“

Jetzt kam die Reihe des Erstaunens an den Signor Avvokato. Seine Augen schweiften mechanisch von Rosa zu Vincenzo und von Vincenzo zu Rosa, wie die eines Menschen, den die Furcht überwältigt. „Ist es wahr, was er sagt?“ fragte er endlich seine Tochter. Rosa rang, statt aller Antwort, die Hände.

„Ist es wahr?“ fragte der alte Mann nochmals voller Verzweiflung.

„Nein, nein, es ist nicht wahr,“ stammelte Rosa, „aber er ist auch nie grausam gegen mich gewesen.“

Das Gesicht des alten Mannes wurde dunkelroth. „Mir aus den Augen,“ donnerte er, mit dem Fuße stampfend, „Du Leugner, Du Verleumder! mir aus den Augen, Schurke! oder beim Jupiter —“

Rosa's falsches Zeugniß gegen ihren Mann hatte diesen soweit entnüchtert, daß er die Nutzlosigkeit ferneren Widerspruchs einsah. Er antwortete gefaßt: Ich gehorche Ihrem Befehl, Herr. Er stimmt, wie Sie wissen, mit meinen Absichten überein. Ich befreie Sie von meiner Gegenwart. Rosa, Du weißt, wo Du mich finden kannst, wenn Du willst. Lebewohl.“ Und fort war er.

Er ging in sein Dachstübchen, packte seine Papiere zusammen, nahm sie unter den Arm, lief wieder die Treppe hinab, aus dem Hause hinaus, über die Terrassen, die Alleen entlang, ohne einer Seele zu begegnen, und bog in die Landstraße ein. Da es gerade Mittag, die gewöhnliche Eßzeit, war, war in Rumelli kein Mensch vor den Thüren. Nachdem er wenigstens anderthalb Stunde mit raschem Schritt zurückgelegt hatte, legte sich der Aufruhr in Kopf und Herz ein wenig und dann dachte er an Barnaby, den er bis dahin vergessen gehabt, er tadelte sich selbst, daß er dem alten Barnaby nicht Lebewohl gesagt, seinem treuesten, ja einzigen Freund im Palast. Jetzt war es jedoch zu spät, nicht um die Welt hätte er umkehren mögen. Er erreichte Ibella noch zur rechten Zeit für den letzten Zug und war um acht Uhr Abends in Turin.

Viertes Kapitel.

„Liberta va cercando ch'è si cara."

Vincenzo's genaue Bekanntschaft mit Turin ließ ihn bald ein billiges Logis finden, eine schlechte Höhle in einem schmuzigen Hofe; er bezahlte eine Woche Miethe voraus, ließ sein Bündel Papiere dort, die sein ganzes Gepäck ausmachten, und suchte dann Onofrio auf. Obgleich sein Vertrauen auf Onofrio's Bereitwilligkeit, ihm jederzeit zu dienen, unbegrenzt war, so wollte er doch nicht unvorbereitet zu ihm kommen und seines Freundes Gastfreundschaft mit Sturm erobern.

Sein Brief in dem er, wie sich der Leser erinnern wird, seine wahrscheinliche Rückkehr nach der Stadt innerhalb zweier Monate ankündigte, war noch nicht eine Woche alt und hier war er schon. Wir dürfen nicht vergessen, en passant zu erwähnen, daß Vincenzo noch den größeren Theil, ja, dreihundertundfunfzig von den denkwürdigen vierhundert Francs besaß, die er vor einem Jahre von dem Minister erhalten hatte.

Groß war Onofrio's Ueberraschung und größer noch sein Mitleid, als er das bekannte Gesicht so zum Nachtheil verändert, so elend und gealtert fand. Vincenzo war mit dem Entschlusse gekommen, sein Herz aufzuthun und bei dem ersten Worte herzlichen Mitgefühls, das sein verändertes Aussehen hervorrief, brach wie ein Lavastrom die traurige Geschichte seiner alten und neuen Sorgen und Kümmernisse hervor. Der junge Mann war zu aufgeregt, zu voll von der erlittenen Ungerechtigkeit, sein Herz sehnte sich zu sehr danach, sich einmal Luft zu machen, als daß er daran gedacht hätte, eine der Wunden zu verbergen, aus

denen er blutete. Im Gegentheil, es war ihm eine Erleichterung, sie einmal ganz bloszulegen, zu ermessen, wie tief sie gingen. Die unverhohlene Aufregung des Zuhörers kam der des Erzählenden gleich. Onofrio erklärte, er habe, trotz aller seiner Erfahrung in Familienstreitigkeiten, nie von einem Falle gehört, der so complicirt und von so ernstem Charakter gewesen, als der seines Freundes.

„Besser, daß es so ist," sagte Vincenzo emphatisch, „besser, daß ich durch die Gewalt unwiderstehlicher Umstände getrieben worden bin, denn wäre die Lage weniger außerordentlich, weniger unerträglich gewesen, so würde ich mich nicht so ganz gerechtfertigt fühlen, daß ich mich um jeden Preis aus derselben befreit. Es ist ein ernster Schritt, lieber Freund, ich kann es beurtheilen; ich habe monatelang darüber nachgedacht, bis mir der Kopf zu zerspringen drohte — es ist ein ernster Schritt, sein Weib zu verlassen, mit seinem Schwiegervater zu brechen, wenn dieser Schwiegervater (hier wurde Vincenzo's Stimme heiser) zugleich unser Wohlthäter, so gut wie unser eigener Vater ist — es ist ein ernster Schriit, den nur die dringendste Nothwendigkeit rechtfertigen kann. Aber ich bin wenigstens froh," fuhr Vincenzo wieder mit sichererer Stimme fort, „daß ich bis zuletzt meine Pflicht that und daß ich, in Anbetracht dessen, was ein Mann sich selbst schuldig ist, nicht mehr thun konnte. Nun ist es zu Ende. Mein Gewissen ist, Gott sei Dank! ruhig; und hier bin ich als ein neuer, ungefesselter Mann, mit viel gutem Willen und reger Thatkraft, mit denen ich mir nur zu gern mein tägliches Brot verdienen will."

Als nun Mittel und Wege besprochen wurden, drückte sich Onofrio sehr sanguinisch darüber aus, daß Vincenzo

schon seinen Unterhalt finden würde, sanguinischer vielleicht, als es ihm wirklich zu Muthe war. Als guter Samariter fühlte er, daß der Augenblick nicht geeignet war, Schwierigkeiten zu finden, sondern nur, zu trösten und aufzumuntern.

„Mache Dir keine Sorge um das liebe Brot,“ sagte Onofrio,“ mit Gottes Hilfe werden wir das für Dich finden und ein Stück Käse dazu. Unterdeß bleibst Du bei mir.“

Darein wollte Vincenzo nicht willigen, wenigstens nicht, bis er genug verdiene, um, wie früher, Kostgeld zu geben.

„Ich gebe Dir Credit,“ sagte Onofrio lächelnd. „Stolzer, beschränkter Bursche, der Du bist, siehst Du denn nicht ein, daß wenn Du mein Schuldner bist, ich um so eher etwas für Dich ausfindig machen werde, um mich wieder bezahlt zu machen?“

Auf so liebenswürdige Weise gedrängt, war Widerstand unmöglich. Vincenzo gab mit nassen Augen nach und machte nur zur Bedingung, daß er diese Nacht noch in seiner gemietheten Wohnung schliefe. Mitternacht war vorüber, als er seinen Weg dahin einschlug, in einer Weise getröstet und beruhigt, über die er sich selbst wunderte.

Wir wollen jetzt erklären, warum der Signor Onofrio viel weniger auf seine Fähigkeit, seinem jungen Freund zu dienen, baute, als er zeigen wollte. Vincenzo's unzeitiger Abschied, gerade nachdem er so sichere Beweise von der Zufriedenheit seines Patron's, des Ministers, empfangen, hatte ihn tiefer verletzt, als vernünftig war — die besten Männer sind, wie wir wissen, manchmal empfindlich — und hatte zu einem kurzen Mißverständniß zwischen dem Minister und Onofrio geführt.

„Ich bitte Dich," hatte der Minister gesagt, „in Zukunft Dein Interesse nicht an Thoren zu verschwenden."

„Warte, bis ich Dir wieder Jemand empfehle," hatte Onofrio erwiedert.

So war nun nach dieser Seite hin keine Aussicht mehr, denn Onofrio wäre lieber hundertmal gestorben, als daß er dem Minister wieder das Wort vergönnt hätte. Er hatte, wie wir sehen, auch seine schwachen Seiten. Als Vincenzo's Brief kam und die Nachricht von seiner baldigen Rückkehr nach Turin brachte, fing Onofrio sogleich an, sich nach etwas Passendem für ihn umzusehen, fand aber zu seiner großen Enttäuschung nichts, als ein bis zwei Schreiberstellen mit geringer Arbeit, geringem Gehalt und schlechten Aussichten; worauf er zu sich selbst sagte: „Ich habe halb und halb Lust, meinen Schützling geradeweges zu Cavour zu bringen — denn außerdem sehe ich keine Aussicht für den jungen Mann. Aber ehe ich das thue, wenn ich es überhaupt thue, muß ich mich doppelt vergewissern, daß er die Flinte nicht wieder in's Korn wirft. Ein Fehlschlag ist mehr als genug."

Vincenzo's unerwartete Ankunft, die durch so außerordentliche Umstände veranlaßt worden war, änderte zwar nichts in Onofrio's Absicht, ihm zu dienen, bestärkte ihn aber in seiner klugen Zögerung. Erst wenn die Zeit Vincenzo's Entschluß gereift hätte, wollte Onofrio seinen Trumpf für ihn ausspielen.

Aber mittlerweile — das heißt, während dieser Prüfungszeit — durfte Vincenzo nicht müßig bleiben, um über sein Elend nachzudenken, er mußte genug zu thun bekommen und Geld verdienen. Aber passende Arbeit ist nicht gleich zu finden. Nachdem er sich die halbe Nacht den Kopf zerbrochen, ohne daß ihm etwas einfiel, fuhr

Onofrio im Bett in die Höhe, schlug sich heftig vor die Stirn und rief: „Esel, der ich bin! Und meine Statistik? Was hindert mich denn, ihm diese Arbeit zu überlassen und ihn wie im Auftrag der Regierung zu bezahlen?" Worauf sich Onofrio wieder niederlegte und fest einschlief.

Am nächsten Morgen ging Vincenzo, nachdem er ein frugales Frühstück eingenommen, sein Bündel Papiere unter dem Arm, nach Onofrio's Wohnung, um von seinem alten Zimmer Besitz zu nehmen. Es war ein reizendes kleines Zimmer, das, wie wir schon wissen, die Aussicht auf die Hügel jenseit des Po hatte. Als Vincenzo am Fenster stand und die wohlbekannte schöne Gegend überblickte, erwachten die damit verbundenen Erinnerungen, und ein Hauch seines Junggesellenlebens, ein Hauch der Hoffnung und des Vertrauens in die Zukunft, überkam ihn. Jetzt setzte er sich am Fenster nieder, packte seine Papiere aus und sah sie durch. Außer dem Bericht für den Minister waren viele Miscellanien dabei; Auszüge aus verschiedenen Büchern, Noten zu einem Essay — die Pflichten eines Priesters — zwei Kapitel einer Novelle, einige poetische Versuche, Gedanken über Politik, Uebersetzungen von Byron und was noch alles. Um sich die Langeweile zu vertreiben, hatte Vincenzo Vieles angefangen, aber nichts vollendet, ja, nicht einmal fortgesetzt.

Gegen zwei Uhr Mittags trat Onofrio eilig herein. „Gott segne mich!" rief er mit einem Blick auf die herumliegenden Papiere, „Du scheinst für Dein ganzes Leben Arbeit genug bekommen zu haben."

„Reiner Zeitvertreib!" sagte Vincenzo, „den ich in's Fegefeuer werfen werde, sobald sich eine wirkliche Arbeit findet."

„Sogar Poesie!" fuhr Onofrio fort, eines der Blätter

in die Hand nehmend. Der blose Anblick läßt auf meinen Lippen einen prosaischen Vorschlag gefrieren, den ich Dir machen wollte."

„Mache ihn nur trotzdem, lieber Freund," sagte Vincenzo. „Was ist's?"

„Eine langweilige, trockene und schlechtbezahlte Arbeit, die nur zwei gute Seiten hat — eine, daß sie Dir sogleich zu Diensten steht, die andere, daß sie wahrscheinlich mehrere Monate dauert."

„Angenommen!" sagte Vincenzo.

„Warte nur; ich muß vorausschicken, daß ich sie Dir natürlich nur vor der Hand vorschlage und sie Dich nicht hindern darf, wenn sich etwas Besseres findet — was hoffentlich bald geschehen wird."

„Ich danke, ich danke!" sagte Vincenzo und drückte seinem Freunde dankbar die Hand, nun, und worin besteht die Arbeit?"

„Es ist ein statistisches Werk und demgemäß voll arithmetischer Figuren, von denen jede bewiesen werden muß. Nun, ich glaube nicht, daß Arithmetik Deine Stärke ist."

„Bitte um Verzeihung," widersprach Vincenzo warm, „ich bin nicht ganz geübt darin, aber —"

„Nun gut, die fragliche Arbeit ist eine detaillirte, für die Veröffentlichung bestimmte Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts. Die sorgfältig gesammelten Notizen sind fertig, sie brauchen nur nach einer gewissen Methode zusammengestellt zu werden, die ich Dir erklären will."

„Vortrefflich!" rief der entzückte Vincenzo aus, „ich bin ganz bereit dazu."

„Aber höre wohl," sagte Onofrio, „der Minister der

mich damit beauftragte, diese statistische Arbeit zu überwachen, sichert mir für die dazu erforderliche mechanische Hilfe nur die Summe von dreihundert Francs zu. Es ist sehr wenig."

„Es sind die Goldländer Californiens und Australiens zusammen," rief Vincenzo. „Wann können wir anfangen?"

„Wenn ich Zeit gehabt habe, alle auf den Gegenstand bezügliche Belege zusammenzusuchen und sie Dir hierher zu schicken. Dies kann unter zwei bis drei Tagen nicht geschehen. Nun lebe wohl bis zur Essenszeit. Ueberlege Dir meinen Vorschlag und wenn Du Deine Ansicht änderst —"

„Damit hat es keine Gefahr," warf Vincenzo ein.

„Nun, wenn es doch geschehen sollte," fuhr Onofrio fort, „so genire Dich nicht, es zu sagen, wir suchen dann etwas Anderes."

Wir wollen gleich hinzufügen, daß Onofrio's Angabe in allen Einzelheiten wahr war, nur nicht in Bezug auf die Bewilligung der Geldsumme. Der Minister hatte und konnte keine außerordentliche Vergütung für eine Aufgabe bewilligt haben, die mit zum gewöhnlichen Geschäft gerechnet wurde.

Vincenzo änderte seine Meinung nicht und mehrere der versprochenen Documente gingen am andern Tage ein. Onofrio war eben so ungeduldig, Vincenzo bei der Arbeit zu sehen, als dieser sie zu bekommen. Am Morgen des dritten Tages waren alle Materialien zur Hand und Vincenzo war in gehobener Stimmung dabei den ersten Auszug zu machen, als Brigitte, die alte Magd, ihm einen Brief einhändigte. Er trug des Signor Avvokato wohlbekannte Handschrift und war an den Signor Avvokato

V. Candia pr. Adr.: Signor Onofrio adressirt, in dessen Expedition er abgegeben worden war. Candia erwartete diesen Brief, hatte darauf gerechnet und empfing ihn mit einem Gefühl der Befriedigung, weniger als Beweis, daß Alles im Palast wohl sei, als um des Eifers willen, den er verrieth, mit ihm in Verbindung zu treten. Seiner Selbstliebe wurde dadurch mehr geschmeichelt, als sein Herz gerührt. Der Inhalt war so, wie er ihn erwartet hatte, nur gemäßigter im Ton und genauer in der Beweisführung als sich mit der Gewohnheit des Schreibenden vereinigte. „Da hat der schlaue Priester die Hand im Spiele gehabt," dachte Vincenzo und durch diese Annahme bekam jedes Wort einen verdächtigen Sinn.

Der Signor Avvokato fing damit an, seinen und seiner Tochter Kummer und Verwunderung über das unerklärliche Verschwinden auszudrücken; unerklärlich, weil kein Mensch mit gesundem Verstande die heftigen Worte, die dem Schreibenden im Moment der Aufregung entflohen, als einen Befehl zum Fortgehen genommen haben könne. Der Signor Avvokato sei überzeugt, daß Vincenzo, wenn er es sich besser überlegte, sogleich nach Rumelli zurückkehren würde. Es sei als Christ und als Ehemann seine unbedingte Pflicht, das zu thun — folgte eine ganze Seite Anführungen aus dem siebenten Kapitel des ersten Briefes Pauli an die Korinther, die obige Behauptung beweisen sollten.

Des Signor Avvokato vorgerücktes Alter und seine zunehmende Gebrechlichkeit waren nun sehr geschickt angebracht. Der Schluß war folgendermaßen: Vincenzo's Rückkehr war ein vorläufiges sine qua non zu einem erneueten guten Einvernehmen zwischen ihm und seiner Frau und deren Vater. Erfolgte sie nicht, so werde er

demnach als Fremder betrachtet und behandelt werden. Dieser Brief würde das Erste und Letzte über diesen Gegenstand sein.

Vincenzo zuckte die Achseln zu dieser Drohung, die von der Gewohnheit des Schreibenden zu verschieden war, um geglaubt werden zu können und machte sich sogleich an die Antwort. Er sagte, er bedaure sehr, dem Signor Avvokato und seine Tochter durch seine Abreise solche Unruhe gemacht zu haben, obgleich er nicht begriffe, wie diese sie habe überraschen können, da er sie ja schon vorher in ganz bestimmten Ausdrücken angekündigt und nur in Folge der stattgefundenen Scene um einige Tage beschleunigt habe. Er bedauere auch, daß seine Ansichten von der Pflicht eines Christen und Ehemannes toto coelo von den in dem erhaltenen Briefe ausgesprochenen abwichen. Dann folgte eine volle Seite mit entgegengesetzten Anführungen, worin die Beweise der Gegenpartei zergliedert, widerlegt, und mit einem Eifer auf nichts zurückgeführt wurden, der seine Hand vor freudiger Aufregung zittern ließ. Zu Vincenzo's Rechtfertigung müssen wir anführen, daß er sich in Gedanken weniger an Den wendete, der den Brief geschrieben, als an Den, der die Idee dazu eingeflößt. Er endete mit der Versicherung, daß er das Recht und die Pflicht habe, trotz aller Folgen bei seinem Entschluß zu bleiben und drückte die Hoffnung aus, daß seine Frau, bei besserer Ueberlegung, die Pflicht einsehen würde, zu ihrem Manne zu kommen, der bereit sei, sie mit offenen Armen aufzunehmen. Vincenzo war mit seiner Antwort so zufrieden, daß er bis zum letzten Moment damit zögerte, sie zur Post zu geben, in der Hoffnung, daß Onofrio noch Zeit genug nach Haus kommen würde, um sie lesen zu können. Darin getäuscht,

wiederholte er seinem Freunde während des Mahles aus dem Gedächtniß die bezüglichsten Stellen seiner Antwort. Onofrio lachte und sagte: „Du kannst Dich nun auf einen richtigen theologischen Streit gefaßt machen. Glaube nicht, daß Dein schwarzröckiger Gegner so leicht nachgeben wird.“

„Ich hoffe, daß er es nicht thut,“ sagte Vincenzo. „Ich würde mich sehr getäuscht fühlen. Ich gestehe, daß mich ein kleiner Waffengang mit seiner Ehrwürden, z. B. alle vierzehn Tage einmal, sehr reizen würde.“

Vincenzo machte sich ernstlich an seine Arbeit. Mit Ausnahme einer Stunde täglich, die er dem Zeitungslesen widmete und eines mehrstündigen Spazierganges am Abend, widmete er der Aufgabe seine ganze Zeit. Ohne gerade die Arbeit zu sein, die er sich hätte wünschen mögen, war sie nicht ohne ein gewisses Interesse für Jemand, dem die Verbesserung seines Landes so am Herzen lag und der aus der Einsicht in die vorliegenden Belege die volle Versicherung erhielt, wie sehr die neue Methode des Unterrichts der alten überlegen war, und welche Fortschritte, hinsichtlich der Qualität und Quantität, der öffentliche Unterricht in wenigen Jahren gemacht hatte. Gewöhnlich in gleichmäßig heiterer Stimmung, hatte Vincenzo Ausbrüche von Ausgelassenheit, wo er sich bei der Arbeit fast heiser sang oder Onofrio taub redete. Aber er war nur zu Haus gesellig. Außerdem suchte er die Einsamkeit und vermied sorgfältig die öffentlichen Orte oder Spaziergänge, an denen er hätte Bekannten begegnen können. Er war nicht einmal dazu zu bringen, die Zeitungen, die ihm so Bedürfniß waren, wie das tägliche Brot, in einem Café zu lesen.

„Könntest Du mir nicht einige ins Haus bringen

lassen?“ hatte er Onofrio am zweiten Tage nach seiner Ankunft gefragt.

„Gewiß, so viel Du willst; aber warum gehst Du nicht in ein Café und liesest sie dort? Du hättest da eine größere Auswahl.“

„Weil,“ hatte Vincenzo geantwortet, „man in Cafés Freunden begegnet, und Freunde stellen Fragen über anderer Leute Frauen und Schwiegerväter, und die möchte ich jetzt lieber vermeiden.“

Onofrio brachte noch denselben Tag ganze Stöße Zeitungen mit nach Haus.

Drei Wochen vergingen, und es kam kein zweiter Brief aus Rumelli. Vincenzo war nicht unruhig, aber er war ärgerlich und konnte nicht umhin, es zu zeigen.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach,“ sagte Onofrio, „verfaßt Don Pio eine Epistel, die Dein Gnadenstoß sein soll, eine Art Donnerkeil, den zu schmieden einige Zeit erfordert.“

„Wahrscheinlich,“ erwiederte Vincenzo lachend, aber er blieb nachdenklich.

Wieder vergingen vierzehn Tage und der Donnerkeil kam nicht. Vincenzo wurde sehr unruhig und sagte: „Wenn ich nur gewiß wüßte, daß sie nicht krank sind.“

„Es wäre sonderbar, wenn sie Beide krank wären,“ erwiederte Onofrio scharf, „das ist durchaus nicht wahrscheinlich.“ Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Du mußt gegen Deine Einbildungskraft auf der Huth sein, mein Freund, oder sie wird Dir einen schlimmen Streich spielen.“

„Du hast Recht, ich bin ein großer Thor,“ entgegnete Vincenzo, „welch’ ein Glück ist es doch, wenn man einen klugen Freund zur Seite hat.“

Der kluge Freund weissagte in diesem Augenblick Vincenzo's Aufenthalte in Turin einen schlechten Ausgang.

Nicht lange darauf erwähnte Onofrio eines Abends zufällig der großen Sterblichkeit, die unter der piemontesischen Armee in der Krim herrsche. Diese Bemerkung fuhr Vincenzo wie ein Stich durch's Herz, denn er hatte lange nichts von seinem militairischen Freund Ambrogio gehört. Anfangs hatte er es für ausgemacht angenommen, daß Ambrogio's Briefe an ihn durch die Sorglosigkeit der Postbeamten in Chambery verloren gegangen wären, die wahrscheinlich verabsäumt hätten, sie ihm nach Rumelli nachzuschicken.

Vincenzo hatte, wie wir wissen, kurz nach Ambrogio's Abreise Chambery mit Rumelli vertauscht. Als aber die Zeit verging und das ominöse Stillschweigen fortdauerte, fing Vincenzo an, das Schlimmste zu fürchten und beschloß, an Ambrogio's Vater zu schreiben — eine unangenehme Aufgabe jedoch, die er deshalb von Tag zu Tag, von Woche zu Woche und von Monat zu Monat verschob. Diese Saumseligkeit war nur bei Vincenzo zu entschuldigen, der in dieser Zeit so viel Sorgen und Prüfungen durchgemacht hatte, als selbst den festesten Geist zerstreut machen konnten.

Vincenzo erklärte Onofrio kurz die Verhältnisse und bat ihn, ihm über Ambrogio Gewißheit zu verschaffen.

„Nichts leichter," erwiederte Onofrio, „im Kriegsministerium wissen sie es gewiß, aber ich warne Dich, nicht zu gute Nachrichten zu erwarten."

Des anderen Tages brachte Onofrio die traurige Nachricht mit nach Haus, daß Ambrogio kurz nach der Landung bei Balaklava als eines der ersten Opfer der Cholera gefallen sei. Vincenzo machte sich unter einer

Fluth von Thränen die bittersten Vorwürfe über die herzlose Vernachlässigung eines seiner besten Freunde. Er werde es sich nie vergeben können, daß er nicht geschrieben — als ob tausend der freundlichsten Worte die traurige Katastrophe hätten verhindern können.

Die tiefe Traurigkeit, die ihn nun überfiel, machte ihn den niederdrückendsten Einflüssen zugänglich. Die alten Ahnungen über das unnatürliche Schweigen Derer in Rumelli, lasteten täglich schwerer auf seinem Gemüth. Tag und Nacht verfolgte ihn der Wunsch, sich zu vergewissern, daß sie nicht krank wären. Endlich konnte er es nicht länger ertragen, und er schrieb seiner Frau einen kurzen, zärtlichen Brief, worin er den Wunsch und die Hoffnung ausdrückte, daß die neue und ziemlich sonderbare Lage, in der er sich seinem Schwiegervater gegenüber befände, ihn nicht des Trostes berauben würde, dann und wann von ihrem beiderseitigen Wohlergehen zu hören, und eine baldige Antwort zu erhalten.

Onofrio machte ein sehr verdrießliches Gesicht, als er am Abend erfuhr, was Vincenzo gethan, aber aus Mitleid mit der Angst des jungen Mannes sagte er nichts. Vincenzo hatte es sich zum Ehrenpunkt gemacht, Onofrio keine seiner Schwachheiten zu verhehlen.

Der Brief an Rosa brachte keine Antwort, und Vincenzo's Angst hatte eine solche Höhe erreicht, daß er, wenn er gedurft hätte, gern selbst gegangen wäre, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit zu überzeugen. Aber Onofrio's ruhiger Blick hielt ihn fest. Anstatt zu gehen, schrieb er an Barnaby, seinen letzten Hoffnungsanker — „Ist Jemand krank?"

Barnaby's Antwort kam mit umgehender Post. Vincenzo würde zu jeder anderen Zeit über sein Gekritzel in

maßloses Gelächter ausgebrochen sein; jetzt aber öffnete und entzifferte er den Brief — keine geringe Mühe — mit der religiösen Stimmung, als ob es eine Himmelsbotschaft gewesen. Der Inhalt des Briefes lautete:

„Niemand war krank, Gott sei Dank, obgleich Niemand wohl aussah, besonders nicht der Padrone, der nichts that, als über seine Leiden und Schmerzen zu klagen. Die Signora Padrona ging nach ihrer Gewohnheit jeden Tag regelmäßig zur Messe. Es kam Niemand in's Haus als Don Pio, dieser aber oft sogar zweimal des Tages. Die Düsterheit des Ortes überstiege, seit Vincenzo fort sei, alle Begriffe; der Kirchhof sei ein heiterer Ort dagegen; Vater und Tochter säßen sich stundenlang wie Gespenster gegenüber, ohne ein Wort zu wechseln; das Lachen schienen sie ganz verlernt zu haben. Er, Barnaby, zweifle nicht, daß Vincenzo ganz recht gehandelt habe, obgleich er nicht umhin könne, zu sagen, er wünsche, sein alter Leichnam wäre in die Erde gelegt worden, ehe die Dinge eine solche Wendung genommen." — Die Waagschale der Sympathie des alten Gärtners neigte sich stets der Seite zu, die er beobachten konnte und die ihm daher die bemitleidenswertheste schien.

Dieser Brief brachte bei Vincenzo eine momentane Reaktion hervor. Ueberzeugt, daß Niemand im Palast krank war — die einzige Behauptung in Barnaby's Brief, die auf ihn zuerst Eindruck machte — fühlte sich Vincenzo über die Furcht beschämt, von der er sich hatte beherrschen lassen. Onofrio benutzte die Stimmung seines Freundes, um ihm eine kleine Vorlesung zu halten.

„Ich warnte Dich vor Deiner Einbildungskraft, guter Junge. Wenn Du Dich nicht vorsiehst, wirst Du früher oder später von ihr zum Besten gehalten werden. Laß

Dir die jetzige Erfahrung zur Warnung dienen. Es sollte Dir jetzt eben so klar sein, wie mir, daß Du das Opfer eines wohlangelegten Planes bist, der von Don Pio ausgeht. Er ist es, der Deiner Frau und Deinem Schwiegervater das Stillschweigen auferlegt hat. Don Pio kennt Deine Phantasie ganz gut und er verläßt sich auf Deine Neigung, Dir alles Mögliche einzubilden, um Dich gefesselt zurückzubringen."

Vincenzo fühlte sich durch Onofrio's Worte getroffen, und der Zorn über den niedrigen Versuch, mit seinen besten Gefühlen zu spielen, um ihn zu besiegen, stählte ihn in seinem Entschluß. Sein Aerger richtete sich weniger gegen seine Frau und ihren Vater, als gegen Don Pio. Don Pio war augenscheinlich der Urheber und Anstifter der Verschwörung; ohne ihn würden sie nie daran gedacht haben, obgleich es beleidigend genug war, daß sie darauf eingingen. Sie konnten warten, bis er zurück kam.

Dieser Eindruck besänftigte sich jedoch bald — als er an die Einsamkeit dachte — an den alten Mann und die junge Frau, „die sich stundenlang wie Gespenster gegenübersaßen, ohne ein Wort zu wechseln, und das Lachen verlernt hatten." Traurig mußte es allerdings dort stehen, folgerte Vincenzo, wenn sich der arme Barnaby den Tod wünschte. Armer Barnaby! Er, der unabänderlich so gut und liebevoll gewesen, der an allen diesen Dingen so unschuldig war; es war schmerzlich, zu denken, daß er unter den Fehlern Anderer leiden mußte — daß er seinetwegen litt, der sich doch gern zum Opfer gebracht hätte, um den alten Mann glücklich zu machen. Was den Herrn und die Herrin betraf, wenn es ihnen unbehaglich zu Muthe war, so hatten sie es Niemand zu danken, als sich selbst. Vincenzo fragte sich selbst: Hätte er den

Geist der Versöhnlichkeit weitertreiben können, als er gethan? Hätte er seine rechtmäßigen Ansprüche noch mehr beschränken können? Nein! die Hand auf's Herz, nein! Sie würden nicht eher zufrieden gewesen sein, als bis er sich hätte mit Füßen treten lassen. Nun, jetzt mußten sie ernten, was sie gesäet hatten. Nicht als ob er sich ihrer Demüthigung gefreut hätte — das verhüte Gott! er war Christ genug, Böses mit Gutem zu vergelten. Er hätte gern gewußt, wie es möglich sei, sie ohne Selbsterniedrigung zufriedenzustellen, aber das ging über seine Wünsche; er mußte froh genug sein, daß sich keine Selbstvorwürfe in sein Bedauern mischten.

Es war gegen Ende Juni als Vincenzo von diesen Betrachtungen heimgesucht wurde. Er war nun seit zwei und einem halben Monat an seiner Arbeit und die Statistik war ihrer Vollendung nahe. Vincenzo war ein sehr gewissenhafter Arbeiter und wie auch seine Stimmung oder Unruhe sein mochte, so ließ er sich doch dadurch nie von seiner Pflicht abbringen.

Fünftes Kapitel.

„Ich kann es nicht herausbringen", sagte der Staar.

Durch Barnaby's Brief war eine Empfindsamkeit in Vincenzo hervorgerufen worden, die ein seltsames geistiges Phänomen begleitete. Bis dahin hatte ihm Rosa's und ihres Vaters Bild so vorgeschwebt, wie er sie während der peinlichen Scene vor seinem Fortgehen gesehen, mit gerunzelter Stirn, Hohn auf den Lippen, Trotz

in den Augen. Aber von dem Augenblick an, wo er Barnaby's Gekritzel erhalten, sah Vincenzo's Geist nur die Rückseite der Medaille. Die Rosa von heute verschwand aus seinem Gedächtniß und statt dessen erhob sich, wie auf einem Piedestal, die Rosa der früheren Tage — die sanfte Herrin, Freundin und Friedensstifterin; bei dem Bild des Schwiegervaters verwandelte sich das Stirnrunzeln in ein Lächeln und er war wieder der Beschützer und Wohlthäter, der zwar dann und wann pro forma brummte, aber sonst von Wohlwollen und guter Laune überfloß. Die Wirkung dieser verlockenden Erinnerungen kann man leicht errathen. Als die Erinnerung an frühere Freundlichkeit den Gedanken an jetzige Härte auslöschte, als das Gefühl über den Verstand siegte, fing Vincenzo an, die Rechtmäßigkeit seines Auflehnens zu bezweifeln. Nicht auf Grund der Unzulänglichkeit der Herausforderung hin — in dieser Hinsicht war Vincenzo's Ueberzeugung unveränderlich — aber auf Grund der sonderbaren Lage hin, in der er sich den Herausfordernden gegenüber befand. War er, wenn er seine Vergangenheit bedachte, wohl berechtigt, von dieser Seite her etwas übelzunehmen? Diese Ideen erwachten nicht plötzlich und nicht ohne Widerstand, wir haben in wenigen Zeilen die Einwirkung vieler Wochen geschildert, aber als sie einmal entstanden waren, nisteten sie sich in seinem Herzen ein und ließen ihm keine Ruhe. Vincenzo wendete sich an Onofrio, um gegen sich selbst Hilfe zu suchen. Er sagte eines Tages:

„Kannst Du Dir eine Beziehung zwischen zwei Individuen denken, die das eine ganz der Gnade des andern anheim giebt?“

„Nicht gut zwischen civilisirten und denkenden Wesen,“

erwiederte Onofrio. „Ich wüßte nichts, was Deinem Problem ähnelte, es sei denn das Verhältniß zwischen Sohn und Vater, aber selbst da weißt Du, daß die Pflichten eines Sohnes eben so gut eine Grenze haben, wie die Autorität eines Vaters."

„Meiner Meinung nach," sagte Vincenzo, „giebt es bindendere Fesseln, die das Gewissen stärker binden als selbst das Band zwischen Vater und Sohn. Ich meine die zwischen dem Empfänger freiwillig erzeugter Wohlthaten und dem Wohlthäter; wenn Dich z. B. ein Mann, an den Du keinen Anspruch hast, dem Du fremd bist, an der Hand nimmt und Dir von Deiner Kindheit an nicht blos Dein tägliches Brot giebt, sondern auch die kostbarere Nahrung des Geistes; Dich in jeder Hinsicht wie einen geliebten Sohn behandelt, Dir sogar seine einzige Tochter giebt — dann, sage ich Dir, hat Deine Pflicht gegen diesen Mann keine Grenzen."

„Das ist ein starker Fall und Du hast ihn stark vorgetragen," sagte Onofrio, „und Deine Schlußfolgerung?"

„Und meine Schlußfolgerung," erwiederte Vincenzo, „ist, daß ich nicht gerechtfertigt bin, dieses Mannes Willen entgegenzutreten, welcher Art er auch sein möge."

„Selbst wenn sein Wille der wäre, sich aus dem Fenster zu stürzen?" fragte Onofrio.

„Seinem Willen in Bezug auf mich," erklärte Vincenzo gereizt.

„Selbst," fuhr Onofrio fort, „wenn es sein Wille wäre, Dich lebendig auf dem Roste zu braten?"

„Der Augenblick zum Scherzen ist schlecht gewählt."

„Mein lieber Junge, man kann eben so gut moralisch, wie physisch, bei lebendigem Leibe gebraten werden,"

sagte Onofrio ernst, „und ein Scherz paßt selbst für den ernstesten Moment, wenn er eine einfache Wahrheit enthält — die Wahrheit, daß die Selbsterniedrigung ihre Grenzen hat und haben muß. Die gegenwärtige Frage muß von der Vernunft, nicht vom Gefühl beantwortet werden. Die Vernunft zeigt Dir nun aber klar, daß Du viele Pflichten hast, und eine Theorie, die alle andern Pflichten der einen opfert, muß trügerisch und gefährlich sein. Die Geistlichkeit verfährt auch nicht anders, wenn sie alle ihre Verbindlichkeit als Bürger, der Verbindlichkeit gegen Rom opfert. Nur zu oft widersprechen sich die Pflichten und machen eine schmerzliche Wahl nöthig, aber das ist, Gott sei Dank, bei Dir nicht der Fall. Seit drei Monaten ist Deine Lage durch nichts Wesentliches verändert worden. Ich weiß, was Dein Kopfschütteln sagen will — daß es in Rumelli traurig aussieht. Traurig, bedenke wohl, aber noch nicht gebrochen sind die Herzen, wie Du Dir einbildest. Nun, wenn sie traurig sind, so freue ich mich für meinen Theil darüber, die Traurigkeit wird ihnen kluge Gedanken beibringen und ihnen gut thun und Dir auch. Ich sehe nicht den Schatten eines Grundes, warum Du das Verfahren aufgeben solltest, das Du eingeschlagen. Die Frage, wer Herr in Deiner Familie sein soll, Du oder Don Pio, scheint mir werth, es auf eine Entscheidung ankommen zu lassen."

Onofrio's einfache Logik sprach Vincenzo's Verstand an, der sich dadurch so gestärkt und getröstet fühlte, daß er sich gegen jede Wiederkehr seiner trüben Ahnungen gesichert fühlte; aber er fand bald, daß Das, was er für eine radikale Cur gehalten, nur ein Stillstand gewesen.

Der Geist war zwar überzeugt, aber das Herz zwei-

felte. Kaum waren vierzehn Tage vergangen und Vincenzo befand sich wieder in derselben Verlegenheit, er stritt gegen sich selbst mit einer Scharfsinnigkeit, um die ihn ein Advokat der Gegenpartei hätte beneiden mögen.

„Die Lage, in der ich mich befinde," sagte Vincenzo, „habe ich mir selbst zuzuschreiben, sie ist die Frucht meiner eigenen Blindheit und ich kann, ohne ungerecht zu sein, Niemand als mich selbst für die Unannehmlichkeiten, die ich darin finde, zur Rechenschaft ziehen. Am wenigsten Rosa, die mir die Aussicht, ja die Gewißheit einer weit vortheilhafteren Verbindung geopfert hat. Hat sie mein Leben verdorben, so habe ich das ihrige verdorben und wir sind quitt. Sie hat von Natur ein gutmüthiges Temperament; und — hätte sie statt meiner einen Schwachkopf geheirathet, wie es deren viele giebt, der Gott und den Pfarrer fürchtete, sich der Politik enthielte und die guten Dinge der Erde genösse, die ihm ihr Vermögen verschaffen würde, so wäre sie eine ausgezeichnete und liebenswürdige Frau für ihn geworden. Welches Recht habe ich also, mich zu beklagen und den Mund so voll zu nehmen? Es würde viel männlicher und vernünftiger sein, mich in die Lage, in die ich mich selbst gebracht und mich in alle ihre guten, schlechten und gleichgiltigen Seiten zu finden."

„Nicht eher, als bis Du selbst die Ueberzeugung hast, daß keine Anstrengung von Deiner Seite die Lage verbessern kann."

„Welches Mittel steht mir zu Gebote, je zu einem befriedigenden Schlusse darüber zu kommen?" fragte Vincenzo.

„Ein längeres Festhalten an Deinem jetzigen Benehmen und das Urtheil Deines Freundes."

Onofrio hatte von Anfang an wenig Vertrauen in die Festigkeit von Vincenzo's ärgerlichem Entschluß gehabt

und selbst dieses wenige war jetzt verschwunden. Der einzige Zweck seines jetzigen Widerstandes war der, Zeit zu gewinnen, immer in der schwachen Hoffnung, daß der nächste Tag irgend eine Einleitung zu einem Vergleich von Rumelli bringen möchte, damit seinem jungen Freund die Demüthigung und die Gefahr einer Uebergabe auf Discretion erspart bliebe. Trotz alledem blieb aber Onofrio's Achtung für den Charakter seines Freundes unverändert und gerade Das, was Manche als Schwäche verspottet haben würden, sah er als den Kampf einer seltenen Gewissenhaftigkeit an, die sich durch alles Vorangegangene zur Krankhaftigkeit gesteigert hatte. Und wenn Vincenzo, was oft geschah, als Antwort auf seine Beweise sagte: „Du sprichst, wie Dir's behagt, weil Du nicht ich bist," so war Onofrio im Innersten seines Herzens geneigt, die volle Wahrheit dieses Einwurfes anzuerkennen. Gleich allen Menschen, die viel erlebt und erlitten haben, war Onofrio nachsichtig gegen Andere — nur streng gegen sich selbst.

Juni war vorüber, der Juli verging, der August nahte sich und noch kein Lebenszeichen von Rumelli. Vincenzo's Arbeit war fast ganz vollendet und der Augenblick der Vollendung schien, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch die Rückkehr in die alten Fesseln werden zu wollen. Onofrio war mit seinem Witz zu Ende, wie er diese Calamität auch nur noch auf eine Zeitlang aufschieben sollte. Er versuchte es mit einem kühnen Streich. Er sagte eines Morgens: „Ich habe heute früh den Grafen Cavour gesehen." (Graf Cavour, eben erst vom Pariser Congreß zurückgekehrt, war im Zenith seiner Macht und Popularität.) Er war sehr angeregt, wie er wohl sein konnte und sehr gesprächig und freundlich. Ich zweifle nicht, daß wenn ich Dich ihm

empfehle, er eine passende Verwendung für Dich finden würde."

Vincenzo's Gesicht klärte sich bei diesen Worten auf.

Onofrio fuhr fort: „Ich bin überzeugt, er hat Deinen Bericht nicht vergessen, er vergißt nichts. Das ist der Mann, der Deinen Talenten vollen Spielraum geben kann, Deinen Ehrgeiz befriedigen und Deinem Vaterlande nützen zu können. Soll ich mit ihm sprechen — was meinst Du?"

In der Zwischenzeit hatte sich Vincenzo's Gesicht wieder umzogen und Niedergeschlagenheit war der einzige Ausdruck desselben.

„Nein, ich danke Dir, mein guter, lieber, treuer Freund. Ich will Deine Freundschaft nicht dadurch belohnen, daß ich Dich abermals blosstelle. Fräße nicht dieser Geier an meinem Innern, so würde ich schon stolz und glücklich sein, bei einem solchen Manne wie Cavour das Arbeitszimmer zu kehren, aber so bin ich selbst dafür untauglich. Ich fühle, daß mich mein Schicksal früher oder später zurücktreiben wird."

Nur die Gestalt Don Pio's stand noch triumphirend zwischen Vincenzo und Rumelli und zuletzt war ihm selbst diese kein Hinderniß mehr.

Er träumte eines Nachts, daß der Signor Avvokato plötzlich krank geworden sei und im Sterben läge. Wir müssen vorausschicken, daß der Gedanke einer solchen Möglichkeit, hervorgerufen durch des alten Mannes zunehmende Stärke und sitzende Lebensart, sich Vincenzo's Geist während seines letzten Aufenthals in Rumelli und seitdem oft vorgestellt hatte. Der Traum war außerordentlich lebhaft und deutlich. Der Schauplatz desselben war das Speisezimmer im Erdgeschoß des Palastes. Auf einer Matraze

auf der Erde lag, der Länge nach ausgestreckt, des Signor Avvokato mächtiger Körper, allem Anschein nach ein Leichnam. Rosa, Barnaby und Giuseppe beugten sich, in tödtlicher Angst, über die leblose Gestalt, alle Drei auf den Knieen liegend, um sie besser beobachten zu können. Am Kopfende der Matraze stand Don Pio, das Brevier in der Hand, und las die Sterbegebete. Weiter zurück stand die ganze Dienerschaft mit bleichen Gesichtern. Vincenzo selbst wunderte sich, weshalb Niemand daran dachte, den alten Geronimo zu holen, einen alten Mann aus Rumelli, der das Aderlassen verstand.

Nach einer Weile öffneten sich die geschlossenen Augen und glitten langsam von einem der Umstehenden zum andern und schienen dann unruhig in den Ecken des Zimmers zu suchen.

„Er sucht Vincenzo," flüsterte Rosa.

Vincenzo konnte, wie das bei Träumen gewöhnlich der Fall, Alles sehen und hören, obgleich er nicht dort war.

Jetzt bewegten sich die Lippen des Sterbenden, als ob er sprechen wolle, aber es drang kein Laut daraus hervor. Er schüttelte voller Verzweiflung den Kopf und schloß die Augen wieder. Es war vorüber.

„Requiescat in pace," sagte der Priester.

Vincenzo erwachte vor Schreck und es bedurfte langer Zeit, ehe er sich überzeugte, daß er nur geträumt. Ja, Gott sei Dank, es war ein Traum, aber einer, der eines Tages schreckliche Wahrheit werden konnte. Wie einfältig von ihm, daß er nie an die Möglichkeit gedacht — ja, wie herzlos! Man denke sich nun seinen Wohlthäter, seinen zweiten Vater im Sterben liegend und er nicht dort — er, der Sohn, das Geschöpf des Sterbenden, nicht an seiner Seite, um seinen letzten Segen zu empfangen! Unnatürlich,

entsetzlich, unmöglich! Und sein Haar stieg ihm zu Berge, als er sich dem Unabänderlichen gegenüber dachte, als er sich seine Gefühle am Morgen nach einer solchen Sterbenacht dachte — die Gefühle eines Kain im Herzen — der Fluch des Himmels und der Erde auf seinem Haupte — unaufhörliche Verzweiflung und Gewissensbisse. Ach, ehe das einträfe, wollte er lieber Alles thun, sich in den Staub werfen und um Vergebung flehen. Ja, ehe das geschähe, wollte er lieber sein Leben lang der Sclave Don Pio's sein. Was war ihm Don Pio's Triumph, so lange er sich selbst schuldlos fühlte? Gebe nur Gott, daß er noch Zeit hatte — daß dieser schreckliche Traum nicht die Vorahnung einer traurigen Wirklichkeit gewesen! Er mußte nicht recht bei Sinnen gewesen sein, daß er sich fünf Monate lang einer solchen Möglichkeit ausgesetzt. Fünf Monate! wo jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick das Unwiderrufliche bringen konnte!

Dieser Wirbelwind der Leidenschaft dauerte die ganze Nacht: es war eine von den Nächten in denen schwarzes Haar schneeweiß werden kann. Mit dem Tageslicht beruhigte sich seine fieberhafte Aufregung und eine vollständige Erschöpfung trat ein, aber sein Entschluß blieb fest. In kurzen, feierlichen Worten kündigte er Onofrio sein Vorhaben und die Ursache desselben an.

„Ich muß gehen, lieber Freund," schloß Vincenzo, „die Vergangenheit ruft mich zurück; die Vergangenheit ist mein Prometheusfelsen, an den ich unablösbar gekettet bin. Sei bis zuletzt freundlich mit mir, selbst in soweit, daß Du mir Deine Vorwürfe ersparst. Sie können an meinem Entschlusse nichts ändern, können mir nur wehe thun und mich schwach machen und ich bedarf der wenigen Energie, die mir geblieben, um meinem Schicksal entgegenzutreten.

Ein hartes Schicksal — ich gebe mich darüber keiner Täuschung hin, ich steige mit offenen Augen in mein Grab. Ich weiß, was mich dort erwartet und ich schaudere bei dem Gedanken daran. Aber es muß sein. Es bleibt mir keine andere Wahl, als das Unglück, ich will daher lieber in Rumelli mit ruhigem, als hier mit unruhigem Gewissen unglücklich sein — sotto l'asbergo del sentirsi puro, weißt Du; was Dich betrifft, mein edler, treuer nachsichtiger Freund, was kann ich Dir sagen, als —"

Eine Thränenfluth erstickte seine Worte. Und Onofrio, so alt wie er war und so abgehärtet durch allerhand Prüfungen, und so sehr an Selbstbeherrschung gewöhnt — und Onofrio that genau dasselbe, was er Vincenzo thun sah, er weinte und schluchzte wie ein Kind. Das war der Abschied zwischen dem jungen und dem älteren Manne.

Ehe wir nun Vincenzo nach Rumelli begleiten, müssen wir allein einen Abstecher dahin machen und uns über die Stimmung aufklären, in der sich Vater und Tochter befanden und über die Art des Empfanges, den eben diese Stimmung dem Flüchtling zusicherte — ein Empfang, ganz verschieden von dem, den er nach seiner ersten Flucht und Wanderschaft mit dem Obersten Roganti empfing. Der Signor Avvokato hatte so wenig erwartet, daß Vincenzo seine Drohung des Fortgehens wahr machen werde, daß er die Thatsache noch lange bezweifelte, nachdem sie schon öffentlich anerkannt war, und als er sie nicht länger bezweifeln konnte, gerieth er in die ärgste Wuth. Es war der Ausbruch eines Feuers, das seit länger als einem Jahre geglimmt hatte. Der Umstand, daß sich der Beleidiger einer Lüge und einer Verleumdung gegen seinen Schwiegervater schuldig gemacht hatte, lieh

der rebellischen Handlung einen ganz besonders abscheulichen Charakter.

Nun, der wüthende alte Herr machte seinem Zorn in einem Briefe Luft, dessen Ton sogar Rosa erschreckte, so erbittert sie selbst war. Don Pio legte sich in's Mittel und rieth davon ab. Der Brief wurde aufgegeben, ein großes Zugeständniß, das nur äußerst schwierig erlangt wurde. Eine andere Epistel wurde von dem Signor Avvokato und Don Pio abgefaßt — die, obgleich immer noch scharf und beißend genug, sich zu der erstern verhielt, wie Molken zu Essig.

Mit umgehender Post kam die Antwort nach Rumelli. Wir sahen sie Vincenzo mit großer Sorgfalt abfassen und sich innerlich über die Wirkung freuen, die sie hervorbringen mußte. Seine Erwartungen wurden weit übertroffen. Eine in eine Tonne Schießpulver gefallene Bombe hätte keine größere Explosion hervorbringen können, als Vincenzo's Brief; die Heftigkeit der Wuth des alten Mannes war wahrhaft entsetzlich, er raste wie ein Besessener, er schmähte seinen Schwiegersohn, die Schlange, die er an seiner Brust gewärmt, mit den schrecklichsten Beschuldigungen; er lechzte nach Rache und Rache wollte er haben, er wollte einen Prozeß um gerichtliche Scheidung anhängig machen, und wenn seine Tochter jemals wagen sollte, diesen Elenden auch nur wieder anzusehen, so würde er sie enterben, sie der Armuth preisgeben. Gerade die schwächsten Charaktere gerathen, sobald sie einmal ein Band zerrissen, in die wahnsinnigsten Extreme. Wieder mußte sich Don Pio einmischen und gegen das Abschicken eines Briefes an Vincenzo protestiren, der noch schlimmer war als der erste und einen andern Brief an den alten Advokaten in Ibella verhindern, der

die Scheidung der Signora Candia von ihrem Gatten einleiten sollte. „Was nütze es," eiferte Don Pio, „ein Familienzerwürfniß vor die Oeffentlichkeit zu bringen, das besser verschwiegen bliebe?" Und wie gerecht auch der Zorn des Signor Avvokato sei, er rechtfertige doch nicht die unchristliche und ungebildete Sprache gegen seinen Schwiegersohn. Warum überhaupt schreiben? Der Signor Avvokato würde durch Schweigen seine Würde viel besser wahren. Nur unbedingtes, zurückhaltendes Schweigen könne Vincenzo zurückbringen, wenn sich überhaupt etwas thun ließe. Wir sehen daraus, wie recht Onofrio hatte, wenn er Don Pio für die Ursache des Schweigens hielt. Don Pio's letzte Behauptung machte den stärksten Eindruck auf den alten Herrn, der eifrig fragte: „Glauben Sie wirklich, daß er zurückkommen wird, wenn er nichts von uns hört?"

„Das ist meine Ansicht," sagte Don Pio.

„Gut, dann werde ich nicht schreiben und Niemand soll es thun. Nicht um die Welt möchte ich die Aussicht verscherzen, ihn wieder hier zusehen —" (Ist er schon versöhnlich gestimmt? dachte der Priester) „wäre es auch nur auf einen Augenblick," fuhr der alte Mann mit einem Ausbruch wilder Heftigkeit fort, „um ihn mit Füßen zu treten — ihm in's Gesicht zu spucken — ihm —;" es fehlte ihm an Bildern und Ausdrücken, stark genug, um seine Gefühle zu bezeichnen. Fortan war Rache sein einziger Gedanke, Rache an dem Ungeheuer von Undankbarkeit, dem er alles Gute gethan, sogar seine Tochter gegeben und das zum Dank dafür ihm und seinem Kinde das Herz gebrochen!' An die Aufreizung von seiner Seite, an die veränderten Verhältnisse dachte er mit keiner Silbe. Vincenzo war in den Augen seines Pathen noch

immer der demüthige Bauerjunge von früher, dessen einzige Pflicht es war, unterwürfig zu sein. Die Zeit milderte dieses wüthende Verlangen nach Rache nicht, sie vermehrte es noch durch die wachsende Furcht, daß dieses Verlangen nicht befriedigt werden möchte. Und das waren traurige Tage, an denen diese Furcht die Oberhand gewann, und der Vater sich aus seinem langen Brüten aufraffend, voller Verzweiflung zu der Tochter sagte: „Ach, er wird doch nicht kommen!“

Rosa's Gefühle gegen ihren Mann waren kaum milder als die ihres Vaters. Sie gestand sich selbst ein, daß Vincenzo sehr gereizt worden sei; aber nichtsdestoweniger beschuldigte sie ihn der Ungerechtigkeit gegen ihren Vater. Des alten Mannes Gesundheit mußte natürlich durch seinen Gemüthszustand leiden, er schlief schlecht und die alten Schmerzen in der linken Seite suchten ihn noch häufiger heim, ja, die Schwäche dieser ganzen Körperhälfte hatte eine solche Ausdehnung erreicht, daß er, selbst wenn er keine Schmerzen hatte, nicht ohne Stock gehen konnte.

Von den drei Personen, die Vincenzo beleidigt hatte, war Don Pio am wenigsten erbittert. Warum? Weil Don Pio selbst zuviel Charakter hatte, um nicht bei Andern Charakter zu schätzen, und so entschlossen er auch war, Vincenzo gegenüber seinen eigenen bis zuletzt fest zu halten, so konnte er doch nicht umhin, den Muth und die Unabhängigkeit zu achten, die er durch die Art seiner Abreise bewiesen. Das war der unterhöhlte Grund, auf dem Vincenzo Fuß fassen wollte. War es ein Vorgefühl der Gefahr, das seine Glieder so schwer, sein Herz so schwach machte? Es konnte nicht so sein, denn mochte er sie sich so schwarz ausmalen als er wollte, hätte er sich doch das Schlimme nicht vorstellen können, das seiner

wartete. Seine Glieder waren schwer und sein Herz schwach, weil er wußte, daß sobald er wieder einen Fuß in den Palast setze, er für sein ganzes Leben alle Unabhängigkeit aufgäbe, und obgleich er dazu entschlossen war, so brach er doch unter dem Opfer zusammen.

Die Kirchenglocken von Ibella läuteten Mittag, als er in die kleine Stadt eintrat, die günstigste Stunde, um unbemerkt hindurch zu gehen, da alle Welt bei Tisch saß. Er schlich sich still und ohne Begegnung durch die Gassen und befand sich bald auf der Straße nach Rumelli. Es war in den letzten Tagen des August, wo der Sonnenglanz am blendendsten, die Hitze am drückendsten ist; der Staub, diese Plage der heißen Länder, lag fünf Zoll hoch auf der Erde. Vincenzo ging eine kleine Strecke, sah sich dann nach einem schattigen Orte um und streckte sich nieder. Die Elasticität des Köpers und Geistes, die ihn früher befähigt hatte, die Entfernung zwischen Ibella und Rumelli in anderthalber Stunde zurückzulegen, war verschwunden. Auch war seine jetzige Botschaft ganz verschieden von der, die ihm damals Flügel geliehen — damals hatte er Rosa's Börse zurückfordern wollen, während jetzt .... Er hatte jetzt noch einen anderen Grund, so viel Zeit als möglich auf der Straße zuzubringen, er wünschte, erst wenn es dunkler geworden, am Ort seiner Bestimmung anzulangen. Schon die blose Vorstellung, in diesem hellen Licht vor seiner Frau und seinem Schwiegervater zu stehen, beängstigte ihn Und dann, je später er ankam, desto weniger Aussicht hatte er, Don Pio im Palast zu treffen; nicht um die Welt hätte er ihn bei der Begegnung zugegen haben mögen. Deshalb ging er ganz langsam, nur immer kurze Strecken, und ruhte dazwischen aus. Jetzt kam er in eine Gegend wo die Weinlese, sonst

überall schon zu Ende, noch in vollem Gange war. Es war eine geschäftige, heitere, malerische Scene, heitere Bilder und heitere Klänge begegneten überall Auge und Ohr. Jeder schien glücklich zu sein. Vincenzo konnte nicht umhin, einen Vergleich zwischen seiner Freudlosigkeit und der Leichtherzigkeit dieser Landleute zu ziehen. Er dachte seufzend, „wie viel besser wäre es, wäre ich geblieben, wozu ich von Geburt bestimmt war, einer von ihnen.“

Es war ziemlich fünf Uhr als er sich Rumelli näherte und ach! wie schlug ihm das Herz beim Anblick des wohlbekannten Belvedere und des darüber thronenden Palastes. Er schrak davor zurück, in dieser Gemüthsaufregung, die ihm das Aussehen eines Verbrechers gab, durch das Dorf zu gehen, er trat in die nächsten Büsche zur Rechten und suchte sich seinen Weg, so gut es gehen wollte, durch Felder und Zäune, aufwärts nach der Richtung des Schlosses zu. Ein Blick auf dieses eigenthümliche Gebäude hatte ihm die Beruhigung gegeben, daß es nicht bewohnt sei. Alle Fenster waren verschlossen, das Aeußere des Schlosses und die Vernachlässigung des Gartens sprachen von Verfall und Verlassenheit. Zum ersten Male seit mehreren Jahren dachte Vincenzo an den jungen del Palmetto und fragte sich, mit einer Art Vorwurf, ihn so ganz aus dem Gedächtniß verloren zu haben, was wohl aus ihm geworden sein mochte. Vielleicht war er todt; Soldaten sterben jung — der arme Ambrogio war ein Beispiel davon.

Während er dies dachte, bog Vincenzo, nach einem langen Umweg, in die Straße unter Rosa's Belvedere ein, fast auf der Stelle, wo der junge del Palmetto zu Pferde gehalten hatte, um ihr Lebewohl zu sagen, und vom Geländer die Börse genommen hatte, an der sie gearbeitet.

Dies war der gefährlichste Theil von Vincenzo's Wanderung; von hier an bis zum Thore der Allee führte der Weg zwischen zwei Mauern, und man konnte den aus dem Palast Kommenden nicht entgehen. Nun würde es aber Vincenzo in seiner jetzigen Stimmung unerträglich gewesen sein, Don Pio oder einem Glied der Haushaltung zu begegnen. Demnach lief er, so schwach vor Ermüdung, Aufregung und Hitze, er auch war, mit raschem Schritt bis zu dem Thore und legte sich dann, da er dort ziemlich sicher war, auf die Erde, um wieder zu Athem zu kommen. So nahe am Ziel, warum ging er nicht gleich darauf los? Weil das lästige Tageslicht noch nicht gedämpft war und weil er sich erst sammeln wollte. Nach einer guten halben Stunde hörte er jedoch Schritte und Stimmen von oben herab schallen. Vincenzo blieb nicht, um zu sehen, wer oder wie zahlreich die Kommenden wären, sondern sprang eilig auf und ging die Allee hinauf. Das Dämmerlicht war ihm sehr willkommen. Soweit sein Auge reichen konnte, war keine lebende Seele zu sehen, das war ein anderer Trost. Am Fuße der Terrassentreppe blieb Vincenzo einige Secunden stehen, preßte die Hände auf's Herz, das dem Brechen nahe war, und stieg dann die Stufen hinauf.

Vor der Hausthür saß der Signor Avvokato in einem Lehnstuhl oder war vielmehr in demselben versunken, sein Kopf war auf die Brust gesunken, die Arme hingen schlaff zu jeder Seite des Stuhles herab, seine Augen waren auf die Erde geheftet — ein wahres Bild der Zerstörung. Der Anblick war zu viel für Vincenzo, es schwamm vor seinen Augen, die Füße versagten ihm, und er wäre gefallen, hätte er sich nicht an dem Geländer festgehalten. In demselben Augenblick sah der alte Herr auf, und als er die unerwartete Erscheinung erblickte, riß er die Augen weit

auf, sein blaßes Gesicht wurde dunkelroth, und ein gehässiges Grinsen entstellte es. Er bemühte sich, sich aufzurichten, und hinkte mit Hilfe eines Stockes, der an seinem Stuhl lehnte, auf Vincenzo zu. Sobald er an ihn herangekommen, suchte er sich eine Stütze am Geländer, um ohne Stock stehen zu können, erhob denselben und führte damit einen Schlag nach dem Kopfe des jungen Mannes, daß diesem die Kopfbedeckung herunterflog. Von Neuem wurde nun der Stock erhoben und würde nun, Gott weiß mit welcher Wirkung, auf den blosen Kopf herabgefallen sein, wäre nicht Barnaby zu rechter Zeit hindernd dazwischen getreten.

Barnaby war bei Vincenzo's Erscheinen wenige Schritte von seinem Herrn mit einer Gartenarbeit beschäftigt — er band die Schlingpflanzen vor den Fenstern an, drehte deshalb der Richtung, aus der Vincenzo kam, den Rücken und wendete sich erst um, als er seines Herrn Schritte hörte. Das Weitere bedarf keiner Erklärung.

„Wollen Sie das Amt eines Sklavenaufsehers treiben?“ rief Barnaby, indem er die aufgehobene Hand aufhielt und den Stock wegschleuderte. Dann, sich zu Vincenzo wendend: „Bist Du verletzt, armer Junge? — nicht sehr, es ist nur eine leichte Wunde. Komm fort, das ist kein Ort für Dich, es ist ein Irrenhaus!“ und er zog den jungen Mann die Stufen hinunter und die Allee hinab. Schleppen ist das richtige Wort, denn Vincenzo zitterte am ganzen Körper und schwankte wie ein Trunkener. „Warum schriebst Du nicht, daß Du kommen wolltest? Warum kamst Du überhaupt? Waren Deine Freunde nicht gut gegen Dich? Hattest Du kein Geld? Und weshalb wendetest Du Dich nicht an mich?“

Vincenzo gab auf alle diese Fragen keine Antwort; wahrscheinlich hatte er sie nicht gehört.

Barnaby fuhr fort. — „Es soll Dir nie wieder an Gelde fehlen. Ich habe meine Ersparnisse sehr gut angelegt — mit acht Prozent, acht Prozent für vierundzwanzigtausend Francs; das ist mehr als genug, um als freier Herr leben zu können. Wie? Du sagst nichts?"

„Wohin gehen wir?" fragte Vincenzo beim Anblick des Thores.

„Für jetzt nach Rumelli," erwiederte Barnaby.

„Nein, nein, ich gehe nicht von hier fort — ich will nicht gehen," rief Vincenzo. „Bringe mich an einen ruhigen Ort, in einen dunklen Winkel, wo ich ausruhen und denken kann — ich muß nachdenken . . . . lange." Ein entlegener Winkel war nicht schwer zu finden.

Einmal dort, setzte sich Vincenzo nieder und sagte: „Nun laß mich nachdenken, aber verlaß mich nicht." Er stützte den Kopf in die Hand und dachte nach, bis Barnaby vor wachsender Dunkelheit kaum sein Gesicht mehr erkennen konnte, aber noch immer war Vincenzo in tiefes Sinnen verloren. Der Instinkt der Selbsterhaltung und der Muth der Selbstaufopferung kämpften einen schweren Kampf in Vincenzo's Brust. War dem außerordentlichen Vorfall im Palast gegenüber, das, was er für seine Pflicht gehalten, zu Ende, oder sollte er noch daran festhalten? Das war die Frage, deren Lösung er in dieser körperlichen und geistigen Niedergedrücktheit suchte. Er fand sie endlich und sagte laut: „Ich bleibe hier."

„Ein richtiger Unsinn," sagte Barnaby, „er ist im Stande, Dich zu ermorden."

„Laß ihn," erwiederte Vincenzo, „besser, in der Ueberzeugung, recht gethan zu haben, sterben, als mit

unruhigem Gewissen leben. Höre mich an, Barnaby", und er erzählte dem alten Mann den Traum der vorigen Nacht, beschrieb ihm die Furcht und das Entsetzen, das ihn bei der blosen Vorstellung an die Verwirklichung dieses Traumes ergriffen, erzählte es so lebhaft und eindringlich, daß Barnaby wie Espenlaub zitterte. „Und nun," schloß Vincenzo, „wirst Du begreifen, warum ich hier bleiben will."

„Ja," war Barnaby's entschiedene Antwort.

„Nun, so laß uns in's Haus zurückkehren," sagte Vincenzo aufstehend. „Glaubst Du, daß wir . . . . daß uns Jemand in den Weg kommen wird?"

„Ich glaube kaum," erwiederte Barnaby, „es hat neun Uhr geschlagen und der Herr zieht sich zeitig in sein Zimmer zurück. Auf jeden Fall kann ich vorausgehen und sehen ob die Luft rein ist."

„Nein, guter Freund, keinen Versuch zur Verhehlung. Ich bin zu Allem bereit, auf Alles gefaßt. Nur möchte ich heute Abend gern weitere Scenen vermeiden. Ich bin sehr schwach und angegriffen."

Sie wendeten sich dem Hause zu. Im Zimmer des Signor Avvokato brannte Licht. Alles war sicher. Sie traten, wie sie glaubten, unbemerkt ein und gingen im Finstern in's dritte Stockwerk hinauf. Vincenzo hatte vor seinem letzten Verlassen des Palastes so lange in dem Dachstübchen geschlafen, daß er aus reiner Gewohnheit dahin zurückging. Barnaby wünschte ihm gute Nacht, schlürfte aber noch auf dem Saal hin und her, bis er den Riegel vorschieben hörte.

Vincenzo war nicht so unbemerkt hineingekommen, als er sich einbildete. Rosa hatte auf der Lauer gestanden. Sie hatte durch ihren Vater von der Ankunft ihres Mannes

gehört und von dem Empfange, der ihm zu Theil geworden und sie brannte vor Begier, sich zu vergewissern, ob er wieder fortgegangen sei, was ihr wahrscheinlich schien, oder ob er bleiben würde. Sobald sie ihn vom Fenster aus auf das Haus zu kommen sah, lief sie auf den Zehen an ihre Zimmerthür und lauschte in tödtlicher Erwartung, ob er zu ihr kommen würde. Nicht um die Welt hätte sie dies haben mögen, vorzüglich müssen wir gestehen, weil sie die moralische Ueberzeugung hatte, daß ihr Vater auch horchte und sich gleich einmischen würde. Als jedoch der wohlbekannte Schritt über den Vorsaal kam, ohne an ihrer Thür anzuhalten, so fühlte sich Rosa — sollen wir sagen enttäuscht? Nein! aber beleidigt und gereizt. Hätte Vincenzo sie aufgesucht, so würde sie ihn gewiß haben gehen heißen; er hatte es nicht gethan und nun tadelte sie ihn ebenfalls. Armer Vincenzo! er spielte ein hoffnungsloses Spiel.

Sechstes Kapitel.

Die Annehmlichkeiten der Heimath.

Am andern Morgen eilte Rosa frühzeitig auf die Pfarre und machte Don Pio mit der Ankunft ihres Gatten, mit ihres Vaters Angriff auf ihn und ihrer eigenen Angst vor der Wiederholung einer solchen Scene bekannt. Rosa hatte, wie die meisten Frauen, einen Abscheu vor aller Heftigkeit. Don Pio begleitete sie mit lobenswerther Bereitwilligkeit nach dem Palast zurück und hielt ihrem Vater eine ernste Vorlesung über sein Benehmen am vorhergehen-

den Abend. Der Priester war wirklich aufgebracht und sparte seine Worte nicht. Er sagte, der Signor Avvokato müsse sich seiner selbst schämen, die Brutalität, deren er sich schuldig gemacht, sei kaum bei einem unerzogenen, gedankenlosen Bauer zu entschuldigen, bei einem gebildeten und gelehrten Manne, der sich einen Christen nenne, aber ganz unverzeihlich. Wie könne er Achtung von Andern erwarten, wenn er so wenig Selbstachtung zeige? Obgleich das Recht auf seiner Seite sei, hätte er sich doch freiwillig auf Seiten des Unrechts gestellt, denn wenn Signor Vincenzo, in Folge der ihm widerfahrenen Beleidigung für immer fortgegangen sei — wer würde dann nicht den Signor Avvokato tadeln und verdammen? Er (der Pfarrer) zum Beispiel, gewiß.

Der alte Herr gab zu, daß er sich von seiner unbezähmbaren Leidenschaft habe hinreißen lassen und versprach, daß so etwas nicht wieder vorkommen solle, d. h. vorausgesetzt daß der . . . . die fragliche Person den Palast verließe. Nun, wenn er aber bleiben wollte, so hatte der Signor Avvokato keinen Einwurf dagegen zu machen — keinen Einwurf, ihm sein tägliches Brot zukommen zu lassen, wie ja bis zu diesem Augenblick geschehen, aber nur unter der Bedingung, daß dieses Brot irgendwo anders als an seinem (des Signor Avvokato) Tisch gegessen würde. Nach dem Vorgefallenen könne er mit der fraglichen Person nicht an einem Tische sitzen. Don Pio hatte zahlreiche Gründe gegen diese unnatürliche Bedingung anzuführen, aber der Signor Avvokato wollte nicht darauf hören und blieb fest dabei. „Bei alledem,“ sagte der Pfarrer zu Rosa, die ihn die Treppe hinabbegleitete, „ist es nur eine Formsache, die wir gewiß in einigen Tagen beseitigen können. „Sie müssen jedoch dem Signor Vincenzo des Signor

Avvokato Entschluß zu wissen thun, damit alle unangenehmen Begegnungen vermieden werden. Er hat hoffentlich gesunden Menschenverstand genug, aus der Noth eine Tugend zu machen."

Rosa begriff vollkommen, wie nothwendig es sei, daß Vincenzo bei Zeiten gewarnt werde und wählte sogleich Barnaby als den für die Gelegenheit geeignetsten Gesandten. In ihrer jetzigen Gemüthsstimmung hätte sie eben so wenig daran gedacht, selbst in ihres Mannes Zimmer zu gehen, als daran, die Höhle eines Löwen zu betreten, hätte sich eine solche in Rumelli befunden, und selbst wenn sie von ihrem Herzen angetrieben worden wäre, Vincenzo aufzusuchen, was nicht der Fall war, würde die Furcht vor ihrem Vater sie zurückgehalten haben. Der Signor Avvokato war voller Verdacht und sobald er ihren Schritt auf der Treppe hörte, so rief er sie, um zu fragen wo sie gewesen sei und wohin sie ginge und verfehlte nicht, sie durch allerhand Winke vor dem Verkehr mit seinen Feinden zu warnen. Rosa mußte daher warten, bis Barnaby ihr in den Weg lief und um dies, ungesehen von dem Signor Avvokato, zu ermöglichen, wanderte sie unaufhörlich zwischen ihrem Zimmer und der Küche hin und her, gab sich Mühe, recht schwer aufzutreten und summte dabei eine Melodie nach der andern vor sich hin, damit sich ihr Vater von seinem Zimmer aus von der Ungefährlichkeit ihrer Gänge überzeugen könne.

Barnaby hatte unterdeß unzählige Male an Vincenzo's Thür gehorcht, bis er endlich, als es fast zehn Uhr und seine Geduld ganz erschöpft war, angeklopft und Einlaß erhalten hatte. Vincenzo hatte die ganze Nacht gut geschlafen und fühlte sich wohler, nur noch sehr schwach.

„Du brauchst etwas zu essen, das ist's," sagte Barnaby.

Vincenzo willigte ein, um so mehr, als er sich erinnnerte, seit der Abreise von Turin nichts genossen zu haben.

„Gieb mir etwas Brot, Barnaby — ich sage Brot, nur Brot, hörst Du? Wenn Du etwas Anderes bringst, werde ich es nicht anrühren.“

Barnaby begegnete, als er das Brot holte, der Signora Candia, die ihm die Botschaft an Vincenzo auftrug. Barnaby empfing sie und drückte durch die bezeichnendste Grimasse sein Mißfallen an diesem Befehl aus, er sagte jedoch nichts. Vincenzo aß das Brot und die Weintrauben, die Barnaby, trotz des Befehles, auch zu bringen gewagt hatte, mit einem Appetit, der bei jedem Bissen stärker wurde und fühlte sich neubelebt. Während er aß schien der alte Gärtner in tiefes Sinnen verloren. „Beiläufig bemerkt,“ sagte er auf einmal, „ich glaube, Du bist zu schwach, um zum Mittagbrot hinuntergehen zu können.“

„Durchaus nicht, ich fühle mich wieder ganz gekräftigt.“

„Ich sage Dir, Du siehst entsetzlich blaß und elend und zu jeder Anstrengung unfähig aus,“ behauptete Barnaby, „folge meinem Rathe, bleib ruhig in Deinem Zimmer, ich werde Dir das Essen heraufbringen.“

„Nichts der Art,“ widersprach Vincenzo. „Ich werde zum Essen hinuntergehen. Ich habe mich dazu entschlossen.“

Barnaby rieb sich in großer Verlegenheit seine Platte. Endlich murmelte er: „Setze Dich lieber nicht einer Beleidigung aus. . . . ,“

„Wenn mir etwas Derartiges geboten wird, werde ich es nicht rächen,“ erwiederte Vincenzo, „aber ich will nicht thun, als ob ich eine solche Behandlung erwartete oder verdiente. Mein Platz ist an demselben Tische mit meinem

Schwiegervater und meiner Frau und diesen Platz werde ich suchen. Wird er mir verweigert, so werde ich mich unterwerfen. Du mußt recht verstehen, Barnaby, ich habe nicht die Absicht, die Rechte und Privilegien meiner Stellung zu vertheidigen, wenn sie angriffen werden; aber eben so wenig gedenke ich, auch nur ein Titelchen davon freiwillig aufzugeben."

„Du hast recht; Du bist ein wahrer Mann," rief der alte Gärtner mit naiver Bewunderung, „in Deinem kleinen Finger ist mehr Muth als in dem ganzen Körper so eines einfältigen alten Feiglings wie ich bin." Und um dieser Behauptung mehr Nachdruck zu geben, nahm Barnaby seine gestreifte baumwollene Mütze ab und warf sie auf die Erde.

Eine Viertelstunde vor dem Auftragen des Mittagsmahles schlüpfte Barnaby in das Speisezimmer, legte noch ein drittes Couvert auf und hielt dabei mit dem Blick des Drachen Wache, der die goldenen Aepfel im Garten der Hesperiden bewachte. Jetzt trat der Signor Avvokato ein. Mit dem ersten Blick bemerkte er, was Barnaby gethan. „Für wen ist das dritte Couvert?" fragte der alte Herr stirnrunzelnd.

„Für Signor Vincenzo," antwortete Barnaby ganz sanft.

„Der Teufel hole ihn," brummte der Signor Avvokato, „nimm das Couvert weg."

„Es ist für den Gatten Ihrer Tochter," sagte Barnaby schon wärmer.

„Der Teufel hole ihn, sage ich, hörst Du? — Nimm das Zeug weg," war die befehlende Antwort.

„Es ist für den Sohn des Angelo Candia der in Ihrem Dienste sein Leben verloren hat, „hören Sie?" rief Barnaby aufgebracht.

Welche Erwiederung dem Signor Avvokato auch auf die Lippen steigen mochte, er unterdrückte sie und sagte statt dessen: „Ich sehe wohl, ich muß diesem Menschen meinen Platz überlassen. Ich muß in meinem Zimmer speisen.“

„Wenn Sie Das thun, müssen Sie erst über den Körper von ihres Vaters alten Diener gehen,“ rief Barnaby, und der alte Bursche warf sich der Länge nach über die Schwelle.

Ueber die ausgestreckte Gestalt hinweg zu schreiten, ohne ihr ein Leid zuzufügen, war für Jemand, dessen Schritt so unsicher, wie der des Signor Avvokato, eine physische Unmöglichkeit. Ließ ihn dies davon absehen, oder war seine Energie für den Augenblick erschöpft, oder sein Herz durch Barnaby's Anspielung auf Signor Pietro gerührt? Was auch die Ursache sein mochte, der Signor Avvokato hinkte ohne ferneren Widerspruch trotzig nach dem Tische zurück und nahm trotzig seinen alten Platz wieder ein. Kaum war Barnaby wieder auf den Füßen, so trat Vincenzo in's Zimmer. Er war außerordentlich blaß, aber allem Anschein nach gefaßt, er verbeugte sich tief vor seinem Schwiegervater, der nach einer anderen Seite hinsah, nickte seiner Frau zu, die beleidigt wieder nickte und setzte sich dann. Diesen Tag zog Barnaby vor, an der Tafel aufzuwarten und zwischen einem Gericht und dem anderen gab er der Gesellschaft ein Histörchen aus dem Kirchspiel zum Besten — fing bei Martha an, die Zwillinge bekommen hatte, und mit Pietro's Sohn, der beim Weindiebstahl erhascht worden war, und endigte mit der großen Tagesneuigkeit, nämlich, daß man sagte, der Marquis del Palmetto hätte eine reiche Heirath gemacht und würde bald im Schloß erwartet. Barnaby's Monolog, denn er

redete Niemand insbesondere an und schien nur zu seinem eigenen Nutzen zu sprechen, erlitt keine andere Unterbrechung als grunzende, mißbilligende Töne von Seiten des Signor Avvokato, die der Redner nicht zu beachten geruhte.

Die Mahlzeit war kurz, obgleich sie allen Parteien lang schien, der Hausherr kürzte sie noch ab, indem er beim Dessert aufstand und sich augenscheinlich in sehr übler Laune zurückzog. Rosa folgte ihm sogleich. Vincenzo, so sich selbst überlassen suchte mit dem Instinkte eines verwundeten Wildes eine Stelle, wo er ungestört auf dem Grase liegen nnd über sein trauriges Loos grübeln konnte. Er hatte Zeit genug, dies zu thun und nach Herzenslust zu schlummern und zu gähnen. Um acht Uhr ging er zum Abendbrot hinein, das in Bezug auf angenehme Unterhaltung ganz das Seitenstück des Mittagmahles war, nur das auch Barnaby's Geplapper fehlte. Um neun Uhr war Vincenzo wieder in seinem Schlafzimmer und wenige Minuten später im Bett.

Der nächste Tag brachte keine Veränderung in dem von Signor Avvokato und seiner Tochter eingeschlagenen Verfahren und, um eine lange Geschichte kurz zu machen, Vincenzo wurde an allen übrigen Tagen so behandelt wie am ersten, jedoch mit einigen beleidigenden Veränderungen wozu z. B. gehörte, daß das eisige Stillschweigen bei Tische gelegentlich durch einen Ausbruch von Schmähungen unterbrochen wurde, die unter dem Schutze eines anderen Namens auf den jungen Mann zielten. Eines Tages war das Thema des Gespräches der Sohn eines Chemikers in Ibella, der seines Vaters Schreibtisch aufgebrochen hatte und mit dem Gelde entflohen war. Der Signor Avvokato hatte stets vorausgesehen, daß es schlecht ablaufen würde, denn was konnte man von einem hals-

starrigen, eingebildeten Burschen ohne Gefühl und ohne Gottesfurcht erwarten u. s. w. u. s. w., so raisonnirte er eine Viertelstunde lang fort. Oder er zog gegen den blutarmen Abenteurer, den Singlehrer los, der der Tochter des Kommandanten so lange den Hof gemacht und es endlich dahin gebracht hatte, daß er sie bekam. Und was war die Folge davon? Nun daß er nachher so arrogant und herrschsüchtig geworden war, wie er vorher unterthänig und einschmeichelnd gewesen — daß er jetzt den einen Herrn spielte, nie genug Geld bekommen konnte und auf dem besten Wege war, seiner Frau und seinem Schwiegervater das Herz zu brechen. „Und das geschieht ihnen recht," sagte der Signor Avvokato, „denn wie konnten sie nur so blind sein, nicht einzusehen, daß er nur nach ihrem Gelde trachtete, dieser schlaue, schnüffelnde Taugenichts."

Diese Beispiele paßten nicht auf Vincenzo's Fall, aber sie waren ausgezeichnete Pflöcke an die sich eine Anzüglichkeit anhängen ließ, und das war es, was der Signor Avvokato wollte. Manchmal griff er auch die heiligsten politischen Ueberzeugungen Vincenzo's an, und zog über Graf Cavour oder einen anderen Staatsmann los.

„Was," donnerte er dann — „was ist das Endresultat ihrer Politik gewesen? Das Königreich ist verarmt und am Rande des Bankrotts, die Steuern sind zu unerträglicher Höhe angeschwollen, das Land ist mit sich selbst zerfallen, alle Achtung vor der Religion verschwunden." u. s. w.

Aber diese Ausbrüche wurden seltener und hörten zuletzt ganz auf — die Mißstimmung verlor ihren acuten Charakter und wurde zu einem chronischen Uebel. Das eifrige Verlangen, moralisch zu verwunden und mit Füßen

zu treten, verwandelte sich in die stille Nachsicht beleidigenden Uebersehens. Vater und Tochter besprachen während der Mahlzeiten ihre Interessen und Geschäftsangelegenheiten und nahmen so wenig Rücksicht auf die dritte Person, die mit am Tische saß, als ob sie gar nicht dagewesen wäre. Ohne Don Pio, der wöchentlich zwei bis dreimal mit im Palast speiste und nie verfehlte, sich nach der Gesundheit des Signor Candia zu erkundigen und sich dann und wann im Laufe des Gesprächs an ihn wendete — ohne Don Pio, sagen wir, und ohne Barnaby, hätte Vincenzo leicht das Reden verlernen können. Um unpartheiisch zu sein, müssen wir zugeben, daß Vincenzo seinerseits auch nichts that, um diesen ungemüthlichen Zustand zu verbessern. Nach der Selbstaufopferung von seiner Seite fühlte sich Rosa's Gatte zu einer besseren Behandlung berechtigt, als er empfing und obgleich er sich ihr unterwarf, so empfand er doch, daß sie ungehörig war. Wenn er daher auch sorgfältig in seinem Wesen und Benehmen Alles vermied, was wie Trotz aussehen konnte, so war er doch auch gegen Alles sorgfältig auf seiner Huth, was wie versöhnliches Entgegenkommen hätte aussehen können.

Außer bei den Mahlzeiten war Vincenzo den ganzen Tag nicht sichtbar. Es gab im Park zwei oder drei verborgene Winkel, die seine Lieblingsplätze waren, dort lag er auf dem Moos und brachte die langen Stunden mit Nichtsthun hin. Was seinen alten, einst so lieben Platz — Rosa's Belvedere — betraf, so kam er ihm nie zu nahe, er erweckte zu viel Ideenverbindungen, als daß ihn Vincenzo nicht unwillkürlich hätte meiden sollen. Wenn er auch ein Buch mitnahm, so fiel es ihm doch bald aus der Hand und lag vergessen an seiner Seite. Wenn er

von der Unthätigkeit gelangweilt, spazieren gehen wollte, so setzte er sich doch bald wieder, von der Anstrengung erschöpft. Seine geistigen und körperlichen Kräfte sanken nach und nach in einen Zustand der Stagnation. Die Bücher, die er erst hochgeschätzt, die Bücher, die er früher so geliebt und genossen, Alles war ihm jetzt gleichgiltig. Selbst die Politik regte ihn nicht mehr an. Von allen irdischen Dingen, die früher in seinen Augen Werth gehabt, schätzte er nur noch Eins, — Eins, das ihm wahrscheinlich nie wieder zu eigen wurde — Freiheit! Wieder sein eigener Herr zu sein — das war die verbotene Frucht nach der er lechzte. Langweile verzehrte ihn — Langweile ohne Aussicht auf Erlösung, sein einziger, heiterer Gedanke war der, den er Abends hatte, wenn er den Kopf auf's Kopfkissen legte:

„Wieder ein Tag vorüber!"

Und als der Winter kam (jede Idee nach Ibella überzusiedeln, war längst von dem Signor Avvokato aufgegeben worden), was zum Glück spät im Jahre geschah, und er die langen traurigen Tage innerhalb der vier Wände, anstatt im Freien zubringen mußte — dann wurde Vincenzo's Loos fast unerträglich und hätte er Barnaby nicht gehabt, seinen einzigen Freund und Gesellschafter, dessen Sympathie vorzüglich, wenn sie schweigend gespendet wurde, ihm eine unaussprechliche Wohlthat war, so würde Vincenzo, wie er selbst oft erklärte, wahnsinnig geworden sein, oder noch Schlimmeres gethan haben.

Er überschritt nie den Grund und Boden des Palastes, ausgenommen Sonntags, wo er in der Dorfkirche die Messe hörte — eine außerordentlich peinliche Pflicht für Jemand, dessen gesellschaftliche Neigung durch das einsame Leben, das er führte, nicht vergrößert worden

war und der sich außerdem zur Zielscheibe einer verwirrenden und oft beleidigenden Neugierde gemacht sah. Die Rumelliner, die es, so lange er dem Glück im Schooße saß, für ausgemacht angenommen hatten, daß er es verdiene, entdeckten nicht sobald, daß sich sein Glück umzogen habe, als sie auch anfingen, darin zu zweifeln, ob er je den Wohlstand verdient und diese Ansicht sehr offen zeigten. Zum Glück hörte die Nothwendigkeit, öffentlich zu erscheinen, mit dem neuen Jahre auf und zwar aus folgendem Grunde:

Schon vor Vincenzo's Rückkehr hatte der Signor Avvokato zu seinem und seiner Tochter unendlichem Bedauern das Kirchgehen aufgeben müssen. Seine zunehmende Stärke und die Schwäche in der linken Seite machten ihm das Aus- und Einsteigen in den Wagen schwierig und schmerzvoll. Don Pio hatte sogleich gerathen, ein Gesuch nach Rom zu schicken und um die Erlaubniß zur Errichtung und Einweihung einer Kapelle im Palast zu bitten, wo die Familie Messen lesen lassen könne. Niemand wird zweifeln, wie eifrig dieser Rath von Rosa und ihrem Vater ergriffen wurde. Don Pio schrieb das Gesuch, ließ es vom Bischof der Diöcese überschreiben und schickte es ab. In weniger als vier Monaten kam eine Antwort von den Autoritäten in Rom, die das Verlangen bewilligten und einige Tage später waren mehrere geschickte Handwerker, die deshalb von Ibella herbeigeholt worden waren, beschäftigt, einen Theil der großen Speisehalle im Erdgeschoß durch eine Wand, die in der Mitte große Flügelthüren hatte, abzutrennen und in dieser Art von Alkoven einen Altar zu errichten. Als diese kleine improvisirte Kapelle fertig und mit allen zum Gottesdienst nöthigen Artikeln eingerichtet war, kam

der Bischof, um sie einzuweihen — unser alter Bekannter aus Ibella, derselbe Würdenträger, dessen Außenbleiben am St. Urbansfest 1848 die Niederlage des Schlosses und den Triumph des Palastes besiegelt hatte. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß bei dieser Gelegenheit ein großes Diner gegeben wurde, seit langer Zeit das erste im Palast, und daß viele erbauliche Reden gehalten wurden, weil die Hälfte der Gäste der Geistlichkeit angehörte. Vom nächsten Sonntag, dem ersten im Jahre 1857 an, wurde in der Kapelle Messe gelesen und Vincenzo konnte so in Ruhe und Frieden an allen Festtagen dem Gottesdienst beiwohnen. Es wurde von einem alten Priester aus Ibella verrichtet, den Giuseppe regelmäßig im Wagen abholte und nach Tisch zurückfuhr.

Rosa's unermüdliche Thätigkeit hatte viel zur schnellen Vollendung der Kapelle beigetragen. Sie sparte dabei weder Zeit noch Mühe, sie war Morgens die Erste auf dem Platze und Abends die Letzte. Alles geschah unter ihren Augen und auf ihren Befehl; sie stattete die Kapelle con amore aus, wählte die zum Gottesdienst erforderlichen Geräthschaften, die Altarbekleidungen &c. nach eigenem Geschmack und vom Besten und Kostbarsten. Rosa war in jeder Hinsicht die leitende Hand im Palast. Von ihrem vierzehnten Jahre an hatte sie der Führung des Haushalts vorgestanden, jetzt war nach und nach die des ganzen Grundstücks, oder besser der Grundstücke, in ihre Hand übergegangen. Sie führte alle Rechnungen, nahm die Pachtgelder ein, bezahlte die Löhne, gab die Bestellung der Felder an, schrieb alle Briefe und that dies alles mit einer Geistesklarheit, einem methodischen Ordnungssinn, die bei einer so jungen Frau ganz überraschend waren. Die Unterredungen, die täglich über

diese und ähnliche Dinge in Vincenzo's Gegenwart zwischen Vater und Tochter stattfanden, gaben ihm hinreichende Gelegenheit, ihren Geschäftssinn zu bewundern. Immer wieder sagte er sich, was er bei einer gewissen Gelegenheit gegen Onofrio geäußert: Welcher Segen wäre diese Frau für einen Schwachkopf, der Gott und mehr noch den Pfarrer fürchtete, sich nicht um Politik bekümmerte, aber desto mehr um einen guten Tisch und ein dolce far niente!

Siebentes Kapitel.

Die Klinge nutzt die Scheide ab.

Auf welche Weise leidet der Körper so unter dem Gemüth, daß sogar die Lebensfunktionen gestört werden? Die Wissenschaft kann sich wohl bei der Zersetzung des Blutes oder der Zerstörung der Zellengewebe die Verheerungen erklären, die Gift im thierischen Organismus hervorbringt aber sie kann den Schaden nicht erklären, den geistige Aetzmittel im menschlichen Organismus hervorbringen. Und doch verzehren letztere den Körper eben so sicher und unaufhaltsam wie Arsenik oder Strychnin. Unser arme Vincenzo ist ein Beweis davon. Der Geier in ihm, obgleich unsichtbar, zehrte nichtsdestoweniger an seinem Lebensmark. Ohne gerade zu krank zu sein, ohne ein specielles, bestimmtes Leiden, siechte er doch Tag für Tag mehr und mehr hin. Der Mangel an frischer Luft und Bewegung, den ihm der Winter auferlegte, trug auch dazu bei, seine Constitution zu untergraben. Er hatte den Appetit

verloren und wurde dadurch immer magerer, seine Kräfte waren so gesunken, daß er schon außer Athem war, sobald er nur fünfzig Schritte gegangen. Es schien als ob die Lebensflamme immer kleiner und kleiner wurde, um endlich ganz auszugehen. Bei alledem litt er aber nicht, physisch gar nicht und moralisch weniger als zu Anfang des Winters, Vincenzo wurde gleichgiltig.

Es war in den ersten Tagen des März. Hier und da begegnete das Auge schon den Zeichen des kommenden Frühjahrs. Die Gipfel der Pappeln hatten einen gelblich grünen Schimmer, die Gebüsche an der Terrasse schienen mit grünen Spinnweben überzogen zu sein, durch den Nebel des Thales drang ein heller Sonnenstrahl und wurde durch lustiges Zwitschern von den Vögeln begrüßt. Von der milden Luft gelockt war Vincenzo nach Tisch aus dem Haus geschlichen und stand eben, überlegend, wohin er gehen solle, vor der Thür, als Jemand mit raschen Schritten und eine Melodie vor sich hinsummend, eiligst die steinernen Stufen heraufkam, was ihn bewog, sogleich in der entgegengesetzten Richtung zu entfliehen. Aber er war noch nicht zehn Schritte weit gekommen, als eine Stimme ihm nachrief:

Können Sie mir sagen, ob Ihre Herrin zu Haus ist?"

Vincenzo wendete sich um und erwiederte, die Signora Candia sei zu Haus.

„Wollen Sie dann," fuhr die Fremde, eine hohe, gebieterisch aussehende, schwarz gekleidete junge Frau fort, „die Marquise del Palmetto anmelden?"

Vincenzo führte den Gast in ein Zimmer zu ebener Erde und ging dann nach der Stube seiner Frau. Die Thür war angelehnt, er klopfte und als „Herein" gerufen wurde, sagte er:

„Die Marquise del Palmetto will Dir einen Besuch abstatten, sie ist unten im Zimmer.“

„Sage, ich käme gleich,“ erwiederte Rosa.

Vincenzo bestellte die Botschaft, schlüpfte ruhig wieder hinaus und ging so weit, als ihn seine Füße tragen wollten, damit ihn kein Rufen erreiche. Dieser unbedeutende Zufall hatte ihn ganz außer sich gebracht, bei seiner krankhaften Schüchternheit und nervösen Schwäche störte ihn nichts so sehr, als eine Veränderung. Schon die blose Idee, neuen Gesichtern zu begegnen, Besuche zu empfangen und zurückzugeben, in tausend Verwickelungen zu kommen, die der Umgang zwischen zwei Familien Jemand bringen mußte, dessen Stellung zu Haus so entwürdigend war, wie die seinige — der blose Gedanke an Dieses und an vieles Andere brachte ihn in einen Zustand der Aufregung, den ein Gesunder kaum begreifen kann. Er tröstete sich so gut es gehen wollte, mit der Hoffnung — eine sehr schwache allerdings — daß es nur bei dieser einzigen Visite bleiben würde. Der Umstand, daß die Marquise allein gekommen war, deutete darauf hin. Wäre der Marquis im Schloß, so würde er gewiß mitgekommen sein, um seine Frau vorzustellen — ergo war er nicht da. Ach! die offenen Fenster des Schlosses die Vincenzo, in diesem Augenblick aus der jungen Pflanzung heraustretend, sehen konnte, machten einen ganz anderen Eindruck auf ihn, und doch war es noch möglich, daß die Marquise nur auf einige Tage gekommen war.

Vincenzo's Vorgefühl neuer Leiden bestätigte sich noch denselben Abend. Kaum hatte er seinen Platz an der Abendtafel eingenommen, als seine Frau, ihn zum ersten Male seit seiner Rückkehr direkt anredend sagte:

„Wohin hattest Du Dich nach Tisch vergraben, daß Dich Niemand finden konnte?“

„Ich dachte nicht, daß ich gebraucht würde," sagte Vincenzo, „ich war in der Baumschule."

„Der letzte Ort, an den man bei dem feuchten Wetter hätte denken können," sagte Rosa. „Die Marquise del Palmetto frug nach Dir und es war sehr verdrießlich, daß Du nicht gefunden werden konntest, nachdem ich ihr gesagt, ich hätte Dich so eben gesehen."

Das Suchen nach ihm könne nicht so ernstlich gewesen sein, dachte Vincenzo, denn hätte man nur einmal seinen Namen gerufen, so müsse er es gehört haben, da er sich nicht weit vom Hause hatte entfernen können. Eine bittersüße Gunst wurde ihm an diesem Abend erzeugt. Auch der Signor Avvokato ließ sich herab, zum ersten Male mit ihm zu sprechen und sagte:

„Du hast ein System des Trotzes und der Verdrießlichkeit angenommen, das, um mich gelind auszudrücken, mißverstanden werden kann; so lange wir en famille waren, mochte es gehen, aber jetzt, wo wir nahe Nachbarn haben, die uns wahrscheinlich oft besuchen werden, wie die Marquise so freundlich war, uns zu versichern, jetzt rathe ich Dir, Dein Benehmen zu ändern. Dies war aber noch nichts gegen Das, was der nächste Tag Vincenzo brachte. Er war um elf Uhr Morgens in seinem eigenen Zimmer und sah trostlos in den Regen hinaus, als eine große Geschäftigkeit unter ihm eine neue Gefahr ahnen ließ. Das Hin- und Herschieben von Stühlen im Zimmer unter ihm, das Kreuzfeuer von Oh's und Ah's zeigte unverkennbar einen wichtigen Besuch an, und welcher andere Besuch könnte zu dieser Stunde kommen, als del Palmetto? Jetzt ließ ihm der Klang der wohlbekannten Stimme keinen Zweifel mehr. Der Marquis schien in sehr heiterer Stimmung zu sein und lachte so herzlich, als ob er etwas recht Lustiges

erzähle. Vincenzo zählte in peinlicher Erwartung, hinuntergerufen zu werden, die Minuten, ein Entkommen schien ihm unmöglich, es sei denn, daß eine glückliche Eingebung Federico bestimmte, zu ihm in sein Dachstübchen zu kommen, was ein geringeres Uebel sein würde. Oder war es möglich, daß er fortginge, ohne nach Vincenzo zu fragen? Vincenzo wurde verleitet, dies zu glauben, denn er hörte ein kurzes Murmeln, neues Stühlerücken, dann einen Austausch verschiedener Phrasen, wahrscheinlich der Abschied, dann Sporenklirren auf dem Vorsaal. Vincenzo hielt den Athem an. Jetzt hörte das Sporenklirren auf und Federico rief vom Fuß der Treppe aus herauf:

„Signor Avvokato junior, kommst Du herunter, um einen alten Freund zu begrüßen, oder muß der alte Freund heraufkommen und sich Dir aufdrängen?“

Vincenzo hatte schon auf der Zunge, zu sagen: „Komm herauf,“ aber dann überlegte er, daß er dadurch beleidigen könne und daß eine allgemeine Begegnung früher oder später nicht zu vermeiden sein würde, deshalb sagte er schwach, „ich komme,“ zog seinen anständigsten Rock an und ging in das Wohnzimmer des Signor Avvokato hinab.

Del Palmetto umarmte und begrüßte Vincenzo mit der Lebhaftigkeit eines der lebhaftesten Italiener.

„Das ist ein glücklicher Kerl und durch meine Schuld, nicht wahr, Signora Candia?“

Signora Candia lächelte verlegen und sagte nichts.

„Denn ohne mich,“ fuhr der Marquis fort, „und ohne meinen ungezogenen Streich, mit der bewußten Börse durchzugehen und ohne Alles, was darauf folgte, würde dieser Herr wahrscheinlich noch den Kassak tragen und die Messe lesen, statt, der hübschesten aller Frauen hübsche

Dinge in's Ohr zu flüstern, nicht wahr?" und er lachte lustig über seinen eigenen Scherz.

Die Höflichkeit nöthigte Vater und Tochter ein bestätigendes Lächeln ab.

„So dünn wie ein Heupferd," fuhr del Palmetto Vincenzo mit dem Auge messend, fort, „aber heil und gesund."

Vincenzo wurde vor Aerger roth wie ein Ziegelstein.

„Und nun zu meinem Auftrag," fuhr del Palmetto fort. „Meine Frau ist so ungeduldig wie eine Frau nur sein kann, was viel sagen will, für ihren gestrigen Irrthum Abbitte zu thun."

„Das ist nicht des Erwähnens werth," unterbrach ihn Vincenzo, der bis dahin kein Wort hatte sagen können, „ich gebe zu, daß ich so schäbig aussah, wie ein Arbeitsmann."

„Und bitte, wer ist dafür zu tadeln, als Du allein?" fragte der Signor Avvokato bitter. „Ich wüßte nicht, daß Dir Jemand Kleider oder sonst etwas verweigerte."

„Habe ich das gesagt?" gab Vincenzo zurück.

Del Palmetto sah die Nothwendigkeit ein, das Gespräch wieder auf das alte Thema zu lenken. „Ich behaupte," sagte er, „daß der Irrthum für eine ausgezeichnete Physiognomikerin, wie meine Frau sein will, sehr sonderbar war, aber ich muß zu ihrer Vertheidigung sagen, daß er nur einen Augenblick dauerte. Ich erzählte dem Signor Avvokato und der Signora Candia bereits vorhin, daß sich die Wahrheit Theresen schon aufgedrängt hatte, als sie ihr die Nachricht brachten, die Signora würde gleich erscheinen, aber Sie ließen ihr nicht Zeit zur Frage. Sie müssen daher wissen, daß ich hier her geschickt bin, um Sie, todt oder lebendig, zu meiner Frau

zu bringen, die sich am besten selbst entschuldigen kann. Und da ich Sie lieber lebend wie todt haben möchte, so seien Sie so gut, Ihren Hut aufzusetzen und das ausgezeichnete Diner, das Sie heute hier erwartet, mit einem Teller Suppe bei uns zu vertauschen."

„Heute nicht, ich danke sehr, bitte, entschuldigen Sie mich," sagte Vincenzo, so ernst, als ob er um sein Leben bäte.

„Es thut mir leid, Sie nicht entschuldigen zu können," erwiederte der Andere mit spöttischem Ernst, „ich bin ein Soldat und muß dem Befehl gehorchen, ich muß Sie todt oder lebendig in's Schloß bringen — wie soll es also sein?"

„Wirklich, Sie müssen mich freigeben . . . ."

„Ich wünschte, ich könnte es, aber meine Pflicht bindet mich! Ich habe alle Autoritäten um Erlaubniß gebeten und sie haben freundlichst eingewilligt. Der Signor Avvokato willigt aus Verbindlichkeit gegen meine Frau ein, Sie einige Stunden zu entbehren, eben so die Signor Candia, die mir noch obendrein versprochen hat, nicht eifersüchtig sein zu wollen."

„Bitte, Signor Federico," unterbrach ihn Rosa, „legen Sie mir nicht so lächerliche Worte in den Mund."

„Ist es denn lächerlich," war die rasche Entgegnung, „nicht eifersüchtig zu sein?"

„Unsinn!" rief Rosa und sagte, sich zu ihrem Manne wendend. „Es ist sehr unfreundlich von Dir, Dich so lange bitten zu lassen."

Der Signor Avvokato dagegen bemerkte in scharfem Tone: „Ich dächte, Du machtest Deiner Unschlssiügkeit ein Ende, wenn der Signor Federico Dir die Ehre einer Einladung zu Theil werden läßt, so ist es das Wenigste,

was Du thun kannst, daß Du diese Einladung annimmst."

„Alle sind gegen Sie, wie Sie sehen," sagte del Palmetto, „je rascher Sie sich also fertig machen, je besser."

Vincenzo holte ohne ferneres Zögern seinen Hut und war in einigen Minuten wieder da. Del Palmetto nahm von Vater und Tochter Abschied und ging. Als sie an die Hausthür kamen, bemerkte Vincenzo, daß es regnete — ein Umstand, den er in seiner Verlegenheit ganz vergessen hatte und er schalt sich selbst einen Dummkopf, daß er die Entschuldigung nicht vorgebracht. Er machte jedoch noch einen Versuch und sagte: „Sehen Sie nicht, daß es regnet?"

„Richtig," erwiederte del Palmetto, „nun, zum Glück habe ich einen Regenschirm," er nahm ihn dabei aus der Ecke und begegnete so jedem Einwurf. Er spannte den Schirm auf, ergriff Vincenzo's Arm und dann gingen sie die Stufen hinab nach der Allee zu.

„Unter uns gesagt," fing Federico an, „Ihr Schwiegervater sieht sehr schlecht aus, er ist recht gealtert. Als ich ihn zum letzten Male sah — wann war es doch gleich — wohl 1854 — ja zu Ende des Jahres 54 — Sie waren damals in Savoyen — sah er aus wie ein junger Mann, ja wirklich . . . ."

„Es regnet stärker," bemerkte Vincenzo.

„Nein, es tropft hier nur von den Bäumen. Damals," fuhr del Palmetto, den Gegenstand verfolgend, fort, „war er voller Humor und so schwatzhaft wie möglich; daß er in kaum mehr als zwei Jahren Das geworden ist, was er ist, ein abgelebter alter Mann, überrascht mich. Wie hoch ist sein Alter — wissen Sie es?"

„Wessen Alter?“ fragte Vincenzo.

„Nun, des Signor Avvokato — träumst Du denn?“

„Er ist ungefähr vierundsechzig.“

„Er sieht zwanzig Jahr älter aus,“ sagte del Palmetto. „Aber wie schön ist die Signora Rosa geworden. Sie übertrifft als Frau noch, was sie als Mädchen zu werden versprach. Du Glücksvogel! Wäre ich nicht Theresa's Mann, ich würde Dich beneiden.“

Sie waren jetzt nahe am Thore.

„Denken Sie nicht,“ sagte Vincenzo plötzlich, „daß es für alle Parteien angenehmer wäre, wenn ich der Marquise an einem schöneren Tage als an dem heutigen, meinen Respekt bezeigte?“

„Halt! was giebt's wieder?“ fragte del Palmetto stillstehend und sah Vincenzo in's Gesicht. „Ich habe mein Möglichstes gethan, Dich gut zu unterhalten und mich angenehm zu machen und Du hast dabei an weiter nichts gedacht, als wie Du mir die Schippe geben könntest. Wenn Du wirklich nicht mitkommen willst, so will ich Dich nicht zwingen.“

„Ich bitte Sie,“ sagte Vincenzo sanft, „keine Beleidigung zu suchen, wo sie nicht beabsichtigt wird.“

„Warum nennen Sie mich immer Sie wenn ich Du sage?“ fragte del Palmetto. „Ich hätte nie geglaubt, daß Sie mir einen Groll so lange nachtragen würden.“

„Warum sollte ich Ihnen einen Groll nachtragen, lieber Freund?“

„Was weiß ich? Vielleicht weil ich Ihnen einmal einfältige, knabenhafte Streiche gespielt habe, oder weil ich auf den Statuto schimpfte, ein Thor und ein Codino war.“

„Du magst immerhin ein Codino sein, so lange Du so gewissenhaft bist," sagte Vincenzo in versöhnlichem Tone.

„Aber ich bin keiner mehr, sage ich Dir, ich bin ein Radikaler und ein aufrichtiger Cavourist, ich bin für den Statuto und alles was d'rum und d'ran hängt; ich bin für die Einigkeit Italiens — frage meine Frau," rief del Palmetto in heftigem Eifer.

„Das freut mich zu hören," stöhnte Vincenzo, „obgleich, auf mein Wort, meine Weigerung mit nach dem Schloß zu gehen, nichts mit Deinen früheren politischen Meinungen zu thun hatte. Die Wahrheit zu sagen, mir ist nicht ganz wohl, außerdem bin ich schüchtern und misanthropisch geworden — da, gieb mir den Arm; wir wollen gleich weiter gehen, das Gehen und die Aufregung haben mir den Athem benommen." Und unfähig, weiter zu gehen, rang er nach Athem und suchte unterdeß seinen Freund durch Zeichen zu beruhigen.

„Dir ist wirklich gar nicht wohl," sagte del Palmetto, „und es thut mir sehr leid, daß ich auf Deinem Mitkommen bestanden habe. Aber wie konnte ich das denken? — Ich will mit Dir zurückgehen und . . . ." Vincenzo schüttelte den Kopf. „Nun, wie Du willst."

Nach wenigen Minuten war es Vincenzo besser und er im Stande, weiter zu gehen.

„Wir müssen langsam gehen," sagte er, „Du mußt Geduld mit mir haben, denn ich bin durchaus nicht stark."

„Wenn wir nun das Vorstellen bei Theresa heute aufgäben," rieth del Palmetto „und ich holte Dich morgen im Wagen ab."

Nein, nein," sagte Vincenzo, der es sich jetzt angelegen sein ließ, stets das familiäre Du zu gebrauchen,

„nein, ich bestehe darauf, zu gehen, und soviel wie möglich mein unfreundliches Weigern wieder gutzumachen, und ich bin auch in Wahrheit außerordentlich begierig, die Marquise kennen zu lernen, die, wenn sie, was ich vermuthe, Dich bekehrt hat, eine ungewöhnliche Frau sein muß.“

Del Palmetto's Gesicht leuchtete auf. „Ja,“ sagte er, „ich kann dafür stehen, daß sie nicht zu der gewöhnlichen Sorte von Frauen gehört, und zwar ohne Furcht, Dich zu täuschen. „Sie ist eine ....“ er suchte nach einem Wort, das seinem Enthusiasmus gleich käme und da er keins fand, so sagte er: „Nun, es ist egal, was sie ist, sie ist ein herrliches Wesen, das ist alles, was ich sagen kann. Du wirst sie bald sehen und selbst urtheilen.“

Sich so unterhaltend und dann und wann stehen bleibend, erreichten sie endlich das Schloß. Vincenzo, von der Anstrengung erschöpft, wurde in ein kleines Parterrezimmer geführt, del Palmetto zwang ihn, sich in einen Lehnstuhl an das helle Kaminfeuer zu setzen und ein Glas Malaga zu trinken. Sein Wirth ließ ihn dann eine Weile allein, damit er sich ausruhe. Er kehrte dann mit der Marquise zurück, die, auf Vincenzo zueilend, ihm freundschaftlich die Hand schüttelte und sagte: „Ich bin entzückt, Sie in unserm Haus zu sehen, Signor Candia, wir wollen versuchen, uns Ihnen so angenehm zu machen, daß Sie verleitet werden, uns recht oft zu besuchen; es thut mir leid zu hören, daß Sie ein Invalid sind, wir können dann gut mit einander sympathisiren, denn ich bin auch nicht ganz wohl und die Doctoren haben mich mit dem Befehl hierher geschickt, zu essen, zu trinken, frische Luft und Bewegung zu genießen und — zu faullenzen.“

„Und um diesem Befehl zu gehorchen,“ bemerkte ihr

Gatte, „so warst Du, glaube ich, eben im Begriff, den achten Brief anzufangen, als ich Dich holte.“

„Das nennt man aus der Schule schwatzen. Signor Candia muß sich einbilden, ich wolle die Sevigné ausstechen, das ist jedoch nicht der Fall, meine Correspondenz ist viel ernsterer und traurigerer Art. Ich stamme aus Brescia und bekomme von alten Freunden oder Untergebenen Briefe und wie könnte ich ein freundliches Trostwort einem alten Vater verweigern, dessen einziger Sohn in's Gefängniß geschickt worden ist, oder einer unglücklichen Mutter, der man den ihrigen als Soldaten nach Böhmen schickte? Ach, die Summe körperlicher und geistiger Leiden in diesem unserm unglücklichen Lande ist unglaublich. Aber das ist kein Gespräch, um Sie aufzuheitern. Ich werde den traurigen Gegenstand nicht wieder berühren und wollen Sie mich jetzt entschuldigen, wenn ich Sie bis zur Tischzeit verlasse . . . .“

„Damit ich meinen achten Brief vollenden kann?“ schloß Federico statt ihrer den Satz.

„Nein, Du Tadler, aber damit ich sehen kann, ob das Diner zur rechten Zeit fertig und genießbar ist, denn“ — hier wendete sie sich mit freundlichem Lächeln zu Vincenzo — „denn Sie müssen wissen, daß wir durchaus noch nicht eingerichtet sind, weder mit der Dienerschaft, noch mit sonst etwas. Außerdem werden Sie ein tête-à-tête mit einem alten Freunde vorziehen, wenn Federico Sie aber langweilt, so schicken Sie ihn fort. Es giebt Bücher und Zeitungen genug, mit denen Sie sich unterhalten können.“

Sie war fort, ehe Vincenzo die Gelegenheit oder nur den Wunsch gehabt hatte, seine Lippen zu öffnen. Wenn es nur seine Phantasie war, die ihm diese edle Gestalt

vorführte, die ihn mit so sanften Augen ansah, so freundlich und rücksichtsvoll mit ihm sprach, ihn so ganz als Freund und nicht als Fremden behandelte — wenn alles eine Täuschung war, die ein Wort zerstören konnte — besser dann, daß dieses Wort ungesagt blieb. Man muß der Milch des Wohlwollens entwöhnt und seit Monaten wie ein Pavian behandelt worden sein, um die Art von Verwunderung zu begreifen, die ein plötzlicher Schauer von Sympathie und Freundlichkeit bei dem Empfänger hervorbringen kann. Vincenzo blickte sich um, als wolle er sich überzeugen, ob er wache oder schliefe.

„Wohin stierst Du?“ fragte Federico, die Zeitung weglegend, die er eben aufgenommen.

„Ich will mich überzeugen, ob mich nicht ein Traum gefangen hält,“ sagte Vincenzo.

„Ach! nicht wahr, ich hatte recht, als ich sagte, sie sei eine herrliche Frau?“ rief del Palmetto entzückt.

„Ja, und Du — ein herrlicher Mann,“ entgegnete Vincenzo ernst.

„Nein, das ist trop fort,“ rief del Palmetto, mit heiterem Lachen.

„Ein herrlicher Mann gegen mich,“ erwiederte Vincenzo ernst; so freundlich so liebevoll, so brüderlich. Was habe ich gethan, um das von Dir zu verdienen?“

„Du warst im Recht, während ich im Unrecht war, und ich thue Buße dafür, daß ich die Wahrheit in Deiner Person beleidigt habe, und dann“ fügte der Marquis mit einem Ausbruch von Gefühl hinzu, das er nicht beherrschen konnte, „und dann — ich muß es Dir sagen, weil es wirklich wahr ist — seit ich sie kennen gelernt habe, ist mein Herz gegen alle meine Mitmenschen weiter und wärmer geworden. Da, nun weißt Du es!“ Nach diesem

Ausbruche vertiefte sich Federico so gewaltig in seine Zeitungen, daß Vincenzo nichts übrig blieb, als auch mit zu lesen, oder doch so zu thun.

Nach ungefähr einer Stunde guckte die Signora del Palmetto herein und sagte: „Wird es den Signor Candia zu sehr erschrecken, wenn ich gestehe, daß ich gekommen bin, um das Mittagbrot anzukündigen?"

„Im Gegentheil, ich bin entzückt," sagte Candia aufstehend.

„Gegenwärtig," rief die Dame, „bin ich wirklich die einzige für dieses Amt brauchbare Person. Luigi ist nirgends zu finden und die Köchin erklärt, daß sie irgend ein mysteriöses Gericht am Feuer stehen habe, von dem sie sich für ein Königreich nicht entfernen dürfe."

„A la guerre, comme à la guerre" sagte Federico Candia, „willst Du meiner Frau den Arm reichen?"

Vincenzo gehorchte und führte die Marquise in's Speisezimmer, wo der treulose Luigi, eben aus dem Keller kommend, mit der Serviette unterm Arm schon auf seinem Posten stand.

„Noch habe ich," sagte die Wirthin, Vincenzo den Platz zu ihrer Rechten anweisend, „nicht für meinen Irrthum um Verzeihung gebeten."

„Ich bitte Sie, ihn nicht zu erwähnen," sagte Vincenzo erröthend.

„Ich kann zu meiner Entschuldigung nur sagen", fuhr die Marquise fort, „daß ich ziemlich aufgeregt war. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, mich selbst in Ihrer Familie einzuführen und meinen Mann zu überraschen . . ."

„Ich mußte bis zum Abend in Ibella bleiben," fiel del Palmetto ein.

„Nun also," fuhr die Marquise fort, „die Idee, die

meiner Phantasie originell erschienen war, kam mir nun, als ich sie wirklich zur Ausführung brachte, blos excentrisch vor. So war ich, wie ich schon sagte, im Moment, wo ich Ihnen begegnete, ziemlich aufgeregt."

„Ich will Dir etwas sagen, Vincenzo," unterbrach sie del Palmetto, „Theresa starb vor Neugierde, meine erste Liebe zu sehen."

„Warum sagst Du nicht gleich, daß ich eifersüchtig war?" fragte Theresa.

„Wer weiß," erwiederte del Palmetto, zum Lachen bereit und mit einem bedeutsamen Blick auf Vincenzo, „wir Männer sind solche eitle Narren. Bitte um Verzeihung, Signor Candia, ich hätte sagen sollen, wir Soldaten."

Der scherzende Unterhaltungston zwischen den Gatten trug viel dazu bei, Vincenzo's Schüchternheit zu zerstreuen, ihre Freundlichkeit gegen ihn und das ausgezeichnete Mittagsbrot, bei dem es so ganz sans façon zuging, trugen viel dazu bei, daß er sich vollständig à son aise fühlte. Er aß und trank mehr als seine Gewohnheit war, und sprach gewiß in einigen Stunden mehr als in dem letzten halben Jahre. Auf del Palmetto's freundschaftliche Fragen gab er einen kurzen Ueberblick seiner Erlebnisse seit ihrer letzten Begegnung, berührte dabei natürlich seine Erfahrungen in Savoyen und sprach von den Schwierigkeiten, die mit der Verwaltung einer so unzufriedenen Provinz verknüpft waren. Die Marquise bemerkte, „wenn die Savoyarden endlich zu der Ueberzeugung gekommen wären, daß sie von Natur Franzosen seien, so sei Niemand berechtigt, ihnen diesen Wunsch, französisch zu werden, streitig zu machen und je früher sie an Frankreich abgegeben würden, je besser. Wenn wir unser Nationalrecht anerkannt wissen wollen, müssen wir auch das anderer

Nationen anerkennen. Ich weiß, daß Graf Cavour, wie auch seine persönlichen Gefühle sein mögen, als Staatsmann in Bezug auf Savoyen eben so denkt, wie ich, und vielleicht wird er seine Theorie bald in Praxis zu verwandeln wissen. Wenn dies früher oder später geschieht, kann ich nicht umhin, Ihnen Signor Candia, ein angenehmeres Feld der Thätigkeit zu wünschen, als das unzufriedene Savoyen. Wenn ich sage angenehmer, so meine ich es nur in politischer Beziehung, denn an Naturschönheit und gesellschaftlichem Umgang, kenne ich wenig Städte, die den Vergleich mit Chambery aushielten. Sie haben Ihre Stelle dort noch, nicht wahr?"

„Ich habe keine, weder dort noch anderswo," sagte Vincenzo. „Ich habe die Staatscarrière aufgegeben."

„Wie Schade," rief die Marquise, „so jung, so talentvoll und nach einem so glänzenden Debüt; ich warne Sie, da ich nie aufhören werde, mich gegen einen solchen Entschluß aufzulehnen."

„Ach, Madame, ich selbst habe dagegen gekämpft und bin unterlegen, — es giebt Verhältnisse, zu stark selbst für einen eisernen Willen. Meine Frau erträgt es nicht, ihre Heimath zu verlassen — sie leidet, leidet geradezu am Heimweh. Kurz, sie befindet sich nirgends wohl, als im Palast. — Mein Schwiegervater wird alt und schwach. . . ."

„Das kann ich bestätigen," unterbrach ihn del Palmetto, „hättest Du ihn noch vor zwei Jahren gesehen Theresa, Du würdest ihn nicht wiedererkennen."

„Ich kann es nicht auf mich nehmen, einen Vater von seinem einzigen Kinde zu trennen. — Könnte ich das Noch kann ich in die weite Welt gehen und sie allein lassen. — Es giebt Lagen im Leben wo es unmöglich ist, einen

Ausweg zu finden. Alles, was ich bin verdanke ich diesem Vater und seiner Tochter.

„Ich verstehe das“ — sagte del Palmetto nachdenkend. Es war eine Minute peinlichen Stillschweigens, das Federico zu unterbrechen eilte. „Da fällt mir ein, Vincenzo, Du mußt uns die hiesige Gesellschaft schildern. Welche Art von Fisch ist der neue Priester Don Pio?“

„Eine sehr herbe Art von Fisch, mein theurer Freund. Jedoch ein Mann, dem es weder an Bildung fehlt, noch an Talenten, ein Schwärmer bis in's Mark der Knochen, der die unbegrenzteste Verachtung gegen die Staatsgewalt zeigt, ein Feldherr im Kassak, der mit fester Hand über das Kirchspiel herrscht.“

„Aber der Signor Avvokato läßt ihn nicht zu weit gehen, denke ich —“ sagte del Palmetto,

„Der Signor Avvokato ist sein Freund und seine festeste Stütze und sein Beichtkind obendrein,“ war die Antwort.

„Ist das möglich?“ rief del Palmetto aus. „Ich erinnere mich noch der Zeit, und das ist noch nicht lange her, wo der Signor Avvokato der Mirabeau von Rumelli war und der Palast eine Festung des Liberalismus.“

„Er ist jetzt ein Filial des Pfarrhauses,“ sagte Vincenzo.

„Alter, körperliche Schwäche, der Tod des Don Natale, der Einfluß Don Pio's haben die Bekehrung bewirkt.“

„Dann wollen wir das Schloß zum Mittelpunkt der Opposition machen, wir wollen dem ehrwürdigen Gesellen etwas Arbeit schaffen, nicht wahr, Theresa?

„Wenn er wagt auf der Kanzel ein Wort gegen den König, oder den Statuto zu sagen, so will ich ihn in der Kirche selbst zur Rede stellen; das will ich —“ sagte Theresa, mit dem Blicke einer Frau, die es konnte und wollte.

„A propos, sagen Sie mir, wie verhielt sich der Priester bei der Feier des Statuto?“

„Er ließ sie vorübergehen, als ob es keine Verfassung zu feiern gäbe. —“

„Und seine Kirchkinder dulden es, und die Ortsbehörde schweigt?“

„Ja, sie sind Alle stumm, die Behörde besteht aus Don Pio's Creaturen, und was die Landleute betrifft, so ertragen sie dies Weglassen mit vollkommener Gemüthsruhe. Bauern sind überall dieselben in der ganzen Welt, und kümmern sich um keine andere Verfassung als die des Wetters und der Ernten.“

„Ich erinnere mich eines Müllers, obwohl ich seinen Namen vergessen habe, der sich etwas erworben hatte, und den Patrioten spielte, wie steht's mit dem?“ fragte del Palmetto. —

„Ach ja, sein Patriotismus war der, als Syndicus gewählt zu werden,“ erwiederte Vincenzo, „er ist jetzt Don Pio's rechte Hand.

„Und der Andere, der die Postverwaltung hatte?“

„Sie meinen Peter den Krämer, der Parade machte mit seinen radicalen Ansichten, damit er zum Officier der Nationalgarde ernannt werde; er ist Don Pio's linke Hand. Nein, nein, suchen Sie, wo Sie wollen, Sie finden nur einen Liberalen im Kirchspiel, und das ist der alte Barnaby, und sein Liberalismus, die alte ehrliche Seele — besteht darin, zu wünschen daß Jeder gehangen wird, der nicht denkt wie er. —“

„Und wie stehst es mit der Nationalgarde?“

„Todt und begraben!“ —

Da es zu feucht war, um nach dem Essen einen Gang durch den Park zu machen, begaben sich Alle in ein an=

stoßendes Gesellschaftszimmer, wo man Kaffee trank und del Palmetto seine Cigarre rauchte.

„Ich habe Dir nun von mir berichtet,“ sagte Vincenzo, „aber Du hast mir noch nichts von Deinem Leben erzählt, seitdem wir uns trennten —“

„Meine Geschichte ist kurz,“ sagte Federico, „ich beging Thorheiten nach Herzenslust, wenn nichts Schlimmeres, als mein guter Engel mir befahl, als Freiwilliger nach der Krim zu gehen. —“

„Bravo, —“ rief Vincenzo, „das gleicht Dir, das war edel gehandelt. —“

Lobe mich nicht mehr als ich es verdiene, — ich habe keinen Anspruch auf Verdienst, als den des Gehorsams; Gehorsam den Befehlen eines wahren Engels in Menschenschengestalt; ohne den ich ruhig zu Hause geblieben wäre —“

„Glauben Sie ihm nicht, Signor Candia,“ sagte die Marquise; „er war erpicht darauf, zu gehen.“

„Sehr wahr,“ — entgegnete del Palmetto, „aber ich wäre trotzdem nicht gegangen, es sei denn daß mein Regiment marschirt wäre, was nicht der Fall war, — denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, gleich manchen anderen Thoren in und außerhalb des Parlaments, daß der Krieg nicht gut sei für das Vaterland. —“

„Ein Irrthum, den ich klug genug war, Dir auszureden,“ — sagte seine Frau, „und Du gingst und thatest wacker Deine Schuldigkeit und kamst als Hauptmann zurück mit dem St. Maurice- und Lazarusorden.“

„Und Du hast meine beste Belohnung vergessen, —“ fuhr del Palmetto fort, „und als der beglückte Gatte der liebenswürdigsten, besten —“

„Alten Jungfern von fünfundzwanzig Jahren, —

unterbrach ihn die Marquise, erröthend; — „die unter anderen Vortrefflichkeiten graugesprenkeltes Haar hat. —"

„Ein schönes Gesprenkel!" wiederholte del Palmetto, ein halbes Dutzend Silberfäden vielleicht, — gerade genug, um das glänzende Schwarz des Uebrigen zu heben. „Ich behaupte, daß dies eine Schönheit ist. —"

„Gut, gut, sei es so für Dich; aber denke nicht, daß diese Einzelheiten Interesse haben für Signor Candia, erzähle ihm dagegen von der Krim und dem Krieg. —"

Del Palmetto willigte ein, und beschrieb einige geistreiche Scenen vom Lagerleben, und einen Ausfall der Belagerten mitten in der Nacht. Von dem Krimkriege zu den Vortheilen, die möglicher Weise für Italien aus der Alliance Piemont's mit den Westmächten erwachsen könnten, war der Uebergang leicht und natürlich; und über diesen Gegenstand verbreitete sich endlich die Signora Palmetto mit einer Klarheit der Schlußfolgerungen, einem Reichthum an Beweisen und einer Kraft der Ueberzeugung, die ganz unwiderstehlich war. Ihre Voraussetzungen für die Zukunft waren so kühn, als leidenschaftliches Wünschen sie machen konnte, und daß der Gegenstand, den sie behandelte, die große Leidenschaft war, die ihr Leben erfüllte, das zeigte das Zittern ihrer Stimme, die Röthe ihrer Wangen und der Glanz ihrer Augen deutlich. Die genaue Kenntniß der Menschen und Dinge, die sie dabei entfaltete, war bewundernswürdig. Keinen Italiener von Bedeutung gab es, im Lande oder außerhalb, der ihr nicht persönlich oder brieflich bekannt war, keine ausländische Frage, so fern sie auch lag, mit der sie nicht vertraut gewesen, wie mit deren Beziehung auf die Interessen, die ihr am meisten am Herzen lagen. — Manche ihrer Voraussetzungen, welche von ihr ausgesprochen, fast wie wilde Prophezeiungen klangen,

sind jetzt festgestellte Thatsachen, oder auf bestem Wege es zu werden, und sie zu wiederholen wäre vergebene Mühe. Aber 1857 waren diese Thatsachen noch beunruhigende Probleme, deren blose Erwähnung die Pulse von Männern und Frauen schneller gehen und ihren Athem stocken machten. Vincenzo zitterte vom Kopfe bis zum Fuße. Die Marquise bemerkte dies und sagte, sich unterbrechend:

„Doch das sind aufregende Thematas und Aufregung ist nicht gut, weder für Sie, noch für mich; — so wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, eine Partie Schach spielen, — als Beruhigungsmittel. —"

Schach und Musik, Theresa spielte gut Clavier, und ein ruhiges Gespräch füllten angenehm den Rest des Nachmittags aus. Etwas nach sieben Uhr erhob sich Vincenzo, um zu gehen. Del Palmetto drang in ihn, noch zu bleiben, gab aber endlich nach, als er sah, daß Vincenzo daran lag, rechtzeitig zum Abendbrot im Palast zu sein. Das Wetter hatte sich aufgehellt, der Himmel war mit Sternen besäet, so wollte Vincenzo nicht, daß man ihn nach Hause fuhr, er versicherte seine Freunde, daß er vorzöge nach Hause zu gehen, und nachdem er einen herzlichen Abschied von der Signora genommen, ging er fort, Arm in Arm mit del Palmetto.

„Mein lieber Federico," begann Vincenzo, „Du nanntest mich einen Glücksvogel diesen Morgen, erlaube mir, Dir dies Compliment mit Interessen zurückzugeben, und zu sagen, daß Du der Glücklichste unter der Sonne bist."

„Bin ich's nicht?" rief Federico mit der kindlichsten Offenherzigkeit. „Ist sie nicht ein herrliches Wesen?"

„Sie ist unvergleichlich," aber welch schützender Engel führte diesen Phönix Dir in den Weg?" —

„Meine Thorheit. Das ist eine sacramentische Ge-

schichte, als jemals eine geschrieben wurde. Ja, nur meiner Thorheit danke ich die unschätzbare Entdeckung dieß Kleinods. So geht es in dieser wunderbaren Welt. Ein guter Familienvater thut einen Gang der Mildthätigkeit und bricht Hals oder Bein; ein starrköpfiger Thunichtgut geht auf Unheil und findet den Ko—hin—nov, doch durch moralisiren erfährst Du meine Geschichte nicht. Vielleicht erinnerst Du Dich noch eines Kameraden von mir, eines Officiers mit dem ich Billard spielte, an dem Tage wo Du nach Ibella kamst und Deine Börse suchtest, ein vortrefflicher Mann, im Ganzen aber höllisch empfindlich und beißend. Nun eines Tages als wir wieder Billard spielten, hatten wir einen Streit um die Bälle, in dessen Verlauf wir einige unangenehme Worte wechselten, kurz es erfolgte eine Herausforderung. Dies ereignete sich in Turin 1854 im Monat November. Am folgenden Tage trafen wir uns demnach an einer einsamen Straße hinter Valentino, und nach nutzlosen Aussöhnungsversuchen, die unsere Secundanten machten, kreuzten wir die Degen. Wir waren keine Minute dabei: siehe da stand plötzlich vor uns, wie der Erde entstiegen, denn wir hatten uns versichert, daß Niemand in der Nähe war, — eine Dame, groß, schwarz gekleidet, eine Reitpeitsche in der Hand, uns Allen vollständig fremd, — warf sich zwischen unsere Degen, und war nahe daran verletzt zu werden.

„Meine Herren!“ — rief sie, „ich bitte Sie, ich befehle Ihnen, abzulassen,“ das war Alles was sie sagen konnte, noch athemlos vom schnellen Laufen. Bald erholte sie sich und hielt uns eine schöne Rede, ich versichere Dich, ich verdürbe sie nur, wenn ich sie wiederholte, aber der Sinn von dem, was sie sagte, war, — daß unsere Duellwuth zu lange schon der Gebrauch und die Schmach der

Italiener, und daß die Zeit gekommen sei, wo dies Unheil aufhören müsse. Sie gab uns zu bedenken, daß unser Blut nicht uns gehört, sondern dem Vaterland, und daß der Mann sein Vaterland bestähle, der, anstatt sein Blut in dessen Vertheidigung zu vergießen, es zur Befriedigung seiner Privatrache verschwende. Für die Feinde Italiens sollten wir unsern Zorn aufsparen, und unsere Kräfte, — es könne, es dürfe nicht sein, daß zwei Landsleute, zwei Kriegskameraden, gewiß gestern noch die besten Freunde, heute einander die Kehle abschnitten. Und weshalb? Irgend eine Kleinigkeit; sie war fest überzeugt nur eine Lappalie sei der Grund unseres Streites. Ihre großen schwarzen Augen heftete sie auf mich während sie dies sprach, und ich mußte wegblicken, um ihr nicht zu gestehen, daß sie Recht hatte. Es war nun an unseren Secundanten zu sprechen. Einer der Freunde meines Gegners trat hervor, und sagte, sich vor der Dame verbeugend, daß es unmöglich sei, einem so liebenswürdigen Friedensstifter zu widerstehen, und befahl uns die Degen einzustecken. Das Gesicht der Dame erhellte sich als sie uns gehorchen sah. „Nun denn," sagte sie, „geben Sie sich jetzt freundlich die Hände und besiegeln Sie den Frieden." — Mein Gegner und ich blieben wie wir waren, unbeweglich, zur Erde blickend, — denn wir hatten Beide den Wink bemerkt, den der Secundant, der der Dame geantwortet, uns gab, ehe er sprach, ein Wink, den wir verstanden, als sollten wir nur scheinbar gehorchen. Sie aber, als ob sie es errathen hätte, wandte sich zu ihm und sagte: „Was bedeutet das? Sie meinten also nicht ernstlich, was Sie sagten? — Sie betrogen mich? O, mein Herr, ein Edelmann und Officier sollte nicht mit einer Dame Scherz treiben. Ihre Wangen färbten sich purpurroth als sie dies sagte, und mit königs-

licher Haltung warf sie den Kopf zurück. Verzeihen Sie, meine Dame, sagte der Officier, ich wollte Sie nicht beleidigen, ich versichere Sie, ich gestehe, ich versuchte Ihrer Forderung auszuweichen, die mir unter diesen Umständen unannehmbar erschien, — jetzt will ich dies gut zu machen suchen, indem ich mich nach besten Kräften bemühe, Ihre Wünsche zu erfüllen. Er winkte die anderen Secundanten zur Seite und kam nach kurzer Berathung zurück, uns zu sagen, daß sie einstimmig der Ansicht wären, wir hätten unserer Ehre genug gethan, und könnten uns jetzt die Hände reichen. — Dies thaten wir sofort mit willigem Herzen. „Ich danke Ihnen,“ sagte die Dame, „und wenn jemals Theresa Ambelli einen von Ihnen nützlich sein kann, so werden Sie nicht vergebens sie an diesen Tag erinnern.“ Dies sagend verneigte sie sich, und eilte zum Ende der Allee, wo ein Groom zu Pferde ihr Pferd hielt.

„Der Rest,“ sagte del Palmetto, „ist bald erzählt. Theresa kam mir nicht mehr aus dem Sinn und Herzen. Ich suchte sie überall, und traf sie endlich in einem ihrer aristokratischen Salons und erhielt die Erlaubniß, ihres Vaters Haus zu besuchen. Ihre politischen Ansichten und die ihrer Umgebung waren zu weit verschieden von denen, die ich von meinem Vater angenommen, als daß sie mich Anfangs nicht etwas zurückgestoßen hätten, aber in wenig Monaten war ich, von der Liebe getrieben, auf dem besten Wege, bekehrt zu werden. Theresa hatte mir offen gestanden, als ich um sie warb, daß sie niemals einen Mann heirathen würde, der eine, von ihr verschiedene politische Ansicht habe, und diese Erklärung beschleunigte vielleicht meine politische Bekehrung — Sie war jedoch dessen ungeachtet noch nicht vollständig, zur Zeit der Krimaffaire

wie meine Abneigung, sie als Freiwilliger mit zu machen zeigte. Diese Abneigung aber wußte sie zu besiegen. Mein Gehorsam sowie eine glücklich überstandene Gefahr an der Tschernaja, von der ich ihr in einem Briefe erzählte, erweichte sie doch so weit, daß sie meine Mängel übersah und in unsere Vereinigung willigte, sobald ich zurückkehrte. So kam es, daß das beginnende Jahr 1856 mich als den glücklichsten und stolzesten aller Gatten und und Männer sah. Während dieser Zeit hatten die Freunde das Thor des Palastes erreicht, drückten sich warm die Hände und wünschten einander eine gute Nacht.

Achtes Kapitel.

Oberwasser und Unterwasser.

Die Marquise del Palmetto war eine jener edlen Schwärmerinnen für einen großen Gedanken, wie die Vorsehung sie unter ein Volk ausstreut, dessen Geschick seiner Erfüllung nahe ist, moralische Triebfedern von unberechenbarer Kraft, ohne die selbst die Aufgabe eines Cavour in gewisser Beziehung verzögert und undankbar gewesen sein würde. — Wer niemals eines jener außergewöhnlichen Wesen arbeiten sah, hat keinen Begriff, von der Tragweite und der Wichtigkeit der Resultate, welche die verzehrende Thätigkeit eines einzelnen Individuums hervorbringen kann. Die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes war der Brennpunkt, in dem sich alle Energie der Gedanken und Handlungen der Signora del Palmetto vereinigten, und derjenige ihrer Tage war ihr ein verlorener, an dem

sie Italien keinen Freund, und Oesterreich keinen Feind geworben hatte. —

Sie gehörte zu einer Heldenfamilie des heldenmüthigen Brescia, in der die Liebe für Italien und Haß gegen Oesterreich erblich waren. Sie hatte aus ihres Vaters Haus ein Hospital gemacht für Kranke und Verwundete der piemontesischen Armee von 1848; sie hatte 1849 für ihren Vater und Bruder die Flinten geladen und ihnen gereicht, als diese Brescia Zoll für Zoll gegen Haynau's Soldaten vertheidigten, sie hatte auf dem kalten Leichnam ihres ältesten Bruders, den eine österreichische Kugel getödtet, Hannibal's Schwur gethan.

Theresa Ombelli war damals erst siebzehn Jahre alt. In Turin wo sie und andere Ueberlebende ihrer Familie Zuflucht suchen mußten vor der Rache der Frauenverfolger, erwarben ihr Namen; ihre Jugend, ihre Schönheit, selbst ihre ungewöhnliche Weise sich zu kleiden, beständig zu trauern um ihr Vaterland, ihr die lebhafteste Sympathie und Hochachtung, die allmälig von den Lombardischen Emigranten, auf die sie sich anfangs beschränkte, auf die Turiner Gesellschaft im weitesten Kreise überging, bis nach wenig Jahren der Name von Theresa Ombelli — ein Name, der mit allen großmüthigen Handlungen und progressiven Unternehmungen verknüpft war — einer ganzen freisinnigen Partei bekannt und theuer wurde. Die Gunst in der sie bei der Beamten- und parlamentarischen Welt stand, wie den Einfluß, den sie da hatte, war besonders in der letzten Zeit und nach ihrem Verdienst gewachsen, denn es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß ihr unermüdlicher Propagandismus viel dazu beigetragen hatte, die zwei schwierigsten Knoten glücklich zu lösen, die Cavour's Administration zugefallen waren, die Unterdrückung des Con-

vents und die Theilnahme Sardiniens am Krimkriege, und es wurde auf Personen gedeutet — von denen nicht Wenige Senatoren und Deputirte, anerkannte Gegner beider Maßregeln waren, deren Sinnesänderung sie bewirkt hatte, und deren Stimmen sie eingegeben, um damit die Majorität des Ministeriums zu verstärken. Alles Dieses aber hatte nichts mit dem herzlichen Empfang zu thun, der ihr in Rumelli ward. Wer, oder was sie war, davon wußten die Rumelliner so viel als vom Sanscrit, und hätten sie es auch gewußt, so würde das ihre Popularität nicht erhöht haben. Alles, was die guten Leute von ihr wußten und was für sie Interesse hatte, war, daß sie die Marquise, die Gemahlin des Repräsentanten der Familie war, die sie durch mehrere Generationen beschützt und auf die sie deshalb mit Stolz und Verehrung blickten. Als die Marquise würden sie sie schon bewillkommnet und freudig begrüßt haben, wäre sie auch alt und häßlich, stolz und böse gewesen, doch war ihre Freude vielleicht lebhafter, weil sie jung, hübsch, lächelnd und freundlich war.

Es war am Sonntage nach ihrer Ankunft, als diese öffentliche Kundgebung ihrer Zuneigung stattfand und gewiß diese Explosion von Enthusiasmus, die das junge Paar begrüßte auf ihrem Wege nach und von der Kirche, war merkwürdig. Selbst nicht bei der denkwürdigen Gelegenheit, als der Signor Avvokato als Ritter von Turin zurückkehrte, war die Aufregung des Volks so groß und allgemein. Das gute Volk von Rumelli hatte noch einen großen Rückstand von unbefriedigter Aufregung von sich zu geben, ein Rückstand der vom Ende des Jahres 1854 her datirte, dem Zeitpunkt, wo der Palast anfing die Trauerhülle anzulegen.

Nach der Vesper versammelte sich das ganze Dorf, angeführt vom Stadtrath, dem die Menge folgte, vor dem Schlosse.

Wir ersparen dem Leser die officielle Anrede des Bürgermeisters sowohl, als die anderen Reden und das Programm der ausgeführten Musikstücke; das Ende der Ceremonie war, die Ueberreichung eines enormen Bouquets an die Herrin. Die Nationalgarde glänzte durch ihre Abwesenheit, wie man Capitain del Palmetto sarkastisch bemerken hörte. Die Thore des Schlosses waren weit geöffnet, und wer irgend wollte, konnte eintreten und wer da kam, ward freundlich empfangen und gastlich bewirthet. Auch ward die bescheidenere Mehrheit, die zufrieden war, durch die Fenster zu blicken oder im Park umherzustreifen, nicht vergessen. Der Marquis sandte ihnen Tische und Stühle und vielen Wein, mischte sich unter sie, gab ihnen die Hand und trank Gesundheiten mit allem Eifer eines Neubekehrten.

Unter den Größen die de jure Eintritt hatten und mit gebührenden Ehren empfangen wurden, war Don Pio. Seine Hochwürden hielten eine nette kleine Anrede in der er ganz besonders das Glück pries, das ihm geworden, wäre es auch nur für kurze Zeit, zwei so berühmte (ausgezeichnete) Kirchkinder zu haben, deren blose Gegenwart schon solche Freude unter seiner Heerde hervorrufe. Die Marquise dankte ihm und sagte, wie gerührt sie von dem herzlichen Willkommen der Bewohner von Rumelli sei.

„Ein ganz vortreffliches und conservatives Volk ist das Unsrige hier ringsum,“ sagte Don Pio, „es hält an den alten Banden, wie an alten Gewohnheiten und Einrichtungen fest.“

„Doch nicht zu sehr, hoffe ich," erwiederte die Marquise lächelnd.

„Darf ich fragen," sagte Don Pio mit seiner einschmeichelndsten Stimme — „wie man zu fest an Dem halten kann, was gut ist?" —

„Sachte," — sagte die Signora, „Ihre Frage setzt voraus, daß alles Alte gut sei. Nun das gebe ich nicht zu. Das Alte hat sein Gutes und sein Schlimmes, und der beste Conservative ist nach meiner Ansicht Der, der das Erstere behält und von Letzterem sich zu befreien weiß."

„Selbst dies zugegeben," entgegnete der Pfarrer, „so bleibt noch festzustellen, was das Gute ist, das festzuhalten, und das Böse, das zu verwerfen ist, — und dies ist eine Ansichtssache — aber" fügte er in einem Tone des Selbstvorwurfes hinzu — „ich bin beschämt, mich hier disputirend zu finden, wo ich nur grüßen und Glück wünschen sollte." —

Don Pio hatte nur beabsichtigt das Terrain zu prüfen, es war für ihn von zu großem Interesse, die neuangekommenen und mächtigen Nachbarn nicht gegen sich einzunehmen. Die Marquise dagegen hatte weder einen Grund, noch den Wunsch, die einflußreichste Person des Kirchspiels zu beleidigen; — der einzige Grund, warum sie ihm so viel sagte, war, ihm zu zeigen, daß sie nicht die Frau sei, ihre Farbe zu verleugnen. So endete die Discussion hiermit.

Die freudige Aufregung, die die Rückkehr des jungen Marquis mit seiner jungen Gemahlin auf das Schloß seiner Väter hervorgerufen, legte sich nicht mit den Demonstrationen jenes Sonntags, del Palmettos erhielten

sie ganz unabsichtlich durch ihre täglichen Besuche im Dorfe und die ungezwungene Vertraulichkeit, die sie bei diesen Gelegenheiten zeigten. Sie waren wirklich dankbar für die Zuneigung, die man ihnen bewies, und gaben sie herzlich zurück. Nach wenig Tagen gab es nicht eine Hütte, an deren Thür sie nicht im freundlichen Gespräch mit den Bewohnern gestanden hätten, keinen alten Mann oder keine Frau, deren Lebensjahre sie nicht anzugeben gewußt, keinen Confirmanden, den sie nicht beglückwünscht, keinen Säugling, dessen Gekreisch in allen Tönen sie nicht auswendig gekannt hätten; nicht, daß die Kinder von Rumelli mehr Neigung zum Schreien als zum Lachen gehabt hätten, aber wenn sie mit Lachen begannen, wenn das hübsche Gesicht der Marquise sich über sie neigte, so war es selten, daß sie nicht bei der bärtigen Erscheinung des Marquis mit Schreien endigten. Del Palmetto hatte oft gehört und war stolz darauf, es zu glauben, daß er sehr dem Könige gliche, und um diese Aehnlichkeit noch frappanter zu machen, erlaubte er dem Kinn- und Backenbarte, zur fabelhaften Länge seines königlichen Urbildes heranzuwachsen. Aber demokratische Absichten und das Studium der Popularität unter dem Volke ließen das junge Paar nicht die Anforderungen der Mächtigen im Lande vergessen. Del Palmetto's Kopf war voll von Reformplänen, und er wußte recht gut, daß die wenigen Einflußreichen ihm weit mehr zu deren Ausführung behilflich sein könnten, als Diejenigen, die ohne Bedeutung waren. Der Pfarrer, der Bürgermeister, der Exbürgermeister, die Stadträthe, die Officiere der seligen Nationalgarde wurden demnach citirt, und diejenigen darunter, die am meisten seine Ansichten zu fördern schienen, wurden zu geeigneter Zeit eingeladen

im Schloß zu diniren, und sorglich inter pocula ausgefragt. — Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Was die Bewohner des Palastes betrifft, so waren die freundlichen Aufmerksamkeiten, die Zuvorkommenheiten des Marquis und seiner Gemahlin endlos, trotz aller Passivität, um nicht zu sagen Kälte, mit der sie empfangen wurden. — Der Palast war nicht unfreundlich, aber er stand auf der Defensive.

„Wirklich, Sie sind zu gut, —" sagte Signora Candia bei jedem neuen Besuch der Marquise, „und ich bin wirklich beschämt, wenn ich bedenke, wie wenig ich Ihre freundlichen Besuche erwiedere, — aber ich hoffe, Sie verzeihen mir, — ich habe so viel zu thun — und dann ist mein Papa gar nicht recht wohl; ich kann ihn nicht verlassen, Sie verstehen Das." —

„Um so mehr Grund, daß ich, die durch nichts im Hause gefesselt wird, komme und Ihre Gesellschaft hier genieße —" war dann die Antwort der Schloßherrin. „Zwischen uns kann von Etiquette keine Rede sein." — Oder Signor Avvokato rief, sobald er den Marquis erblickte: „Hier können Sie, mein armer del Palmetto, Buße thun. Das ist ein langweiliger Ort, und ich bin ein langweiliger Gesellschafter für einen lebhaften jungen Mann wie Sie." —

„Ich fürchte, ich bin nicht so lebhaft, als Sie meinen," war des Marquis lachende Antwort, „denn ich gestehe, daß die Stille und Einförmigkeit mir hier außerordentlich gefällt, wie meine häufige Anwesenheit beweist. — Und was können Sie dazu sagen? —" Wenn es jemals in der Welt Menschen gab, die nicht für einander paßten und einander fern bleiben konnten, so waren es sicher der Herr des Palastes nebst seiner Tochter und der Marquis und die Marquise del Palmetto. Feuer und

Wasser vereinigen sich eben so leicht. — Die beiden Letzten waren die offene Bejahung alles Dessen, wovon die beiden Ersten die Verneinung waren.

Was aber war der Grund dieser augenscheinlichen Absichtlichkeit von Seiten der Letzteren, sich den Ersteren aufzudringen? Es war dabei nichts Geheimnißvolles weiter, als Rücksicht für Vincenzo, und der Wunsch, ihm nützlich zu sein. Die Marquise war nicht so gänzlich von der Politik eingenommen, als daß sie weder Augen, noch Ohren für andere Dinge gehabt hätte. Nach kurzer Zeit gab es im Palast kein Geheimniß mehr vor ihr. Der Zwiespalt zwischen Vincenzo und dem Signor Avvokato, und die Partheinahme Rosa's für ihren Vater, die Gründe, die dies hervorgerufen, und die beklagenswerthen Folgen, die es für Vincenzo hatte, — alles Dieses verstand jetzt die Marquise. Ein Uebel zu sehen und nach dem Heilmittel dafür zu suchen, war aber für ihre lebhafte Natur Eins und Dasselbe. Hier eben gab es nur Ein Mittel — Versöhnung unter vernünftigen Bedingungen. Sie war überzeugt, daß Vincenzo ein zu vernünftiger Mann sei, um nicht einzuwilligen, wenn ihm solche geboten würden, — aber sie war weit davon entfernt, dasselbe Vertrauen zu der Einsicht der Signora Candia und ihres Vaters zu haben. Der Marquise Beschluß — wir geben ihre eigenen Worte, die sie zu ihrem Gatten sprach, — war: „Wir müssen auf die Herzen des Vaters und der Tochter eine regelrechte Belagerung eröffnen und einen Einfluß auf sie zu erlangen suchen, den wir zum Besten unseres Freundes benutzen. Wenn wir unsern Zweck erreichen — schön und gut, — wenn nicht, so haben wir immer den einen Punkt gewonnen, daß Signor Vincenzo's täglicher Verkehr mit uns als eine natürliche Erwiederung

unserer unablässigen Artigkeiten gegen seine Familie betrachtet wird, so wird Niemand Anstoß daran finden.“ Denn zu dieser Zeit — in der Mitte März — war Vincenzo ein täglicher Gast auf dem Schlosse, ja er verbrachte daselbst regelmäßig seine Nachmittage von drei Uhr bis Abends sieben Uhr. Er trank in vollen Zügen, wie wir sehen, aus der frischen Quelle der Güte und Liebe, die so zu seinen Füßen strömte, — aber er war so durstig — die arme Seele! — und seine warmherzigen Nachbarn bauten ihm solch' eine goldene Brücke. — Vincenzo hatte sogar sein kleines Sanctum im Schlosse, dasselbe kleine Gesellschaftszimmer, in das del Palmetto ihn am Tage seines ersten Besuches zum Ausruhen geführt hatte. „Du solltest dies als Dein eigenes Privatzimmer betrachten,“ hatte ihm del Palmetto gesagt. „Im Falle wir einmal ausgegangen sind, oder Besuch haben, den Du nicht zu sehen wünschest, oder Du verstimmt bist, wirst Du hier Zeitungen und Bücher und vollkommene Einsamkeit finden, um Deiner Laune fröhnen zu können. Bedenke, daß es ganz Dir gehört, und Du kommen und gehen kannst, ohne Jemand Rechenschaft zu geben.“

Es ist fast unnütz, zu sagen, daß Vincenzo die Erlaubniß, allein zu bleiben, nur spärlich benutzte — in der That nur, wenn Besuch oben war. Seine krankhafte Schüchternheit und Furcht vor Gesellschaft, oder, noch schlimmer, vor dem öffentlichen Erscheinen hatte seine Isolirung überlebt. Er ging nie auf dem Fahrwege nach dem Schloß, sondern wählte den schon oft erwähnten Fußpfad. Doch nun zurück. Wenn Vincenzo die Gelegenheit benutzt hatte, Zeitungen zu lesen, was er mit einem durch die lange Entbehrung gerechtfertigten Eifer that (die einzige Zeitschrift, die im Palast gehalten wurde, war eine

kirchliche, und selbst diese kam ihm selten in die Hände), — wenn Vincenzo die Zeitungen gelesen hatte, so suchte er seine Freunde auf und brachte mit ihnen den Nachmittag, bei schlechtem Wetter im Schloß, öfter aber im Schatten des Palastes zu. Politische Neuigkeiten und Gespräche darüber bildeten gewöhnlich die Unterhaltung. Die Signora del Palmetto hatte in allen Theilen Italiens Correspondenten und wußte daher genug von den Versehen der Regierenden und der Stimmung der Regierten und der fast allgemeinen Neigung zu Piemont zu halten und es zu unterstützen, zu erzählen. Die Politik schloß leichtere Gespräche nicht aus. Die Marquise war in der Literatur und den schönen Künsten ganz zu Haus. Sie konnte die vorzüglichsten Schriftsteller der liberalen Schule, von Leopandi bis zu Giusti, an den Fingern herzählen. Berchet's Balladen und Giusti's Satiren kannte sie alle auswendig. Es gab keine neueren Maler oder Bildhauer, mit dessen Erzeugnissen sie nicht bekannt gewesen wäre, besonders mit denen der Künstler, die ihr Talent dem Dienst der italienischen Idee gewidmet hatten.. Und da sie mit allen berühmten Musikern, von denen sie sprach, von den lebenden und todten, persönlich oder vom Hörensagen bekannt war, so schmückte sie ihre Gespräche über sie mit den interessantesten Zügen und Anekdoten aus. Sie legte sehr viel Gewicht auf die Musik, als auf das Mittel, der großen Menge nationale Gefühle einzuflößen, und pflegte zu sagen, daß in diesem Punkt Italien dem eminenten Compositeur und Patrioten, Verdi, tief verpflichtet sei.

Der Leser wird deshalb von unsrer ausschließlichen Erwähnung der Reden der Marquise nicht glauben, daß sie den Lehrer gespielt und stets allein gesprochen hätte. Durchaus nicht, Sie liebte den Streit, ja sogar den

Widerspruch und sprach die hier erwähnten Ansichten und Meinungen nur gelegentlich im Laufe der freundschaftlichen Plaudereien aus, bei denen sich ihr Gatte, vorzüglich aber Vincenzo sehr betheiligte. Vincenzo besaß viel allgemeine Bildung und hatte sehr entschiedene Ansichten und wenn diese von denen der Signora abwichen, so hielt er damit nicht zurück, sondern verfocht bescheiden, aber fest, seine Meinung, die Marquise gab nicht leicht nach, auch er war hartnäckig und so entstand oft ein höflicher Kampf, bei dem der Vortheil nicht immer auf Seiten der Signora war. Sie war nie so zufrieden, als wenn sie ihn in Leidenschaft gebracht hatte, d. h. in die Leidenschaft der Beredtsamkeit und dazu bedurfte es bei Vincenzo nur geringer Aufregung. „Bemerktest Du, wie ich Signor Candia aufstachelte?. Wie Schade, daß er zu jung ist, um Parlamentsmitglied werden zu können!“ äußerte sie oft gegen ihren Mann. „Welch' guter Redner würde er bei nur geringer Uebung werden! Es ist offenbar ein Verrath am Vaterlande, solche Geisteskräfte, wie er besitzt, zu grausamer Unthätigkeit zu verdammen.“ Aber die geringste Erwähnung dieses Gegenstandes gegen Candia selbst, der leiseste Wink der Möglichkeit einer nützlichen Laufbahn für ihn, begegnete unwiderruflich demselben traurigen Kopfschütteln, derselben hoffnungslosen Antwort: „Es ist unnütz, daran zu denken.“ Nichtsdestoweniger dachten seine Freunde unaufhörlich daran und thaten ihr Möglichstes, die Sache in's Werk zu setzen. Ihre Freundlichkeit gegen ihre Nachbarn ermüdete nicht. Es verging kein Tag, an dem nicht entweder der Marquis oder seine Frau im Palast vorsprachen — wäre es auch nur gewesen, um nach ihrem gewöhnlichen Morgenritt oder Spaziergang nach des Signor Avvokato's Befinden zu

fragen. Die del Palmettos standen zeitig auf und benutzten die Morgenkühle zu ihren Partieen, sie kamen daher gewöhnlich gegen Mittag in den Palast, um den Signor Avvokato auch sicher zu treffen, der selten vor zwölf Uhr sichtbar war. Wurde er durch Unwohlsein an sein Zimmer gefesselt, so ging die Marquise auf eine Stunde zu ihm, erzählte ihm von Turin und Brescia, von der Haynau'schen und österreichischen Regierung in der Lombardei. Des Signor Avvokato's politische Umkehr war nicht so vollständig gewesen, um ihn von seiner alten Abneigung gegen Oesterreich zu heilen. Der alte Herr amüsirte sich über den Geist und die Lebhaftigkeit seines Gastes und fing bald an, sie zu vermissen, wenn sie einmal nicht kam — ein Zeichen, welches sie mit weiblichem Scharfsinn bemerkte und das ihr ermessen ließ, wie weit sie das Herz des Vaters gewonnen.

Mit dem der Tochter war es anders, zu ihm gab es keinen Weg, oder wenn auch, so konnte ihn die Marquise doch nicht finden. Sie mochte, so oft sie wollte mit ihrer Arbeit in den Palast gehen und ganze Nachmittage mit ihrer hübschen Nachbarin im traulichen tête-à-tête zubringen, wenn sie fortging, fühlte sie sich ihr gegenüber noch eben so fremd, als bei dem Kommen vor drei Stunden. Alle Bemühungen der Marquise, Rosa's Kaltsinn zu schmelzen, die Art von Freundschaft hervorzurufen, die zwischen jungen Frauen so natürlich ist, wurden durch ein vis inertiae vereitelt, das aus Mangel persönlicher Sympathie, oder aus studirter Zurückhaltung entstehen konnte.

„Die Signora Candia," sagte Theresa endlich zu ihrem Gatten, „ist wie eine glatte Oberfläche, von der Alles abgleitet, alle meine Freundschaftsangeln finden keinen Punkt, an dem sie haften könnten. Glaubst Du, daß ich

seit Kurzem auf die Vermuthung gekommen bin, sie könnte eifersüchtig sein?"

„Welche Idee!" rief del Palmetto, „Eifersucht setzt Liebe voraus und sieht sie wohl aus, als ob sie ihren Mann liebte? Ich möchte das Gegentheil behaupten."

„Was den Schein betrifft, so hast Du gewiß recht, und doch werde ich den Eindruck nicht los, daß sie eifersüchtig ist. Warum sollte sie mir ihr Herz so verschließen, wenn sie es nicht ...."

„Ihr Herz ist Dir und mir und ihrem Manne verschlossen, weil wir zu der liberalen Partei gehören, und sie eine wüthende codina ist. Das Haar steht mir zu Berge, wenn ich bedenke, daß ich ihr einmal meine Hand angeboten habe, auf Ehre, so ist es."

Die häufige Anwesenheit der del Palmettos im Palast mußte sie in häufige Berührung mit einem andern, dort lieber gesehenen Gast bringen, mit Don Pio.

Wenn diesen Begegnungen auch die Freundschaftlichkeit fehlte, so doch nicht der laue Ersatz derselben, artige Höflichkeit. Es gehörte zu der Politik, welche die del Palmettos gegen den Palast verfolgten, mit einer Person gut zu stehen, die soviel Einfluß auf den Palast hatte, wie Don Pio, und der Priester hatte seinerseits auch hinreichende Gründe, mit der ersten Familie der Nachbarschaft auf gutem Fuße zu stehen. So hatten sich denn beide Parteien Zugeständnisse gemacht, del Palmetto hatte es z. B. aufgegeben, das Schloß zu einer Festung der Opposition zu machen, wie er erst beabsichtigte und um seinem Lieblingsplan — die Reorganisirung der Nationalgarde — jeden angreifenden Charakter zu nehmen, hatte er ihn wiederholt gegen Don Pio erwähnt und ihn um seine Mitwirkung gebeten, eine Mitwirkung, die der Priester

jedoch unter dem Vorwande, daß Militairangelegenheiten seinem Beruf widersprächen, abgelehnt hatte. Der Pfarrer war eben so höflich gewesen. Er sah in Gegenwart des Marquis und der Marquise von allen Gegenständen ab, die ihr Gefühl verletzen konnten, ja, er hatte sogar die politischen Anspielungen und Beschuldigungen von Leuten und Dingen aufgegeben, mit denen er, wie viele seiner geistlichen Brüder zu damaliger Zeit, seine Predigten zu schmücken pflegte. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Marquise unmittelbar nach ihrer Ankunft, wo sie noch keinen guten Grund hatte, den Pfarrer zu schonen, überall und laut genug, daß er es wiedererfahren konnte, ihren Entschluß ausgesprochen hatte, ihn öffentlich zur Rede stellen zu wollen, wenn er sich in Anschuldigungen gegen die Regierung erginge.

So standen die Sachen am 5. April, dem Tage an dem die National- oder Bürgergarde, wie sie damals gewöhnlich genannt wurde, wieder zusammentreten sollte. Die früheren Mitglieder derselben sollten sich im Rathhaus versammeln und neue Officiere wählen. Es hatte del Palmetto keine außergewöhnlichen Anstrengungen gekostet, es dahin zu bringen; moralisch existirte die Bürgergarde noch, es war, so lange die Mitglieder willig waren, eine blose Formsache, sie wieder in's Leben zu rufen. Und dies war die Mehrzahl, die da fühlte, daß es keine geringe Ehre sein würde, von einem Marquis, einem wirklichen Capitän zu Fuß, der drei Orden auf seiner Brust hatte, commandirt zu werden, denn es war schon so gut wie ausgemacht, daß del Palmetto die Hauptmannschaft übernehmen sollte.

Der Marquis war aber aus Zartgefühl und damit es nicht heißen solle, er suche die Masse zu beeinflussen,

zu Haus geblieben, wo er mit unzweifelhaftem Vertrauen auf den Ausgang wartete. Zu seiner Verwunderung kamen Johann der Müller, und Peter der Seifensieder, der zukünftige Leutnant und Unterleutnant, um ihn voller Unruhe aufzusuchen, und nicht ohne Ursache, denn sie brachten sehr trübselige Nachrichten. Aus Mangel an Wählern hatte nicht gewählt werden können — von siebenundzwanzig Mitgliedern waren nur sechs gekommen — von den übrigen hatten acht schon ihre Namen aus der Liste gestrichen und man sprach davon, daß viele andere dieselbe Absicht ausgesprochen hätten, es hatte ganz den Anschein eines allgemeinen sauve qui peut.

„Aber das muß doch eine Ursache haben," rief del Palmetto.

Die Ursache war ein umlaufendes Gerücht, ein entsetzliches Gerücht — Don Pio sollte erklärt haben, daß kein einziger Mann der neuen Bürgergarde am Ostertage das heilige Abendmahl empfangen würde. Nun war Ostern vor der Thür. Wir ersparen dem Leser die höfliche Benennung, die del Palmetto bei der Gelegenheit Don Pio zu Theil werden ließ.

„Und Ihr, was werdet Ihr thun?" fragte er die Botschafter. Johann der Müller und Peter der Lichterzieher sprachen dem Marquis ihre vollständige Ergebenheit aus, aber sie wären zu gleicher Zeit auch Christen, sie wären Familienväter, sie müßten für ihre Seele sorgen, kurz, sie möchten um Alles in der Welt ihre Osterpflicht nicht versäumen. So gekränkt er war, fühlte del Palmetto doch die Zulässigkeit ihrer Gründe und so hatte die Unterredung ein Ende.

Die Marquise theilte den Zorn ihres Mannes und sie entwarfen bei Tische Maßregeln zur Wiedervergeltung.

„Wenn er den Krieg will, so soll er ihn haben," sagte del Palmetto, als er die Tafel aufhob. „Ich werde sogleich gehen und Don Pio meine Meinung sagen."

„Ja, thue das," sagte die Marquise, ihn hinunterbegleitend.

Als sie an dem kleinen Stübchen vorübergingen, daß sie Vincenzo's Studirzimmer nannten, dachten sie zum Glück daran, hineinzutreten und ihrem Freunde ihren Kummer mitzutheilen. Nachdem Vincenzo ihnen aufmerksam zugehört, überredete er sie ernstlich, nicht auf ein unbestimmtes Gerücht hin zu handeln. „Was mich betrifft," fuhr Candia fort, „so nehme ich es für ausgemacht an, daß Don Pio die Ursache dieser Niederlage ist, aber ich kenne den Mann zu gut, um nicht überzeugt zu sein, er hat die Sache so einzufädeln gewußt, daß er von aller Verantwortlichkeit frei ist." Verlassen Sie sich darauf, Don Pio ist zu klug, sich durch eine solche Drohung bloszustellen. Vor allen Dingen lassen Sie uns Beweise bringen, daß er es gethan und dann werde ich der Letzte sein, der Ihnen Ihre Entrüstung unterdrücken heißt, — unterdessen gehorchen Sie dem Rathe der Weisen: „beim Zweifel zu zögern."

Vincenzo's Ansicht von der Marquise unterstützt, gewann den Preis, und del Palmetto besiegt, wenn auch nicht überzeugt, willigte ein, erst genauere Nachricht abzuwarten, ehe er einen Eclat riskire. Diese genauere Nachricht ließ nicht lange auf sich warten, sie kam durch unsern alten Freund Barnaby. Daß Barnaby ein großer Parteigänger des Schlosses, und ein großer Liebling des Schlosses war, daß er zu allen Zeiten dort Eintritt hatte — brauchen wir dem Leser nicht erst zu sagen. Barnaby wußte Einzelheiten dieses Falles von Lucangelo, der eine

glaubenswürdige Person sein mußte, da er von Anfang bis zu Ende bei der Angelegenheit betheiligt war. Es war derselbe Lucangelo der Anno 1848 Milchjunge im Palast gewesen war und die erste Nachricht von Vincenzo's Flucht nach Ibella gebracht hatte. Er war jetzt ein Mann von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren und bewirthschaftete ein eigenes kleines Grundstück, die Mitgift seiner Frau. Da er bei weitem der größte und hübscheste Bursche im Dorfe war, war Lucangelo eine sehr wünschenswerthe Errungenschaft für die Bürgergarde und Barnaby, der stets in gutem Einvernehmen mit dem Exmilchjungen geblieben war, ließ ihm keine Ruhe, bis er seinen Namen auf die Liste schrieb — eine Errungenschaft, die Lucangelo mit manchem trotzigen Widerspruch von Seiten seiner Frau erkauft hatte, die, gleich den meisten Ehefrauen und Müttern und Frauen überhaupt, gegen die Bürgergarde war. Doch um zur Sache zu kommen — Lucangelo war an demselben Morgen des 5. April zeitig zur Beichte gegangen. Da Don Pio der einzige Beichtvater in der Nähe war, so gingen Neunzehntel der Dorfbewohner zu ihm. Don Pio blieb auf dem Wege zum Beichtstuhl stehen, um die Supplikanten für die Beichte zu zählen und da er sich wahrscheinlich überzeugt hatte, daß er nicht Zeit hätte, sie Allen abzunehmen, so wählte er Lucangelo und zwei seiner Kameraden aus, um ihnen zu sagen, sie brauchten nicht zu warten, da er keine Zeit für sie habe. Diese Ausschließung, obgleich schon öfter bei Ueberfüllung geschehen, war heute um so auffallender, weil nur wenige Beichtkinder warteten. Sie konnten jedoch nichts thun, als gehorchen und zogen sich sehr unzufrieden zurück; als sie aber dem Küster begegneten, fragte Lucangelo, ob der Pfarrer Nachmittags in dem Beichtstuhl sein würde und zu welcher

Stunde; dieser Küster, ein mürrischer, tyrannischer alter Mann, erwiederte:

„Ihr gehört zu der Bürgergarde, nicht wahr?"

Sie bestätigten es.

„Nun dann," fuhr der Küster fort, „könnt Ihr Euch die Zeit und Mühe ersparen, wieder hierher zu kommen. Von Allen, die zur Bürgergarde gehören, wird Keinem am Ostertag das Abendmahl gereicht werden."

Bei diesem entsetzlichen Ausspruch, den des Pfarrers Weigerung, ihre Beichte zu hören, nur allzu gut bestätigte, wurden die drei Bauern von einem panischen Schrecken ergriffen — sie sahen im Geiste schon ihre Namen, wie das in kleineren Dörfern noch immer der Fall ist, schimpflich über den Kirchthüren angeschlagen. Sie liefen eiligst zu Denen von ihren Freunden, die in demselben Falle waren wie sie, und ehe eine Stunde verging, war ganz Rumelli von der Neuigkeit voll, daß Don Pio erklärt habe — Don Pio wohl zu merken, nicht der Küster, — daß Keiner, der zur neuen Bürgergarde träte, am Ostersonntag das Abendmahl nehmen dürfe. Das war der Inhalt Dessen, was Lucangelo Barnaby erzählt hatte. Des alten Gärtners grimmige Auslegungen verschweigen wir.

„Du siehst, wie gut es war, daß Du nicht Deiner ersten ärgerlichen Eingebung folgtest," sagte Vincenzo zu del Palmetto. „Es hätte, wie wir jetzt sehen, den Schein des Unrechts auf Dich gebracht. Wenn Don Pio den Stein geworfen hat — was ich nicht bezweifle, — so hat er doch dafür gesorgt, daß die Hand, die ihn führte, verborgen blieb. Es ist auch möglich, daß die Dummheit Lucangelo's und Compagnie seine Hoffnungen überstiegen hat. Sei dem, wie ihm wolle — Alles, was wir gehört haben, giebt uns keinen Beweis gegen ihn. Das Auf-

schieben der Beichte dreier Beichtkinder bis zu gelegenerer Zeit ist durch Präcedenzfälle gerechtfertigt. Der indiscrete Eifer des alten Küsters kann leicht abgeleugnet werden. Und, was bleibt dann? Eine Null."

Die Beleidigten waren um so erbitterter, je weniger sie Repressalien nehmen konnten. Die natürliche Folge davon war die zunehmende Kälte des Schlosses gegen die Pfarre, in deren Erwiederung die letztere nicht lässig war, und zwar noch mehr nach dem Zufall, den wir jetzt erzählen wollen. Am Osterabend gingen die del Palmettos und Vincenzo zur Beichte in ein nahes Kapuzinerkloster — in dasselbe, in dem Rosa's verstorbener Beichtvater, der Pater Terenziano, gelebt hatte, und am Morgen darauf nahmen sie das Abendmahl in der Kirche von Rumelli. Daß sie sich einen andern Beichtvater gewählt hatten, war eine so mächtige Wiedervergeltung, daß die Ehegatten schon vor den letzten Zerwürfnissen darin übereingekommen waren — ja, schon von dem Moment an, wo sie erfuhren, welcher Fanatiker Don Pio war und welchen freisinnigen Beichtvater Vincenzo im oben erwähnten Kloster gefunden hatte, aber der Schritt wurde nichtsdestoweniger von Don Pio als absichtliche Beleidigung aufgenommen. Der Stoff zu einer Explosion sammelte sich so auf beiden Seiten an.

Neuntes Kapitel.

Ein Sturm im Theekessel.

Um das Gedächtniß der Gründung einer freien Constitution aufrechtzuerhalten, schrieb die subalpinische Gesetz-

gebung von 1851 einen Nationalfesttag vor, der unter dem Namen Festa del Statuto (Fest der Verfassung) alljährlich den zweiten Sonntag im Mai gefeiert werden sollte. Die Ausführung dieses Gesetzes fand von Seiten der Geistlichkeit viele Schwierigkeiten, die, besonders seit der Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit, dem Statuto durchaus nicht geneigt war. Ausgenommen in den Städten ersten und zweiten Ranges, wo die öffentliche Meinung einen heilsamen Druck auf die zögernden geistlichen Autoritäten ausübte, wurde dem Nationalfeiertag wenig oder gar keine Ehre gezollt — gar keine, wo der Ortsgeistliche auf die Municipalbehörde Einfluß genug hatte, sie von jeder Demonstration abzuhalten, wenig, wo die Municipalbehörde Muth genug hatte, die Feier selbst in die Hand zu nehmen, von der der Ortsgeistliche gewöhnlich absah. Wir sagen damit nicht, daß es keine Ausnahmen von der Regel gegeben hätte, wie zum Beispiel Don Natale. Dank seiner gutmüthigen Natur und seiner Freundschaft für den Signor Avvokato — der damals wenigstens dem Namen nach noch für die Constitution war, — war der zweite Maisonntag in Rumelli ganz gut verlaufen. Don Natale hatte angeordnet, daß, während er seine Gewänder in der Sakristei ablegte, die Sänger das Tedeum anstimmen sollten, nicht das langsame, großartige Tedeum, das für große Feierlichkeiten aufbewahrt wurde, sondern das rasche, weniger imposante, das man bei kleineren Festen zu singen pflegte; in der Mitte desselben zeigte sich dann Don Natale, aber nicht in den Meßgewändern, und vereinigte seine Stimme mit den Sängern, das war das Ganze. Diese sehr laue Feier hatte bis 1854 stattgefunden, aber 1855 (Don Natale war eben gestorben und Don Pio in seine Stelle getreten) hatte der neue Pfarrer mit Bewilligung

des Signor Avvokato selbst dieser kurzen Danksagung ein Ende gemacht. Es war sehr leicht geschehen. Der Chor empfing gemessenen Befehl — dem er sich nicht abgeneigt zeigte, — seine Bank gleich nach der Messe zu verlassen. Die Gemeinde zögerte noch ein wenig, stierte die leere Bank an, flüsterte: „Es scheint, als ob wir heute kein Tedeum bekämen,“ und entfernte sich. Zwei oder drei der Kühnsten, die Don Pio über die Ursachen dieser neuen Einrichtung zur Rede zu stellen wagten, empfingen die Antwort, daß die Kirche keine Danksagung für Gewährung einer Gesetzgebung haben könnte, unter welcher die Mönche und Nonnen beraubt und ihnen selbst das Recht gemeinschaftlichen Gebetes genommen werden konnte. Diese Erwiederung verschloß den Fragenden den Mund, und dieses und das folgende Jahr (Vincenzo war beide Male abwesend) wurde der Jahrestag der Verfassung in Rumelli eben so wenig gefeiert, wie in Wien oder Timbuktu.

Aber es war ganz unmöglich, daß diese Unterlassung auch in dem jetzigen Jahre stattfinden konnte, 1857, wo die Palmettos auf dem Schloß anwesend waren. Sie konnten und wollten es nicht ruhig mit ansehen und so scheinbar eine Unterlassung billigen, die eine Nichtachtung Dessen war, was sie von ganzem Herzen ehrten. Sie entschieden sich daher, mit oder ohne Don Pio's Betheiligung, den zweiten Maisonntag als ein Dankfest zu feiern. Als Don Pio von dem Marquis ehrfurchtsvoll gebeten wurde, ein Tedeum singen zu lassen, schlug er es rundweg ab. Wenn er in dieser Hinsicht nicht einen Befehl von seinem geistlichen Vorgesetzten erhielte — und er hatte allen Grund, zu vermuthen, daß dies nicht geschähe — so würde es Don Pio bei der früheren Einführung bewenden

lassen. Del Palmetto erwähnte nun, daß es zu Don Natale's Zeiten anders gewesen.

„Don Natale handelte nach seinem Gewissen und ich nach dem meinigen,“ erwiederte der Priester.

„Dann,“ sagte der Marquis, „werden Sie nichts dagegen haben, wenn wir nach dem unsrigen handeln, und einem Ereigniß, das wir für ein glückliches und segenbringendes ansehen, so viel Ehre anthun, als wir nur können.“

Die versöhnliche Sprache des jungen Edelmannes wurde durch keine seiner folgenden Handlungen Lügen gestraft. Während die del Palmettos entschlossen waren, Das zu erfüllen, was sie für ihre Pflicht hielten, waren sie eben so entschlossen, dabei so viel wie möglich die Gefühle des Pfarrers, wie die des Signor Avvokato und seiner Tochter zu schonen. Sie machten es sich daher zum Ehrenpunkt, nichts davon zu erwähnen, daß Don Pio seine Betheiligung abgeschlagen, ja, sie brachten seinen Namen gar nicht mit dem nahenden Feste in Verbindung, denn daß am Jahrestag der Verfassung ein Familienfest im Schlosse sein sollte, daraus machten sie kein Geheimniß, hätten es auch, wenn sie gewollt, nicht gekonnt, da mehrere Handwerker damit beschäftigt waren, die Gerüste zu einem Feuerwerk vor dem Schlosse zu errichten. Auch zu einer Illumination wurden Vorbereitungen getroffen. Die del Palmettos wollten ihre Feier so streng als Familienfest bezeichnet wissen, daß sie sich bei ihren gewöhnlichen Gästen aus Rumelli entschuldigten, sie nicht zum Mittag einladen zu können, weil ihre Gesellschaft an diesem Tage ausschließlich aus Verwandten bestände.

Wie bescheiden aber das Fest auch angekündigt wurde — oder vielleicht gerade deshalb — das ganze Dorf war auf dem Gipfel der Erwartung und der Weg nach dem

Schloß war an dem betreffenden Morgen von einer großer Volksmenge belagert, die begierig war, die erwarteten Gäste zuerst zu sehen. Als es neun Uhr schlug, fuhren drei Wagen vor, aus welche neun Personen ausstiegen, drei Damen und sechs Herren — vier der letzteren waren Officiere. War das nur der Anfang, oder war es Alles? Die Ansichten waren getheilt. Es schlug ein Viertel auf Zehn, dann halb Zehn, dann drei Viertel und es kam Niemand mehr. Ach! es war Alles — ein Schluß, der das Schloß um zehn Prozent in der Achtung der Zuschauer fallen ließ, aber sie stieg wieder in dem Augenblick, wo die Gesellschaft nach der Kirche aufbrach und so den Umstehenden Gelegenheit zu näherer Betrachtung gab.

Die Personenzahl war zwar dürftig, aber die Quantität wurde durch die Qualität ersetzt. Konnte es einen schöneren alten Herrn geben, als der mit der Marquise voranging, augenscheinlich ihr Vater? — oder einen einnehmenderen jungen Menschen als den Lieutenant, dessen geschmeidige, stattliche Figur, dessen ausdrucksvolles, olivenfarbiges Gesicht, schwarze Augen und Haare, ihn sogleich als den Bruder der Marquise kennzeichneten? Und die schöne Dame in dem blauseidenen Kleide, die der Marquis führte, hatte sie nicht die Haltung und das Aussehen einer Königin? — und diese — und jene — und die andere, war es nicht ein Vergnügen, sie nur anzusehen? Als die Schloßgesellschaft ihre Sitze in del Palmetto's Seitencapelle eingenommen hatte, standen die Fonds des Schlosses wieder al pari und als nach der Messe der Marquis und die Marquise den Gästen gegenüber die Honneurs des Dorfes machten, ihnen die Bewohner desselben en masse, die Notabilitäten aber einzeln vorstellten, so stiegen besagte Fonds zu riesenhafter Höhe.

Das Wenigste, was das Dorf unter diesen Umständen thun konnte, war, daß es nach der Vesper dem Schloß das Compliment zurückgab und dies that es denn auch, natürlich von einer Musikbande begleitet, selbst der Gemeinderath hielt es für schicklich, eine Deputation zu entsenden. Diese letzte Demonstration, an einem solchen Tage gemacht, sprach um somehr von dem wirklichen Stand der öffentlichen Meinung, als sie von einer Genossenschaft ausging, die notorisch aus den Parteigängern Don Pio's zusammengesetzt war. Was die Sache noch pikanter machte, war, daß die Deputation in dem Augenblick in den Speisesaal trat, wo der Toast auf die Verfassung ausgebracht wurde, die sie nun wohl oder übel mit trinken mußten.

Wir haben weder Zeit die officiellen, noch die nicht officiellen Vorgänge des Tages zu schildern, sie unterschieden sich nicht von denen, die wir wiederholt im Palast mit angesehen haben. Es genügt, zu sagen, daß sie zur vollkommenen Zufriedenheit aller Parteien ausfielen. Die Gastfreundschaft des Schlosses, so groß sie war, stand doch seiner Leutseligkeit nach. Der Marquis und die Marquise kamen häufig in den Garten heraus, um sich zu überzeugen, daß Niemand übersehen oder vergessen worden sei und ihre Gäste mischten sich freimüthig unter die Dorfbewohner. Die Letzteren sahen heiter und angeregt aus, aber so wenig von politischen Gefühlen bewegt, als ob ihnen die Ursache der Festfeier, die sie theilten, ganz unbekannt sei.

Es wurde manch fröhliches Hoch auf die Bewohner des Schlosses ausgebracht, sobald diese unter ihnen erschienen, aber noch hatte keine einzige Stimme dem Statuto ein Hurrah gebracht. War das Gleichgiltigkeit oder Furcht vor Don Pio? Was auch die Ursache sein mochte, sie wich einer jener unwiderstehlichen Eingebungen, die wie

ein elektrischer Schlag auf eine Volksmenge wirken. Es geschah, als eine zahlreiche Cavalcade von del Palmetto's Kameraden, wenigstens ein Dutzend, um sechs Uhr Abends rasselnd auf das Schloß zugesprengt kam. Klang und Anblick wirkten inspirirend und als die Herren vor dem Absteigen ihre Tzakos schwenkten und riefen: „Viva lo Statuto,“ so wurden in freudigem Mitgefühl alle Bauernmützen und Hüte von den Köpfen gerissen und alle Kehlen stimmten dasselbe Hoch an.

Wir dürfen nicht zu bemerken vergessen, daß unter den im Park versammelten Schloßbewohnern auch viele Handwerker aus Ibella waren, die sich das Fest mit ansehen und auch zu dem Erfolg einer in Rumelli so neuen Einrichtung, wie die Gedächtnißfeier der Gewährung der Verfassung, mit beitragen wollten. Höchst wahrscheinlich waren es diese, die das Hoch zuerst angestimmt hatten, aber der so rasch und willig aufgenommene Ruf zeigte hinlänglich, daß er einem allgemein gefühlten Wunsche entsprach. Gewiß ist, daß das Fest von diesem Augenblick eine entschieden politische Färbung annahm. Beweis davon waren die Toaste auf den Statuto die von jedem Tisch erklangen und die patriotischen Lieder, die dann und wann zu einem Chor anschwollen. Auch das Musikcorps wurde angesteckt und fing an „L'Italia si desla“ zu spielen, ein Versuch, der erst sehr schlecht ausfiel, da keiner der Musiker mehr als die ersten drei bis vier Takte der Musik konnte. Sie schickten nun nach den Noten und retteten ihre Ehre dadurch, daß sie, so lange es hell war, nichts anderes spielten. Wie es gewöhnlich der Fall, je dunkler es wurde, desto lauter wurde der Lärm und das Geräusch, bis das Knattern der ersten Rakete Stille eintreten ließ. Das Feuerwerk fand unter dem Wechsel tiefer Stille und betäubenden Beifallrufen

statt und als nach dem strahlenden Glanze des „Bouquets“ die Facade des Schlosses, im Augenblick vorher noch stockfinster wie durch Zauberkraft in Gasflammen die Worte „Viva lo Statuto“ zeigte, erfüllte ein unendliches Freudengeschrei die Luft und der Statuto wurde einige Minuten wie wahnsinnig ausgerufen. Man denke sich wie angenehm diese Laute Don Pio's Nerven gewesen sein müssen, die schon die patriotische Aufführung des Musikcorps auf's Aeußerste angegriffen hatte. Die Illumination war der Gipfelpunkt des Festes, die guten Landleute schlenderten dann noch ein wenig umher, um zu bewundern und zu kritisiren; es fehlt nie an einer Kritik, mag die Versammlung groß oder klein sein, und dann fing der Park langsam an, sich zu leeren. Die meisten Rumelliner gingen nach Haus und zu Bette, einige von den jungen Burschen und die Mehrzahl der Ibelliner trieben sich im Dorfe umher, um eine neue Belustigung zu suchen und sie fanden sie bald.

Ein Haufe Gassenjungen, die auch ihre Illumination haben wollten, waren eifrig damit beschäftigt, von dem Gestrüpp, das sie von den Feldern und Hecken herbeigeschleppt, dem Kirchhof gegenüber ein Freudenfeuer anzuzünden. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Neuankommenden willige Hand dazu liehen und der Holzhaufen, der mit ihrer Hilfe eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, wurde unter lauten Freudenrufen in Brand gesetzt. Der Ort zu diesem harmlosen Auto-da-fé war, von allen Wohnungen entfernt, mithin sehr verständig ausgewählt, da das Dorf dabei nicht in Feuersgefahr gerieth, aber er hatte den Nachtheil, daß er vom Hinterfenster der Pfarre aus, übersehen werden konnte. Jetzt wurde dieses Fenster geöffnet und Don Pio's Stimme fragte im härtesten Tone, was dort unten vor-

ginge, und ob sie das Dorf anbrennen wollten. Diese Unterbrechung wurde durch Zischen und Brummen beantwortet und eine Drohung, diese Beleidigung zu rächen, wurde mit dem erneuten Ruf: „Viva lo Statuto! Nieder mit den Codini!“ empfangen, worauf das Fenster unter Begleitung von Zischen, Grunzen, Miauen, Brummen, Quaken und was weiß ich alles, geschlossen wurde. Don Pio war klug genug, sich keiner weiteren Gefahr auszusetzen und ließ das Freudenfeuer und die Aufregung ohne Widerspruch ausgehen, was bald geschah. Die Gesellschaft Ibella marschirte in militärischer Ordnung auf dem Platze auf, brüllte unter Don Pio's Fenster noch zum Abschiedsgruß: „Nieder mit den Codini! nieder mit Don Pio!“ und überließen dann Rumelli dem friedlichen Schlafe. Die jungen Leute hatten, die Wahrheit zu gestehen, mit Don Pio ein Hühnchen zu rupfen, weil er die Festfeier der Verfassung unterdrückt und ihren alten Liebling, den Signor Avvokato, so verwandelt hatte.

Der Marquis und die Marquise erfuhren erst am andern Morgen von dem Vorfall; die Marquise hörte alle Einzelheiten durch die Signora Candia, der sie keine geringere Autorität als Don Pio selbst erzählt hatte. Don Pio, ganz davon schweigend, daß er eine Veranlassung dazu gegeben, stellte die ganze Geschichte wie eine absichtliche Beleidigung gegen ihn hin, die Heftigkeit der Schuldigen konnte man leicht aus den unverschämten Worten erkennen, die über die Thür des Pfarrhauses geschrieben worden waren: „Nieder mit den Codini! Nieder mit Don Pio!“ Signora Candia hatte es mit eigenen Augen gesehen; sie war sehr erzürnt darüber und drückte sich sehr aufgebracht aus und ebenso der Signor Avvokato, der nicht genug bedauern konnte, daß durch die gemachte

Demonstration ein Beispiel gegeben war, das zu solchen Excessen geführt hatte. Die Marquise wies mit vieler Wärme jede solche Verantwortlichkeit von sich und schob sie auf Die zurück, die sich dem allgemeinen Gefühl der Gemeinde entgegengesetzt hatten. Das Schloß hatte einfach nur mit gehöriger Mäßigung ein Recht ausgeübt und eine Pflicht erfüllt; das einzige Beispiel, was das Schloß gegeben hätte, sei das der Ehrfurcht vor den Landesgesetzen. Wenn Andere das Gegentheil gethan hatten, so war es auf ihre eigene Gefahr hin geschehen, wenn es Excesse gegeben hatte — was sie jedoch kaum glauben konnte — so möchten die geeigneten Behörden die Schuldigen verfolgen, es war ja, Gott sei Dank, noch für Jeden Gerechtigkeit im Lande."

„Ausgenommen für die Geistlichkeit!" grollte der alte Herr.

„Wahrhaftig, Signor Avvokato, Sie verleumden Ihr Vaterland," war die rasche Erwiederung. Dadurch verlor sie in einem Augenblick den Platz, den ihre monatelangen Aufmerksamkeiten ihr in seiner Gunst verschafft hatten.

Um die Kluft noch zu erweitern, erschien ein brennender Aufsatz in der radicalen Zeitung von Ibella. Er war überschrieben: „Post tenebras Lux" (durch Nacht zum Licht) und lieferte eine übertriebene Beschreibung des Festes im Schlosse; alles dabei, — die Gastfreundschaft, die Illumination, das Feuerwerk, die Menschenmenge, der Enthusiasmus — war unverhältnißmäßig übertrieben. Der Schluß lautete:

„Sollen wir dies als ein bloses Familienfest betrachten? Mit Freuden können wir sagen: Nein! Wir sind im Stande, allen Freunden der Freiheit die frohe Nachricht zu bringen, daß Rumelli entschieden zur Sache

des Fortschritts übergegangen ist. Wir können keinen besseren Beweis dafür anführen, als den Namen des Capitän del Palmetto und seiner würdigen Gemahlin, der geborenen Signora Ombelli, die sich offen an die Spitze der liberalen Partei dort gestellt haben. Der verderbende Einfluß, der sich im letzten halben Jahre im Dorfe und dessen Umgebung geltend gemacht hat, hat nun den Todesstreich bekommen. Wir schätzen uns glücklich, die Ersten zu sein, die diesen neuen Sieg des Zeitgeistes berichten, ein Geist, der in Rumelli so würdig durch die Geber des Festes repräsentirt wird, welches eine neue Aera in den Annalen dieser kleinen, interessanten Gemeinde bildet. Post tenebras Lux."

Das, diese Rhapsodie enthaltende Blatt wurde im Kirchspiel vertheilt, der Barbier, der Seifensieder, Don Pio, der Bürgermeister, die Gemeinderäthe, die hervorragendsten Einwohner, Jeder, mit Ausnahme des Signor Avvokato, erhielt ein Blatt, eine Ausnahme, die ohne allen Zweifel bewies, daß die Vertheilung der Zeitungsnummer vom Schloß ausging, denn dem Schloß lag natürlich daran, den Palast zu schonen. Und dies bewies natürlich auch, daß der Aufsatz, wenn er auch nicht gerade von den del Palmettos entworfen und geschrieben worden, doch von ihnen eingegeben war. Darüber war ganz Rumelli einverstanden und das ernste Leugnen des Schloßherrn und der Herrin, welche diesen Zufall mehr als Andere bedauerten, diente nur dazu, die Ansicht noch mehr zu bestärken. Der Einzige, der es nicht glaubte, war Don Pio, er war zu scharfsichtig, um nicht auf den ersten Blick den schlagenden Widerspruch zwischen diesem Akt offenen Trotzes und der gemäßigten Handlung des Schlosses bei der ganzen Angelegenheit zu begreifen. Es

kam jedoch nicht darauf an, wer oder wer nicht den Handschuh hingeworfen hatte, es genügte, daß er hingeworfen worden war, daß die öffentliche Meinung eine gewisse Partei bezeichnete, ihn hingeworfen zu haben, damit er ihn aufheben solle; er mußte es thun, wenn er nicht seine Autorität verlieren wollte, und so hob er ihn denn auf.

Don Pio setzte am nächsten Sonntag seine Gemeinde von der Kanzel herab über die Vorgänge zur Rede, die am vorhergehenden Tage des Herrn stattgefunden hatten. Er sagte, er bedauere sehr, daß diese ernsten Unordnungen gerade an einem Tag der Ruhe und des Gebetes geschehen. Ihr Hirt sei in der Abgeschlossenheit häuslicher Ruhe zur Zielscheibe gemeiner Schmähungen, ja sogar Drohungen, gemacht worden. Eine wüthende Menge hätte in tiefster Nacht die Pfarre belagert und hätte unter Geschrei und Gebrüll, das sich nur für Wilde eignete, Zeugnisse ihrer feindseligen Leidenschaften zurückgelassen, Ausdrücke des Hasses und der Verachtung, die zu beleidigend wären, als daß sie an heiliger Stätte wiederholt werden könnten. Don Pio hoffte und glaubte, daß kein Einwohner seines Kirchspiels an dieser entwürdigenden Scene Theil genommen, wenn es aber geschehen sei, so ließe er sich so wenig von seinem Zorn hinreißen, daß er es nicht einmal zu wissen wünsche: er verziehe ihnen vom Grund seines Herzens. Wenn er überhaupt auf diesen schmerzlichen Gegenstand zurückkäme, so geschähe es nur, weil er Gelegenheit habe, eine praktische Moral daraus zu ziehen und seinen Zuhörern einen guten Rath zu geben. Don Pio's guter Rath für seine Heerde bestand darin, daß sie sich fortan bei keinen anderen Festen betheiligen sollten, als die unsere heilige Mutter, die Kirche, „anordne." Die Gefahren des Gegentheils wären durch die

Ereignisse des letzten Sonntags zu klar bewiesen worden. Nur die Kirche allein hätte die Macht verpflichtende Feste auszuschreiben, die vom Staat auferlegten wären für das Gewissen nicht bindend. Die Kirche sei unter dem Beistand des heiligen Geistes, ein unfehlbarer Führer, dem man blindlings und einfach vertrauen dürfe, während der Staat, der keinen andern Leuchtthurm hätte, als das Irrlicht, menschliche Weisheit genannt, leicht irren und Andere zum Irrthum verleiten könne. Niemandem sei es z. B. Geheimniß, daß unter dem Schutz der Verfassung (obgleich manche gern die Wiederkehr des Jahrestages der Gründung des Statuto zu einem Freudenfest machen möchten) unverzeihliche Handlungen der Bedrückung und Beraubung, sowohl gegen die Welt „wie gegen die Ordensgeistlichen verübt worden wären ....“

Bei dieser Stelle von Don Pio's Rede, erhob sich die Marquise und verließ, von ihrem Gatten gefolgt, die Kirche. Das dadurch verursachte Aufsehen, läßt sich besser denken als beschreiben. Der Pfarrer mußte die Erklärung des Evangeliums abkürzen und eiligst über den zweiten Theil der Messe hinweggehen, so sichtbar war die Ungeduld der Gemeinde, das große Ereigniß nach Belieben besprechen zu können. Es wurde wirklich zum Tagesgespräch und nirgends wurde es gründlicher ausgelegt und besprochen, als im Schlosse selbst, wo an diesem Tage gerade eine große Gesellschaft zu Mittag eingeladen war, die nur aus Rumellinern bestand und die edlen Wirthe hielten sich schon aus Höflichkeit für verbunden, ihnen die Beweggründe ihres Benehmens am Morgen auseinanderzusetzen. Sie wären in die Kirche gegangen, sagten sie, um sich zu erbauen, nicht aber, um politische Studien, noch weniger aber, um die Landesgesetze angreifen zu

hören, Don Pio habe nicht mehr Recht, den Statuto von der Kanzel herab anzugreifen, als ein Deputirter, eine Glaubenslehre anzugreifen, oder von seinem Sitz im Parlament ein Schisma zu predigen. Es sei sehr gegen die Sitte, daß sie die Kirche so plötzlich verlassen hätten, aber nicht um die Welt möchten sie auch nur für einen Augenblick durch ihre Gegenwart eine Sprache zu billigen scheinen, gegen welche sich ihr Gewissen auflehne. Nein, nie würden sie wieder einen Fuß in eine Kirche setzen, wo der Parteigeist, statt des Geistes des Evangeliums, die auf der Kanzel geführte Sprache diktire. Der Marquis und seine Gemahlin wußten recht gut, daß dies und noch viel mehr, was sie äußerten, Don Pio von irgend einem der Anwesenden hinterbracht werden würde, aber es kam ihnen nichts darauf an und sie schreckten nicht im Geringsten davor zurück, es Don Pio bei der ersten Gelegenheit selbst in's Gesicht zu sagen.

Von diesem Tage an war der Bruch zwischen Schloß und Pfarrhaus vollständig. Ihrem Worte getreu, setzten die del Palmettos keinen Fuß wieder in die Dorfkirche, sondern hörten alle folgenden Sonn- und Festtage die Messe in Ibella. Del Palmetto nahm abermals und mit erneutem Eifer, den aufgegebenen Plan mit der Bürgergarde wieder auf — diesmal mit günstigem Erfolg. Das nächste Osterfest war noch zu weit entfernt um als Vogelscheuche zu dienen und Don Pio widerfuhr die Demüthigung, seinem vornehmen Gegner — der natürlich zum Hauptmann gewählt worden war — seine Mannschaft jeden Sonntag Nachmittag auf dem Platz vor der Kirche exerciren sehen zu müssen. Eine neue Wahl wurde gleichfalls angeordnet und eifrig betrieben, deren Endzweck war, die Piani (wie man die Anhänger Don Pio's nannte),

aus dem Gemeinderath auszuscheiden und durch Marchesotti (Spitznamen der Parteigänger des Schlosses) zu ersetzen. Die Piani, die das Schloß noch nach dem Bruch besucht, hatten sich nach und nach zurückgezogen und das Schloß war Das geworden, wozu es der Marquis von Anfang an hatte machen wollen, das Hauptquartier der Opposition.

Unterdeß wurde der Verkehr zwischen Schloß und Palast so gut fortgesetzt, als bei dem festen Entschluß des Schlosses, ihn nicht aufhören zu lassen, möglich war. Die Besuche der del Palmettos, vorzüglich der Marquise, fanden freilich nur wenig Aufmunterung in einer Don Pio so ergebenen Region, aber so lange sie anhielten, rechtfertigten sie doch, so zu sagen, die täglichen Besuche Vincenzo's im Schloß, die für ihn das wahre Leben waren. Vincenzo mußte natürlich zu Haus die Leidenschaft büßen, die das friedliche Rumelli in zwei feindliche Heere trennte. Was kümmerte es ihn? Was waren ein paar Nadelstiche dem verwöhnten Kinde einer eben so reinen als erhabenen Freundschaft? Das Schloß war seine wahre Heimath — dort fühlte er sich unter Seinesgleichen, nur in dieser sympathischen Atmosphäre dehnten und erweiterten sich seine intellektuellen und empfindsamen Lungen — wir Alle besitzen solche — frei aus; sein Aussehen war nicht mehr so schlecht, sein Athem weniger kurz, sein Gang weniger schwer, als vor einigen Monaten. Schon die Aufregung des um ihn her vorgehenden Kampfes that ihm wohl, er mußte unwillkürlich Interesse daran nehmen, obgleich er überzeugt war, daß er in dem Moment wie eine Wasserblase bersten würde, wo die, die ihn verursacht hatten, fort wären. Wollten sie denn gehen? Ja! leider. Del Palmetto's fünfmonatlicher Urlaub ging im August zu

Ende. Die Zeit ihrer Abreise kam näher und näher — endlich war sie da.

Die Marquise wollte nicht fortgehen, ohne wenigstens einen letzten Versuch zu Vincenzo's Gunsten zu machen, oder vielmehr, nicht ohne das zu erfüllen, was sie für eine Pflicht hielt. Als sie eines Tages Rosa allein fand, machte sie mit äußerster Vorsicht und Sanftmuth einige Anspielungen auf Vincenzo's zarte Gesundheit. Sie sei überzeugt, die Signora Candia müsse bemerkt haben, wie wenig er äße und wie leicht er außer Athem käme. Glaubte sie nicht, daß ihm Luftwechsel und Veränderung und vielleicht eine angenehme, regelmäßige Beschäftigung gut thun würde? Es gäbe gewisse Organisationen, gewisse Temperamente — die Marquise hatte solche gekannt — für welche Arbeit der einen oder anderen Art ein Erforderniß zur Gesundheit sei.

Signora Candia antwortete, ihr Mann habe immer eine mehr oder weniger schwankende Gesundheit gehabt und sie keine Verschlimmerung bei ihm bemerkt, obgleich sie, um die Wahrheit zu sagen, in letzter Zeit so wenig von ihm gesehen habe, daß die Marquise besser als sie selbst darüber urtheilen könne. Wenn Signor Candia eine Luftveränderung verlange, so hielte ihn Niemand zu Haus zurück — es stünde ihm frei, zu gehen und warum sollte er nicht die Gelegenheit, in so ausgezeichneter Gesellschaft zu reisen, benutzen? Die Marquise that, als ob sie die handgreifliche Ironie dieser Antwort nicht verstünde und erwiederte sehr kalt: Hätte der Signor Candia den Wunsch ausgedrückt, uns zu begleiten, so würden wir uns über seine Gesellschaft nur zu glücklich schätzen, aber er hat nichts Derartiges geäußert, wir sind nur seine Freunde und halten uns nicht für berechtigt, uns in eine so zarte

Angelegenheit zu mengen, oder einen Rath zu geben, der von Rechtswegen von den ihm näher Stehenden kommen sollte. „Wenn Sie um die Gesundheit des Signor Candia nicht besorgt sind, so nehme ich für ausgemacht an, daß Sie es am Besten wissen müssen und kein Grund zur Angst vorhanden ist. Es bleibt mir nichts übrig, als Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich einen so unangenehmen Gegenstand berührt habe.“

Diese Unterredung brachte der Marquise die doppelte Ueberzeugung bei, daß Signora Candia ihren Mann genug liebe, um eifersüchtig auf ihn zu sein und daß der Wink, den sie in Bezug auf Vincenzo's Gesundheit hatte fallen lassen, nicht verloren gehen würde. Und so war sie über Vincenzo's künftige Wohlfahrt ein wenig beruhigt. Wir gehen über die Scheidestunde hinweg, sie war schmerzlich für die Fortgehenden, aber gräßlich für den Zurückbleibenden. Die freundschaftlichen Anerbietungen, welche die del Palmettos ihrem Freunde aufdrängten, waren eben so unbegrenzt als aufrichtig und wohlgemeint.

„Wenn Sie jemals Ihre Ansicht ändern und geneigt sind, dem Vaterland Ihre Dienste zu widmen, dann bedenken Sie, daß Sie nur eine Zeile zu schreiben brauchen und ein Ihrer Talente würdiger Platz wird jeden Augenblick für Sie offen sein.“ Dies waren die Abschiedsworte der Marquise an Vincenzo.

Zehntes Kapitel.

Der große Friedensstifter.

Als am nächsten Morgen die gewöhnliche Stunde seines Besuches im Schlosse kam, war Vincenzo .... Aber warum wollen wir uns auf eine genaue Schilderung seines Elendes einlassen? Es wäre eine zu traurige Aufgabe. Es genügt, zu sagen, daß es Vincenzo zu Muthe war, als ob er vorher nie gewußt habe, was es hieße, allein, elend und ohne Hoffnung zu sein. Die nächstfolgenden drei Monate verfielen sein Geist und sein Körper mehr und mehr. Er war sich dessen vollkommen bewußt und durchaus nicht betrübt darüber.

An einem Regentage zu Anfang December, es mochte vier Uhr Nachmittags sein, lag Vincenzo auf seinem Bette und träumte, wie gewöhnlich, mit offenen Augen, als er durch einen durchdringenden Schrei Rosa's aus seiner Träumerei erweckt wurde. Er eilte die Treppe hinab, in die Zimmer seiner Frau — sie waren leer — dann in die des Signor Avvokato, lief durch die ersten beiden Stuben und begegnete im dritten und letzten einem Anblicke, der ihn vor Schreck die Zunge am Gaumen kleben bleiben ließ. Der Länge nach ausgestreckt lag am Fußende des Bettes die mächtige Gestalt des Signor Avvokato, allem Anschein nach leblos. Rosa kniete neben ihm und versuchte seinen Kopf aufzurichten. „Rasch, zu Don Pio, Jemand soll gleich zu Don Pio laufen.“ Das waren ihre ersten Worte beim Klang nahender Schritte, sie konnte nicht sehen wer kam, da sie der Thür den Rücken zugedreht hatte. Die Aufregung des Augenblicks flößte

Vincenzo eine Energie ein, deren er sich vor fünf Minuten nicht fähig gehalten hätte. Er riß die Kissen vom Bett, legte sie unter den leblosen Kopf, flog in's nächste Zimmer, riß das Fenster auf, und rief um Hilfe und stand im Handumdrehen wieder neben seinem Pathen.

„Wie ging es zu," fragte er.

„Ich weiß nicht," war Rosa's Antwort. „Es mochte drei Uhr sein als ich den Papa verließ, er bat mich, fortzugehen, da er sich so schwer und schläfrig fühle und schlafen wolle. Ich ging hinunter, um Wäsche zu zählen, was mich ziemlich lange aufhielt. Dabei horchte ich immer auf jedes Geräusch über mir. Ich hörte nichts. Als ich eine Stunde später herauf kam . . . ," Thränen erstickten ihre Stimme. Die Dienerschaft kam jetzt einzeln herein — die Köchin, das Hausmädchen, Marianne, Guiseppe, alle waren da. „Rasch, rasch, geht zu Don Pio," wiederholte Rosa, aber keiner rührte sich, sie schienen wie an den Fleck gebannt, die Frauen fingen schon an zu wehklagen.

„Still!" rief Vincenzo, „anstatt zu weinen macht Euch lieber nützlich, bringt mir etwas kaltes Wasser und Essig. Rasch, Guiseppe, spanne an und fahre nach Ibella, als ob es Dein Leben gälte, bringe Doctor B. oder Doctor N. mit, halt, bringe lieber beide. Du, Karlo nimm den Einspänner und fahre nach Rumelli, erst in die Pfarre und sage Don Pio, daß er gleich hierher kommen soll, erzähle ihm, warum, aber halt Dich nicht bei ihm auf, sondern eile zum alten Geronimo und bringe ihn mit seiner Lanzette im Galopp hierher. Je rascher Du bist, je größer ist die Aussicht Deinem Herrn das Leben zu retten." Dann fügte Vincenzo hinzu, sich zu Barnaby wendend, der es für eine Nichtachtung gehalten

haben könnte, wenn man ihm nichts zu thun gegeben hätte. „Komm her, Barnaby, wir bedürfen Deiner Hilfe," und Barnaby mußte bei der Anwendung der in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel helfen, — die zu bekannt sind, als daß wir sie erst zu beschreiben brauchten. Sie blieben fruchtlos. Da die Zähne des alten Herrn fest zusammen gepreßt waren, gab es keine Möglichkeit, ihm irgend etwas einzuflößen.

Der Erste, der von allen den Personen, nach welchen geschickt worden war, erschien, war natürlich der alte Geronimo. Warum er so genannt wurde, da er es weder war, noch so aussah, können wir nicht sagen, es müßte denn seiner sprichwörtlichen Schweigsamkeit halber geschehen sein.

Der alte Geronimo war ein verabschiedeter Wundarzt von der Armee, von der niedern Klasse — jetzt unseres Wissens abgeschafft — ein Aderlasser, deren einziges Geschäft es war, zur Ader zu lassen und Blutegel zu setzen. Er stellte keine Frage, sondern ging gerade auf den bewußtlosen Signor Avvokato zu, kniete neben ihm nieder, und schnitt ihm mit einer langen Scheere den linken Aermel seines Schlafrockes, des Hemdes und der wollenen Jacke auf.

„Wollen Sie ihm zur Ader lassen?" fragte Rosa ziemlich erschrocken. Der alte Geronimo sah sie an, als ob er sagen wollte: „Wozu wäre ich sonst hier?" und fuhr dann ruhig mit seinen Vorbereitungen fort, öffnete eine Ader und ließ das Blut reichlich herausfließen. Jetzt schlich sich Don Pio auf den Zehen herein, Rosa trat zu ihm, zog ihn in eine Ecke, flüsterte ihm etwas zu und nahm dann ihren Platz neben ihrem Vater wieder ein. Don Pio folgte ihr, besichtigte den Kranken genau, fühlte

seinen Puls, die Hände und Füße an, und nickte ihr dann bestätigend zu. Sie hatte ihn gefragt, ob er es für recht hielt, daß ihrem Vater zur Ader gelassen worden sei. Das Blutentziehen hatte jedoch keine Veränderung zum Bessern hervorgebracht, der Signor Avvokato lag bewegungslos wie vorher, allem Anschein nach todt oder sterbend. Nachdem sich Don Pio wiederholt über sein Gesicht gebeugt, legte er die Stola um und fing an, die Sterbegebete herzusagen, Rosa, die zur Rechten ihres Vaters kniete, suchte vergeblich ihr Schluchzen zu unterdrücken, neben ihr befand sich der alte Geronimo, die Augen fest auf den Signor Avvokato geheftet. Vincenzo und Barnaby standen zur Linken, kaum weniger gerührt als die weinende Tochter. Die Scene war die genaue Wiederholung von Vincenzo's Traume in Turin, jedoch mit dem Unterschied, daß er im Palast war — und welcher Trost war ihm dies.

Nach Verlauf von zwanzig unerträglich langen Minuten schrecklicher Erwartung, fingen die bleichen Lippen an zu zittern — man hätte eine Stecknadel fallen hören können — aber es drang kein Ton zwischen ihnen hervor. Der alte Geronimo goß ihm rasch einen Löffel voll irgend einer Herzstärkung zwischen die halbgeöffneten Zähne — sie wurde hinunter geschluckt, Gott sei Dank, dann öffneten sich die Augen halb, schlossen sich aber nochmals wieder endlich blieben sie weit offen stehen und sahen sich langsam um. Mit zerstreutem Blick wanderten sie von Gesicht zu Gesicht; in dem Augenblicke, wo sie auf Vincenzo fielen, verlor sich die Wildheit des Ausdruckes, die Starrheit der Züge ließ, vorzüglich um den Mund, nach und verwandelte sich in ein Lächeln. War der Ausdruck tiefster Verzweiflung im Gesicht seines Schwiegersohnes dem alten Manne zu Herzen gegangen und hatte es besiegt? oder hatte der

Schlaganfall von der Tafel seines Gedächtnisses alle unangenehmen Eindrücke verwischt und die viel älteren und viel freundlichern Erinnerungen neu hervortreten lassen? gerade wie der Blitz manchmal die jungen Zweige trifft und die älteren desselben Baumes unberührt läßt.

Vincenzo, der nicht auf diese Veränderung vorbereitet war, beugte sich im Ausbruch der Zärtlichkeit über seinen Schwiegervater, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Als er dies that, wurde lautes Beifallsmurmeln im Zimmer hörbar und aller Augen wurden feucht. Rosa sprach heiter mit ihrem Vater und so auch Don Pio. Der Signor Avvokato hörte ihnen zu, nickte mit dem Kopfe und hätte gern gesprochen, wie aus der Bewegung seiner Lippen, ersichtlich, konnte aber keinen deutlichen Laut hervorbringen, nur unbestimmte Töne, wie bei Leuten, die vor Kälte beben.

Der alte Herr lag die ganze Zeit über auf der blosen Erde, eine zu unbequeme Lage, als daß man ihn darin hätte lassen können und doch war es nicht allein sehr schwer einen so umfangreichen Körper auf das Bett zu heben, sondern konnte sogar einen zweiten Anfall herbeiführen. Der alte Geronimo benutzte seine Erfahrung aus ähnlichen Fällen, er rieth, daß man ein paar Matrazen auf die Dielen legen und dann den Kranken sanft hinauf schieben sollte — ein Verfahren, das die vereinten Kräfte aller Gegenwärtigen verlangte, aber doch glücklich ablief, dann versuchten sie dieses zeitweilige Lager so bequem wie möglich zu machen und dann entließ Rosa die Dienstleute, mit Ausnahme Barnaby's, und sie und Don Pio, Geronimo, Vincenzo und der alte Gärtner holten sich Stühle und setzten sich um den Kranken, still über den alten Herrn Wache haltend, der sehr ruhig dalag und kein Zeichen von

Schmerz gab. Er schlummerte fast beständig, erwachte von Zeit zu Zeit mit einem leisen Zusammenfahren, seine Augen schweiften dann mit einem unruhigen Ausdruck umher, der verging, sobald sein Blick auf Vincenzo fiel. Darauf schlief er dann wieder ein.

Um neun Uhr Abends kehrte Giuseppe mit einem der Doctoren von Ibella zurück, der den Kranken sogleich einer gründlichen Untersuchung unterwarf und ihm im Laufe derselben verschiedene Fragen stellte, die keine deutlichere Antwort als die oben erwähnten Laute erhielten. Der Doctor erwiederte auf Rosa's ängstliche Fragen, daß sie über dieses Symptom nicht so erschrocken zu sein brauche, da es unter zehn Fällen neunmal nur vorübergehend sei,. es sei selten, daß bei Schlaganfällen die das Sprachorgan beherrschenden Nerven nicht angegriffen wären. Der Doctor schien im Ganzen nicht so bedenklich über den alten Herrn; daß ihm so rasch zur Ader gelassen worden sei, wäre eine große Wohlthat, ja, hätte ihm vielleicht das Leben gerettet. Für den Augenblick sei nichts zu thun, — essen dürfe er gar nichts, obgleich man ihm in gehörigen Zwischenräumen zu trinken geben könne, wenn er es verlange. Sollte in der Nacht irgend ein neues Symptom eintreten, so bitte er, ihn augenblicklich zu rufen; sonst habe er nicht nöthig den Patienten vor dem Morgen wieder zu besuchen, dann sagte der Doctor gute Nacht und zog sich in das Zimmer zurück, das für ihn eingerichtet worden war. Don Pio und der alte Geronimo empfahlen sich. Vincenzo und Barnaby legten sich Matrazen auf die Dielen und warfen sich angekleidet darauf. Vincenzo war todtmüde. Rosa hatte sich im anstoßenden Zimmer ein Bett aufschlagen lassen und eine halbe Stunde später war das Haus so still, als ob es unbewohnt sei.

Der Signor Avvokato hatte eine gute Nacht. Der Doctor war schon zeitig wieder am Krankenbett und unterwarf seinen Patienten diesmal einer genaueren Untersuchung als am vorhergehenden Abend. Vincenzo bemerkte unter andern, daß der Doctor, während er die Augen fest auf das Gesicht des Signor Avvokato heftete, ihn sehr stark in die Arme und Füße knipp; aber es bewegte sich keine Muskel im Gesicht des Kranken. Des Doctors Ausspruch war, oder lautete doch trotzdem beruhigend. Kein Fieber, kein Blutandrang, keine Schlafsucht, kein schweres Athemholen. Das Nervensystem hatte sich zwar noch nicht von dem Schlage erholt und würde dies auch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sobald der Fall sein. Die Kunst könnte vielleicht etwas thun, um die Heilung durch die Zeit zu beschleunigen und deshalb empfahl er augenblickliche Anwendung eines Zugpflasters im Nacken und dreimal täglich Reibungen mit Flanell das Rückgrat entlang, jedesmal eine Viertelstunde. Leichte Kost sollte ihm dann und wann, aber stets nur in geringer Quantität gegeben werden, kein Wein oder geistige Getränke. Sollte der Signor Avvokato (man müsse sich auf alle Fälle gefaßt machen) plötzlich unruhig, oder roth im Gesicht werden und sich Blutäderchen in dem Augenapfel zeigen, so müßte die Lancette sogleich wieder angewendet werden. Aber er hoffte, daß es nicht nöthig sein würde. Wenn alles gut ging, so hätte er nichts dagegen, daß der alte Herr — natürlich so sanft wie möglich — am Nachmittag in's Bett gebracht würde; und der Doctor empfahl sich mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen. Vincenzo und Rosa begleiteten ihn unter vielen Danksagungen die Treppe hinab. Dabei fühlte Vincenzo, wie ihn der Doctor leicht auf die Achsel klopfte und verstand sogleich, daß er ihn allein zu sprechen wünsche. Der

Doctor befahl auch Guiseppe der ihn schon an der Auffahrt mit dem Wagen erwartete, ohne ihn die Allee hinabzufahren. „Ich bin etwas steif," sagte er, „und möchte lieber ein bischen gehen." Vincenzo bestand darauf, ihn zu begleiten und Rosa verließ die Herren.

Kaum waren sie die Stufen hinab, so ergriff der Doctor Vincenzo's Arm und sagte: „Wissen Sie, ob Ihr Schwiegervater Anordnungen getroffen, — ich meine, ein Testament gemacht hat?"

„Davon weiß ich gar nichts," stöhnte Vincenzo erschrocken, „warum fragen Sie?"

„Um Ihnen, falls er es nicht gethan hat, die Nothwendigkeit klar zu machen, es ihm im ersten Augenbbick, wo er seine Sprache wieder gewinnt, machen zu lassen, wenn das überhaupt der Fall ist."

„Er ist also in Gefahr?" rief Vincenzo.

„Im Augenblick nicht mehr als Sie oder ich — Sie sind ein Mann und ich kann offen mit Ihnen sprechen — aber ich glaube nicht, daß er einen zweiten Anfall überlebt, und es thut mir leid, sagen zu müssen, daß ein zweiter Anfall unvermeidlich ist."

„Unvermeidlich?" wiederholte Vincenzo, „können Sie denn nichts thun, um ihn zu verhindern?"

„Leider nicht! Ich könnte ihn ohne Zwecke martern und das will ich nicht thun. Er ist am ganzen Körper gelähmt, sein Nervensystem ist erschüttert — sehen Sie nicht, daß sein Geist schon verdunkelt ist und es jeden Tag mehr werden wird. Es thut mir leid, Sie beunruhigen zu müssen, aber . . . . vorher gewarnt heißt vorher bewaffnet. Ich spreche in Ihrem Interesse."

„Ich habe nur ein Interesse — das, daß er leben bleibt," erwiederte Vincenzo.

„Dann empfehlen Sie ihn Gott, dem Allmächtigen, der allein Wunder wirken kann. Hollah! was fehlt Ihnen?"

Vincenzo, der von der Aufregung und Anstrengung des Gehens fast erschöpft war, mußte stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

„Sie sind selbst krank, lieber Herr," rief der Doctor, „ich fühle Ihren Puls kaum. Folgen Sie meinem Rath, kehren Sie um und gehen Sie gleich zu Bett."

„Ich bin nicht krank, nur schwach, es hat nichts zu bedeuten," sagte Vincenzo.

„Ich bitte um Verzeihung; Schwäche, wenn sie dieses Maaß erreicht, ist schon an und für sich Krankheit. Gehen Sie zu Bett, sage ich."

„Das ist jetzt unmöglich."

„Nun, dann überanstrengen Sie sich wenigstens nicht, vor Allem, wachen Sie in der Nacht nicht. Es giebt ohne Sie Leute genug im Palast, die Ihren Schwiegervater pflegen können. Folgen Sie meinem Rath, ich bitte Sie, und leben Sie einstweilen wohl."

Der Doctor sprang in den Wagen und Vincenzo ging mit schweren, schwankenden Schritten und noch schwererem Herzen wieder die Allee hinauf. Er mochte eine halbe Stunde abwesend gewesen sein. Rosa kam ihm an der Thür des Krankenzimmers entgegen.

„Wie lange Du geblieben bist, Vincenzo! Der Papa hat sich die ganze Zeit nach Dir umgesehen."

Es war für Vincenzo etwas ganz neues, sich bei seinem Vornamen und in so sanftem Tone anreden zu hören. Das Gesicht des Signor Avvokato war leicht geröthet. Verdruß lag auf seiner Stirn und Aerger in seinen Augen Vincenzo eilte zu ihm, streichelte ihm die Stirn und sprach heiter und freundlich mit ihm, wie durch Zauber wurde

die gerunzelte Stirn wieder glatt, Mund und Auge lächelte. Don Pio kam bald und blieb einige Stunden, von Zeit zu Zeit den Kranken mit tröstenden Worten oder frommen Sprüchen anredend, der den Pfarrer kaum zu bemerken schien. Der Signor Avvokato aß mit augenscheinlichem Vergnügen das Wenige, das ihm gegeben wurde; Vincenzo war es, der ihn füttern mußte und so lange er Vincenzo sehen konnte, lag er ruhig, mit der Miene der Befriedigung, nur ausgenommen, als die Matraze, auf der er lag, in's Bett gehoben wurde, eine Veränderung, bei der er seine Mißbilligung so deutlich ausdrückte, als dies ein Stummer thun kann, und selbst Vincenzo's liebkosende Worte konnten ihn kaum versöhnen. Vincenzo, Rosa und Barnaby nahmen ihr Mahl auf einem kleinen Tisch, dicht am Bette, ein. Daß Barnaby so leicht zu bewegen war, mit seiner jungen Herrin an einem Tisch zu sitzen — er, der den Bitten zweier Generationen seiner Herrschaft widerstanden hatte — war ein neuer Beweis, daß der gute alte Kerl ganz gebrochen war.

Tage wurden zu Wochen, ohne die Sprache des Kranken oder sein Verständniß zu bessern. Der Doctor von Ibella kam regelmäßig dreimal wöchentlich, sprach sich befriedigt über den Zustand des Signor Avvokato aus und empfahl Geduld und Zeit als einziges Besserungsmittel. Doctor Moreri kam, nachdem telegraphirt worden war, von Turin, billigte Alles, was sein College aus Ibella gethan hatte, hielt eine Vorlesung darüber, wie langsam das Nervensystem, wenn es einmal gestört worden sei, seine Funktionen wieder verrichtete, und sprach davon, daß man im Frühjahr die Moorbäder von Aquä versuchen könne. „Aber es sei noch lange hin bis zum Frühjahr,"

bemerkte Rosa, „ob ihr Vater nicht bis dahin das Bett verlassen könne?“

„Gewiß, er könne es nicht nur, sondern er solle es, vorausgesetzt, daß er ordentlich abgewartet und Sorge getragen würde, ihn nicht zu erschüttern oder zu übermüden. Die Signora Candia dürfe nicht erwarten, daß ihr Vater im Stande sein würde, zu stehen, aber er könne vielleicht in halb liegender Stellung sitzen, was weniger ermüdend sei, als immer ausgestreckt dazuliegen. In Turin wären Krankenstühle auf Federn zu haben, eine neue Erfindung, die nach Belieben hoch oder niedrig gestellt werden könnten. Da der Signor Avvokato ungewöhnlich stark sei, wäre vielleicht kein passender Stuhl für ihn zu haben, aber er könne bestellt werden.“

Signora Candia nahm das nöthige Maß, fuhr selbst nach Turin und bestellte einen solchen Stuhl, welcher, Dank dem hohen Preise, den sie zu zahlen versprach, in kurzer Zeit fertig war und in Rumelli ankam. Er wurde im Triumph in's Krankenzimmer geschoben, dem Signor Avvokato gezeigt und ihm die Anwendung desselben erklärt — wie bequem es ihm sein würde, nach Belieben darin zu sitzen oder liegen zu können, Alles zu seiner scheinbaren Befriedigung, so lange es nur bei der Theorie blieb, aber als der Augenblick kam, wo die Theorie zur Praxis übergehen sollte und der erste Schritt dazu dadurch geschah, daß man den alten Herrn ankleiden wollte, so verrieth er eine solche Furcht vor dieser Neuerung, wurde so übellaunig, aufgeregt und roth im Gesicht, daß der Versuch aus Furcht vor den Folgen aufgegeben werden mußte, und der Kranke wurde nicht eher wieder ruhig, als bis ihm das verhängnißvolle Möbel aus den Augen geschafft worden war.

Es waren nun drei volle Wochen seit des Signor Avvokato Schlaganfall vergangen und die Unterhaltung mit ihm — so weit die Unterhaltung mit einem Stummen möglich ist — war Denen, die ihn beständig pflegten, leichter geworden. Rosa, Vincenzo und Don Pio — (Barnaby war zu taub und zu stumpf, um viel Verständniß für etwas zu haben) — hatten durch die Gewohnheit gelernt, den unarticulirten Lauten des Kranken einen bestimmten Sinn unterzulegen. Sie verstanden zum Beispiel ganz gut, ob er seine Tochter oder Vincenzo brauche, ob er zu essen oder zu trinken haben, ob er ja oder nein sagen wolle. Ob er selbst verstünde, was Andere sagten, darüber war man sehr verschiedener Meinung. Vincenzo glaubte, daß er sehr wenig, Don Pio, daß er sehr viel verstände, besonders an gewissen Tagen, und Rosa, daß er Alles und Jedes verstünde, aber bei ihr war der Wunsch wahrscheinlich der Vater des Glaubens. Rosa wünschte sehnlichst, daß ihr Vater das Abendmahl nehmen möchte, aber das konnte er nicht, ohne vorher gebeichtet zu haben, und beichten konnte er nur, wenn er seinen vollen Verstand hatte. Die Furcht, daß er sterben könnte, ohne das Sacrament empfangen zu haben, hatte sie seit seiner Krankheit Tag und Nacht verfolgt.

So viel war gewiß, daß Don Pio, als geistlicher Rath des Signor Avvokato, der zuverlässigste Richter darüber war, ob sein Beichtkind in dem Zustande sei, beichten zu können, oder nicht; und Don Pio erklärte eines Morgens, der Kranke sei dazu klar genug. Demgemäß wurde Vincenzo aufgefordert, das Zimmer zu verlassen, was er auch that, jedoch nicht, ohne vorher zu bemerken, des Signor Avvokato's Arzt hätte erst über die Zulässigkeit dieses Schrittes befragt werden müssen. Rosa

begegnete dem Einwurf durch die Behauptung, daß sie schon längst die ärztliche Erlaubniß dazu erhalten habe. So blieb nichts mehr zu sagen und die Beichte fand statt. Als Vincenzo nach Verlauf einer guten halben Stunde wieder zugelassen wurde, fand er seinen Pathen furchtbar aufgeregt und mußte seinen ganzen Einfluß aufbieten, um ihn wieder zu beruhigen. Als er dies sah, bat er, man möge das Abendmahl bis zum andern Tage aufschieben. Rosa erklärte, dies könne nicht geschehen, da Don Pio schon gegangen sei, um die Hostie zu holen. Vincenzo bat sie nun, selbst anzuordnen, daß kein Laut einer Glocke in das Krankenzimmer dringe, und den Befehl zu geben, daß Niemand dasselbe beträte, außer Vincenzo. Rosa befolgte den Rath. Dank dieser Vorsicht und noch mehr Vincenzo's Gegenwart und sanftem Zureden, ging das Abendmahl ungehindert vorüber — ja, der Signor Avvokato zeigte nicht einmal besondere Unruhe.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß ganz Rumelli die Hostie nach dem Palast begleitet hatte — alle Arbeiter auf dem Felde schlossen sich beim Klang der Abendmahlsglocke der improvisirten Prozession an. Es bedurfte aller Autorität Don Pio's und aller Beliebtheit Rosa's, um die Menge vom Eintritt ins Haus abzuhalten; der weibliche Theil derselben war fast unsinnig vor Enttäuschung über die Beraubung Dessen, was sie als ein Recht ansahen. In kleinen Dörfern ist es ein hergebrachtes Recht, daß die Nachbarn in's Sterbezimmer kommen dürfen, wenn der Sterbende die letzte Oelung bekommt.

Bis zu diesem Tage hatte des Kranken Vorliebe für seinen Pathen diesen zu einer Art Sclaven gemacht. Von diesem Tage an wurde er buchstäblich das Opfer des alten Mannes. Vincenzo durfte sich bei Tag und Nacht keine

Erholung gönnen. Der Signor Avvokato ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. Den Unarten eines Kindes mußte genügt und die Bedürfnisse eines alten Mannes mußten befriedigt werden. Der Signor Avvokato schlief gewöhnlich von neun oder zehn Uhr Abends bis drei oder vier Uhr Morgens, und da er das Alleinsein nicht ertragen konnte, so rief er Vincenzo gleich beim Erwachen an seine Seite. Er war freilich hinsichtlich der Unterhaltung nicht schwer zu befriedigen. Vincenzo brauchte ihm nur die Bilder in einem Buche zu zeigen, oder ihm vorzulesen, oder auch nur an seinem Bett zu sitzen und ihn von Zeit zu Zeit anzureden, um den alten Herrn ganz zufriedenzustellen. Aber selbst Dies brachte Vincenzo ganz um seinen Schlaf, denn in seinem Zustand nervöser Aufregung, das Resultat der Angst und Erschöpfung, schlief er selten vor Mitternacht oder vor ein Uhr Morgens ein. Er legte sich Abends nie zur Ruhe, ohne sich voller Entsetzen zu fragen, ob er im Stande sein würde, am Morgen wieder aufzustehen und Gott zu bitten, daß er ihm Kraft dazu gäbe. Rosa konnte mit dem besten Willen nichts zur Erleichterung ihres Mannes thun; wenn sie statt seiner auf den Ruf ihres Vaters kam, zeigte er durch ein ärgerliches Kopfschütteln, daß er sie nicht gewollt. Rosa war augenscheinlich um Vincenzo's Gesundheit besorgt. Angenommen auch, die Winke der Marquise hätten nichts gefruchtet, so hatten es doch des Doctors wiederholte Warnungen, daß Vincenzo nicht in der Nacht wachen solle, gethan.

Rosa war sich jetzt der Gefahr, die ihrem Mann durch die Anstrengung drohte, vollkommen bewußt, und mehr als einmal begegnete er einem Blick zärtlicher Unruhe. War es möglich, daß die Marquise mit ihren Behauptungen

Recht gehabt und die Aufmerksamkeiten einer jungen, schönen Frau die Signora Candia über die Vorzüge ihres Gatten aufgeklärt hatten? Oder war es das Wiedererwachen der Zärtlichkeit ihres Vaters gegen seinen Pathen und die reiche Entgegnung, die sie fand, was zu seinen Gunsten gesprochen und ihr Herz gerührt hatte? Was auch die Ursache oder die Ursachen sein mochten — wahrscheinlich hatte jede den angeführten Theil daran — Thatsache ist, daß Rosa's Gefühle gegen ihren Mann verändert waren.

Was den armen Barnaby betrifft, so war seine Rolle im Krankenzimmer eher eine Behinderung als eine Hilfe. Es schien, als ob der Schlag, der seinen Herrn der Sprache und der Bewegung beraubt, ihn mitbetroffen hätte. Er konnte stundenlang, die Hände auf die Kniee gelegt, in's Leere starren, wie ein vom Traum befangener Mann. Stand er einmal vom Stuhle auf, was ihm sehr schwer fiel, so schlich er gebückt hierhin und dorthin, ohne einen andern Zweck, als um sich selbst glauben zu machen, daß er von einigem Nutzen sei, und dann setzte er sich wieder nieder und verfiel in seine Unbeweglichkeit. Kam ihm Rosa, oder Vincenzo, oder Don Pio oder Jemand von der Dienerschaft in den Weg, so flüsterte er stets dieselbe Frage: — „Glauben Sie, daß er wieder zu sich kommt?" und fügte augenblicklich hinzu: „Ich glaube es nicht." Dies waren die einzigen Worte, die seit dem unglücklichen Abend über seine Lippen gekommen; trotzdem hielt er aber bis zuletzt treulich Wache, wie ein verlorner Posten.

In einer Gewitternacht, Ende Januar, in der Vincenzo weniger der Donnerschläge als der Wirkung halber nicht schlafen konnte, welche die Elektricität der Luft auf seine zerrütteten Nerven hatte, sah er beim Schein des Blitzes, den Signor Avvokato sich plötzlich aufrichten, als

ob er eine sitzende Stellung einnehmen wolle. Vincenzo sprang rasch an's Bett und fand seinen Pathen mit herabhängendem Kopfe und ganz schwarz im Gesicht. Im Augenblick machte er Lärm und das ganze Haus lief zusammen. Es wurde nach dem alten Geronimo und Don Pio geschickt und unterdeß Wasser, herzstärkende Tropfen, starke Gerüche und Einreibungen in der verzweifelten Hoffnung versucht, den alten Herrn wieder zum Bewußtsein zu bringen. Diesmal half Geronimo's Lancette nichts. Der Signor Avvokato war todt.

Don Pio und Rosa brachten die ganze Nacht im Gebet bei der Leiche zu. Vincenzo, der gern dasselbe thun wollte, verfiel bald in einen tiefen Schlaf und wurde auf ein Bett im anstoßenden Zimmer gebracht. In dem allgemeinen Schreck über das unglückliche Ereigniß hatte Niemand an Barnaby gedacht, der noch immer ruhig auf seiner Matratze lag. Bei Tagesanbruch trat Rosa zu ihm und rief ihn. Keine Antwort. Sie klopfte ihm nun auf die Schulter. Barnaby war todt, Gott hatte in seiner Gnade dem treuen alten Diener die Prüfung erspart, die er am meisten fürchtete — die, seinen Herrn sterben zu sehen.

Elftes Kapitel.

Rosa im vortheilhaftesten Lichte.

Barnaby theilte alle Ehren, die seinem Herrn gezollt wurden. Die beiden Leichen waren in demselben, dem Publikum geöffneten Zimmer ausgestellt und es war

am nächsten Tage und dem darauffolgenden bis um zehn Uhr Morgens, wo die Beisetzung in der Dorfkirche erfolgen sollte, ein unaufhörliches Herbeiströmen von Menschen. Vincenzo ließ sich, obgleich er kaum mehr stehen konnte, nicht überreden, zu Haus zu bleiben, sondern fuhr mit seiner Frau nach Rumelli, um der doppelten Beerdigung beizuwohnen. Die Begräbnißfeierlichkeiten waren großartig. Die ganze Kirche war schwarz ausgeschlagen und an allen Altären folgten ohne Unterbrechung Seelenmessen für die Dahingeschiedenen aufeinander. Der Volkszulauf — die Rumelliner gar nicht zu zählen, die bis auf den letzten Mann da waren — war sehr groß, besonders von Ibella. Selbst del Palmettos waren zu diesem Zweck von Turin gekommen. Rosa war umsomehr durch dieses Zeichen von Respekt und Interesse für sie gerührt, als sie es nicht erwartet hatte, da sie gar nichts gethan, um es zu verdienen, ja nicht einmal eine Anzeige vom Tode ihres Vaters geschickt und eine rührende Scene dieses Trauerspiels, welche kein Auge trocken ließ, war es, als sich die verwaiste Tochter in tiefer Trauerkleidung an die Brust der Marquise warf und unfähig zu reden, in lautes Schluchzen ausbrach.

Ein anderer, noch schmerzlicherer Zufall erhöhte die Traurigkeit der ohnehin düsteren Ceremonie. Vincenzo hatte seiner Kraft zuviel zugetraut. Er wurde ohnmächtig, mußte nach Haus geschafft und zu Bett gebracht werden. Zum Glück war der Arzt aus Ibella, der den Verstorbenen behandelt hatte, zugegen und konnte augenblicklichen Beistand leisten. „Es sei eine Art Verzehrung," sagte der Doctor „und er bedaure, sagen zu müssen, schon weit vorgeschritten. Er habe den Signor Candia schon wiederholt gewarnt, aber sein Rath sei nicht beachtet worden

und dies sei nun die Folge. So weit er beurtheilen könne, sei kein Lebensorgan krank, nur ihre Thätigkeit bis auf's Aeußerste erschlafft; die Lampe sei ganz, nur das Oel fehle. Der Doctor schloß mit den Worten, daß er für jetzt keine Gefahr fürchte, aber ...." Dieses aber hatte eine grausame Bedeutung. Rosa warf sich im Paroxismus der Furcht dem Arzt zu Füßen. „Um Gottes willen, Doctor, retten Sie ihn! retten Sie ihn! nehmen Sie mein Vermögen — alles, was ich habe; aber lassen Sie ihn nicht sterben, so jung, so — o, es ist zu schrecklich, — ich kann es nicht ertragen! Der Doctor antwortete, daß er ohne Zweifel für den Kranken alles thun würde, was in seinen Kräften stünde, das Erste sei, ihn so weit herzustellen, daß er eine Reise an's Meer ohne Gefahr vertragen könne. Nur Seeluft, wenn überhaupt etwas, könne ihm die Lebenskraft wiedergeben. Seeluft, ja, und unermüdliche Sorgfalt, ohne letztere würde erstere nicht ausreichen — Signor Candia brauche unablässige Pflege — die nicht eine Minute ausgesetzt werden dürfe — die Pflege einer Mutter für ihr krankes Kind. Der Arzt hatte augenscheinlich seinen guten Grund, diesen Punkt hervorzuheben. Rosa sagte einfach — solche Pflege solle ihr Mann haben.

Nach einigen Wochen erklärte der Doctor, daß mit der nöthigen Vorsicht und bei gehörigem Ausruhen unterwegs, Vincenzo die Reise unternehmen könne, die ja nicht lang war, da man von Rumelli bis Genua mit der Eisenbahn nur zwölf Stunden zu fahren habe. Aber Vincenzo mochte nicht gern reisen, der Gedanke an die Fahrt war ihm unerträglich. Ein ermatteter Reisender, der im Schneesturm liegen bleibt, fürchtet sich vor der Anstrengung nicht mehr, als Vincenzo.

Seine Frau mußte den Beistand der Marquise anrufen, der auch Erfolg hatte. Die Marquise, welche die Nachbarschaft nicht verlassen wollte, so lange Signora Candia unter der ersten Heftigkeit ihres Kummers litt, war die ganze Zeit über im Schloß geblieben, del Palmetto hatte die Pflicht genöthigt, am Tage nach dem Begräbniß wieder nach Turin zurückzukehren. Die Marquise ergriff jede Gelegenheit, um sich nützlich zu machen und sie konnte es auch auf viele Weise sein, z. B. dadurch, daß sie brieflich ein Haus am Meeresufer und eine erprobte Krankenwärterin miethete. Und als die Zeit der Abreise kam, eilte sie den Reisenden nach Turin voraus, war bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof und brachte sie in ihrem Wagen in's nächste Hotel, wo die Zimmer bestellt, die Betten überzogen, die Stuben geheizt, kurz Alles auf's Bequemste eingerichtet war. Und als sie am übernächsten Tage nach Genua weiter fuhren, brachte sie die Marquise auf die Eisenbahn und in ein Coupé, das eigens mit Kissen, Decken und Pelzen versorgt worden war; kleine Aufmerksamkeiten, an welche die Kräftigen und Gesunden wenig denken, welche aber die Leidenden oder die, die einen theuren Kranken zu pflegen haben, wohl zu schätzen wissen. Rosa's Herz strömte von Dankbarkeit, reiner Dankbarkeit über, sie empfand ganz anders gegen diese gute Samariterin, als bei ihrer letzten Unterredung im August und sie sprach auch aus, was sie fühlte. Signor Candia war zu schwach, zu bemerken, was um ihn herum vorging, oder, wenn er es bemerkte, es zu beachten.

Mann und Frau und die Krankenwärterin erreichten in den letzten Tagen des Februar den Ort ihrer Bestimmung. Das Wetter war so mild und schön wie im

Mai, die Luft mit den balsamischen Düften der Orangenblüthen erfüllt. Wer Nervi und seine geschützte Lage am Meerbusen von Genua kennt, wird sich nicht darüber wundern. Das Häuschen, das ihnen die Marquise gemiethet, lag östlich von der kleinen Stadt, nur eine Viertelstunde davon entfernt, auf einem niedrigen Felsenvorsprung. Es hatte einen kleinen Garten und eine offene Galerie nach der Meeresseite zu, von der ein paar Stufen nach dem Ufer hinabführten. Wenn man nicht gerade auf einem Schiffe wohnen wollte, hätte man keinen Aufenthalt wählen können, der der stärkenden Seeluft mehr ausgesetzt gewesen wäre.

Wir haben eben erst ein Krankenzimmer verlassen und nicht die Absicht, den Leser in einem neuen festzuhalten, wir wollen in Vincenzo's Krankenstübchen nur so lange verweilen, um einige Thatsachen festzustellen, die zum Verständniß dessen, was von unsrer Geschichte noch zu sagen bleibt, nöthig ist.

Rosa, um bei ihr anzufangen, erfüllte die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, mit bewundernswürdiger Kunst und Geschick, keine Mutter hätte eifriger, zärtlicher in der Sorge um ihr geliebtes Kindchen, bemühter gewesen sein können, es zu pflegen und zu beruhigen, als es Rosa war, ihren großen Mann zu pflegen und zu warten, der in mancher Hinsicht so schwach und hilflos war, wie ein Kind. Diese unermüdliche Sorgfalt ward auch in mehr als einer Hinsicht vergolten. Vincenzo's Gesundheit kam langsam, sehr langsam zurück, aber doch genug, um alle Furcht, daß daß Todesschwert, das bisher über seinem Haupte hing, herabfallen möchte, zu zerstören. Um einen Begriff von dem Schneckengang zu geben, mit dem seine Genesung vorwärts schritt, brauchen wir nur zu erwähnen,

daß es drei ganze Monate dauerte, ehe er im Garten auf und ab, und fünf, ehe er an das Meeresufer gehen konnte.

Man sagt, und ich halte es für wahr, daß die Mütter am zärtlichsten an den Kindern hängen, deren Aufziehen ihnen die meiste Sorge und Mühe gemacht hat. Wir vermuthen, daß aus einer ähnlichen Empfindung Rosa's Liebe zu ihrem Gatten in dem Maaße zunahm, als er ihrer mehr bedurfte, sie ihm mehr Opfer bringen mußte und sie ihm von größerem Nutzen war. Die letzten traurigen Ereignisse hatten den Grund zu dieser Umwandlung von Rosa's Gefühlen wunderbar vorbereitet. Die Rolle eines Schutzengels, die Vincenzo ihrem Vater gegenüber gespielt hatte, der Umstand, daß er unzertrennbar mit ihren letzten Erinnerungen an den theuren Dahingeschiedenen verbunden war, sein gänzliches Selbstvergessen das ihm beinahe das Leben gekostet hatte, alles Dieses waren neue und mächtige Ansprüche an ihr Herz; und doch wurde sie nicht eher als bis sie ihn hatte zusammenbrechen sehen, hilflos, abhängig von ihr wie ein Kind, nicht bis sie sich überzeugt, daß sie ihm Alles war und sein mußte — nicht eher wurde sie von der unendlichen Zärtlichkeit erfaßt, welche die Pflicht in freie Wahl, das Opfer in Freudigkeit verwandelt, ein Wesen in dem andern aufgehen läßt. Daß er leben, daß er glücklich werden sollte — Rosa kannte fortan kein anderes Lebensziel, kein anderes Interesse mehr. Und er, der Gegenstand aller dieser Sorgfalt, er, das verzogene Kind, das so sanft auf dem mütterlichen Schooße gewiegt wurde, wie konnte er anders als von so viel Zärtlichkeit durchdrungen, dankbar dafür und glücklich sein. Schon seit langer Zeit, ja, von dem Tage an, an dem ihn seine Pathe vom Krankenlager aus wieder angelächelt hatte, war der Zorn über das wieder=

fahrene Unrecht aus Vincenzo's Herzen gewichen und selbst die Erinnerung daran wurde täglich unbestimmter, wie an etwas, das er nur geträumt habe. In dem krankhaft matten Zustande seines Geistes und Körpers war ihm zu Muthe, wie Jemandem, der vom Alpdrücken zur süßen, alltäglichen Wirklichkeit erwacht ist. Es schien ihm, als ob zwischen der freundlichen Frau, die ihn so zärtlich pflegte und dem sanften Mädchen, das ihn nach dem bösen Fieber vor fünf Jahren so sorgfältig gehütet hatte, keine Unterbrechung, keine Verwandlung stattgefunden habe, die eine war nur die Vervollständigung der anderen. Sonderbar, wie hartnäckig sein Geist zu dieser Zeit zurückkehrte; sonderbar, mit welcher Lebhaftigkeit er sich aller, auch der geringsten Zeichen von Freundlichkeit erinnerte, mit der sie ihn damals beglückt hatte. Und so natürlich, als eine Saite erklingt, die berührt wird, so erstanden aus den Erinnerungen, bei denen er so zärtlich verweilte, die Empfindungen der Zeit, der sie angehörten. Vincenzo durchlebte noch einmal die erste Zeit seiner Liebe.

Sobald sich Vincenzo hinlänglich erholt hatte, um ausführlich über ihn noch Berührendes sprechen zu können, war das Thema der Unterhaltung zwischen Mann und Frau natürlich der Signor Avvokato. Dies bildete ein neues Band, das sie enger und enger vereinte. Der Tod hatte alle harten Linien dieser ehrwürdigen Gestalt verwischt und einen Heiligenschein um diese gezogen, welche die Dankbarkeit für frühere Wohlthaten und Freundlichkeiten Vincenzo's Gedächtniß eingegraben hatte. Ein Sohn hätte von seinem Vater nicht mit zärtlicherer Verehrung sprechen können, als es Vincenzo von seinem Adoptivvater that. Er konnte nicht müde werden immer und immer wieder alle die Wohlthaten aufzuzählen, die

er von ihm empfangen hatte. Vincenzo und Rosa übertrafen einander in liebevoller Erinnerung an den Signor Avvokato — nur verfehlte Rosa nie bei dem unschätzbaren Segen zu verweilen, der Vincenzo für ihren Vater stets gewesen, besonders aber während seiner letzten Krankheit. Rosa sprach Vincenzo von ihrem Wunsche, ein Grabmal für ihren Vater auf dem Kirchhofe in Rumelli zu errichten. Vincenzo ergriff enthusiastisch diese Idee und bedauerte unendlich nicht selbst den Entwurf dazu zeichnen zu können. Er gab ihr jedoch einige schätzbare Winke darüber und nannte ihr berühmte Bildhauer in Turin, denen man die Ausführung übertragen konnte. Das Besprechen dieses Planes war Beiden monatelang eine tröstende Beschäftigung. Auf dem Monumente sollte natürlich Barnaby's Name unter dem seines letzten Herrn stehen, wie er ja auch in allen Gesprächen über seinen verewigten Herrn vorkam. Wir brauchen nicht zu sagen, daß er nie ohne das Gefühl der zärtlichsten Verehrung und des Bedauerns genannt wurde, vorzüglich von Vincenzo, der seinem alten erprobten Freunde seit dessen Tode eine neue Schuld der Dankbarkeit zollte. Barnaby hatte Vincenzo durch ein Testament zum einzigen Erben seiner nicht unbeträchtlichen Ersparnisse gemacht.

Rosa wußte recht wohl, daß ihr Mann ohne geistige Speise eben so wenig leben konnte, wie ohne leibliche, als sie ihn daher der Anstrengung des Lesens gewachsen glaubte, schrieb sie an die Marquise, mit der sie von Zeit zu Zeit correspondirte, und bat sie, ihr solche Journale, Zeitungen, Bücher und Flugschriften zu schicken, von denen sie glaubte, daß sie Vincenzo's Geschmack zusagen und ihn interessiren würden. Und so kam es, daß Rosa eines Morgens zu ihrem Gatten trat, die ganze Schürze voller

Bücher und Zeitungen aller Arten, welche sie auf dem Bette ausbreitete und als Antwort auf seinen fragenden Blick sagte: „Habe ich recht errathen, daß Du Dich freuen würdest, zu sehen, wie es in der Welt zugeht."

„Ja," erwiederte Vincenzo, „aber ich möchte kein Vergnügen um den Preis Deines Mißvergnügens erkaufen.

„Ich möchte es Dir recht klar machen," sagte Rosa, „daß nichts, was Dir Freude macht, mir Mißvergnügen bereiten kann. Lies nur nicht zuviel auf einmal und versprich mir, es mir zu sagen, wenn Du ermüdet bist, damit ich Dir vorlesen kann."

Vincenzo versprach es. So entblöst wie er seit Monaten von allen Nachrichten aus der Heimath oder fremden Ländern gewesen, waren ihm diese Zeitungen eine unendliche Wohlthat — aber köstlicher war in seinen Augen noch die Duldsamkeit, die Rosa's Freundlichkeit in dieser Hinsicht so klar zeigte. Sie las ihm oft laut vor und ohne zu zucken manche Aufsätze in denen die Geistlichkeit ernstlich angegriffen wurde.

Rosa's nächster Schritt war, als ihr Gatte kräftig genug geworden, ihm Einzelne von den Bekanntschaften, die sie gemacht, namentlich die Personen vorzustellen, von denen sie glaubte, daß sie ihm am Meisten zusagen würden. Sie hatte hinlängliche Auswahl, denn fast alle Bewohner der benachbarten Landhäuser — und es gab deren viele — hatten das größte Interesse und Mitleid für den jungen Kranken gezeigt, den sie scheinbar in sterbendem Zustande in das kleine Haus hatten tragen sehen. Das Erkundigen nach ihm hatte kein Ende genommen.

Rosa traf still eine Auswahl. Drei oder vier dieser freundlichen Nachbarn — die ruhigsten und stillsten, soweit Rosa beurtheilen konnte, lud sie an verschiedenen Tagen

auf ein paar Stündchen ein, damit Vincenzo, eine heilsame und angenehme Zerstreuung habe. Sie waren alle willkommen und verdienten es auch zu sein — und auch Vincenzo hatte seinen Liebling unter ihnen. Dies war ein junger Deutscher, der an der Auszehrung litt und dem die Seeluft verordnet worden war. Die Aehnlichkeit ihrer Lage würde allein die beiden jungen Männer schon zu einander hingezogen haben, wenn es nicht noch ein mächtigeres Band zwischen ihnen gegeben hätte, — ihre gemeinsame Liebe zu Italien. Herr Wolfgang war mit einer jungen Italienerin verlobt gewesen, die er zärtlich geliebt hatte. Sie war in der Blüthe ihrer Jugend gestorben und er hatte alle seine Verehrung und Leidenschaft für sie, auf ihr Vaterland übertragen. Dieser Enthusiast fühlte und sprach wie ein Italiener und beobachtete mit einem Eifer, der selbst dem Vincenzo's kaum nachstand, die Zeichen der Zeit, die, wenn überhaupt jemals, in der letzten Hälfte des Jahres 1858, große Ereignisse für das Schicksal der Halbinsel zu verkünden schienen. Die Art der Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten war leicht zu errathen, Rosa würde sich zu anderer Zeit voll Verachtung davon zurückgezogen und diesen neuen Freund ihres Mannes gehaßt haben. Nun war es anders. Sie hörte ihnen jetzt zu, ohne je durch Wort oder Geberde die geringste Mißbilligung zu zeigen und war gegen Herrn Wolfgang ganz besonders höflich — ja sogar freundlich. War Rosa denn bekehrt worden? Ja, sie hatte wenigstens die Nothwendigkeit einsehen lernen, ihren Mann nach seiner eigenen Ueberzeugung denken, sprechen und handeln zu lassen, damit er lebe und glücklich sei. Wolfgang hatte eben ein Buch beendet — die Früchte seiner erzwungenen Muße — über, oder vielmehr, um uns genau auszudrücken, gegen die weltliche

Oberherrschaft des Papstes, die er, gleich Dante, Petrarca und Machiavelli, um hier nur die höchsten unter den alten Autoritäten anzuführen, für den größten Stein des Anstoßes auf den Weg zur Unabhängigkeit und Einigkeit Italiens hielt. Er sammelte jetzt Materialien zu einem Anhang, der aus angeführten Stellen, meistens von den obengenannten Schriftstellern, bestehen und seine Ansicht der Sache bestätigen sollte. Diese Anführungen sollten im Originaltext gegeben, aber auch in's Deutsche übersetzt werden, da das Buch deutsch geschrieben war. Bei diesem letzten Theil seiner Aufgabe mußte sich Wolfgang oft an seinen Freund wenden und um Erläuterung des italienischen Textes bitten, die zu geben Vincenzo nicht nur willens, sondern auch fähig war, denn ihm waren die meisten Stellen aus Dante, die sich auf die betreffende Frage bezogen, bekannt und Petrarca's berühmte Sonette gegen Rom kannte er auswendig. Aber es fand sich dann und wann eine nicht so leicht zu überwältigende Schwierigkeit! War auch der genaue Sinn eines italienischen Wortes oder einer Redensart festgestelt, so blieb noch zu erwägen, ob auch das dafür gewählte deutsche Wort ganz entsprechend sei. Wolfgang der die Gewissenhaftigkeit selbst war, konnte nicht umhin, solche Zweifel immer wieder laut werden zu lassen, die Vincenzo in seiner Unkenntniß der deutschen Sprache nicht entscheiden konnte, außer durch Analogieen, die er aus der ihm bekannten englischen Sprache herleitete. Wolfgang sagte eines Tages zu ihm:

„Warum lernen Sie nicht Deutsch? — da Sie doch so bekannt mit dem Englischen sind? dies würde es Ihnen sehr erleichtern."

„Nun, warum sollte ich es nicht thun?" sagte Vin-

cenzo — „das heißt wenn Sie sich für geduldig genug halten, es mich zu lehren.“

Gesagt, gethan, und Vincenzo, der ein besonderes Sprachtalent hatte, lernte in wenigen Monaten genug Deutsch verstehen, um ein jedes mittelmäßig schwere Buch lesen zu können. Rosa mußte jedoch ihre Erlaubniß zu diesem Studium geben — was erst geschah, als Vincenzo acht Monate in Nervi gewesen und seine Genesung so weit vorgeschritten war, daß er sich augenscheinlich ohne Gefahr jeden Tag einige Stunden mit ernsten Studien beschäftigen konnte.

Das kleine Hauswesen der Candias war die Ordnung und Gemüthlichkeit selbst. Ein Prinz von Geblüt hätte nicht eifriger und rascher bedient werden können, als Rosa's Gatte. Seine geringsten Launen wurden beobachtet, errathen, und wie durch Zauberkraft befriedigt. Rosa schlief Nachts nicht, um über ein Gericht nachzudenken, das seinen Appetit reizen könnte — Appetitlosigkeit war das größte Hinderniß zu seiner vollständigen Genesung. Aber Rosa's unermüdliche Sorgfalt für Vincenzo's Wohlbefinden, ließ sie nicht einen Augenblick die Interessen der Heimath vergessen. Sie führte eine unabläßige Correspondenz mit Guiseppe, der jetzt ihr Faktotum war und gab ihm genau Befehle, was er thun solle, mit dem ihr eigenen praktischen Ordnungs- und Geschäftssinn. Und nicht zufrieden damit, ließ sie ihn alle drei Monate nach Nervi kommen, um mündlich von ihm über ihre Angelegenheiten zu hören.

Das Jahr 1859 kam. Jeder hat noch die wenigen verhängnißvollen Worte im Gedächtniß, die von mächtigen Lippen an der Wiege des neuen Jahres gesprochen wurden und ganz Europa mit Erwartung erfüllten. Die italienische Frage nahte sich augenscheinlich einer Krisis.

Jeder Tag spannte diese Erwartung höher. Oesterreich verstärkte seine lombardischen Grenzen mit Bayonneten und Verschanzungen. Das Frühjahr, das kommende Frühjahr wurde allgemein als Zeitpunkt des Kampfes zwischen beiden Ländern bezeichnet. Unser Deutscher warf die Aerzte über Bord und ging Ende Januar nach Turin. Signora Candia, deren scharfen Augen die Aufregung Vincenzo's nicht entgehen konnte, hätte gern zu ihrem Manne gesagt — wir wollen beide mit Herrn Wolfgang gehen. Sie wagte es nicht. Erst vor vierzehn Tagen hatte der Doctor aus Genua, der dann und wann zu Vincenzo kam, ihm gerathen, sich noch eine Saison über am Meere aufzuhalten und zwar, um die Seebäder zu gebrauchen.

Gerade um diese Zeit kam del Palmetto auf einen flüchtigen Besuch zu den Candias. Er brachte überraschende Neuigkeiten mit. Zweimalhunderttausend Franzosen standen jenseit der Alpen, bereit uns im Moment, wo das Signal gegeben würde, zu Hilfe zu eilen. Aus allen Theilen der italienischen Halbinsel strömten Freiwillige nach Piemont. Die Jugend der Lombardei und Venedigs wanderte en masse aus. Träger der edelsten Namen Italiens schätzten es sich zur Ehre, als Freiwillige einzutreten. Garibaldi, so hieß es, sei mit der Organisation einer Armee beauftragt.

„Ich wünschte, Sie könnten Turin jetzt sehen," fuhr del Palmetto fort. „Es ist sehenswerth — wie eine volle Knospe die eben aufbrechen will — ich wünschte, Sie wären dort, um es selbst zu beurtheilen."

Gespäche dieser Art waren wenig geeignet, Vincenzo's Aufregung zu dämpfen. Rosa bemerkte mit Angst seine wachsende Unruhe, ihm fehlte der Appetit und seinen Nächten der Schlaf. Sie fuhr nach Genua, ging geradenweges

zu dem Doctor und trug ihm die Sache vor. „Was sollte sie thun?"

„Bringen Sie ihren Gatten sogleich nach Turin," war des Arztes verständige Antwort. „Das einzige Erforderniß bei Signor Candia's Krankheit ist Gemüthsruhe. Alles Andere ist nur Zugabe. Wer weiß, ob nicht die geistige Anregung, die er in Turin findet, seiner Gesundheit so wohlthätig ist, wie die Seebäder!"

Noch an demselben Abend sagte Rosa zu ihrem Manne: —

„Gesetzt den Fall, wir gingen selbst nach Turin und sähen mit eigenen Augen, was uns del Palmetto geschildert hat?"

Vincenzo's Gesicht strahlte bei diesem Vorschlag. Er sagte:

„Ich würde es allem Andern vorziehen, das gestehe ich, aber .... ich weiß, daß Du lieber nach Rumelli gingest."

„Nein, wirklich nicht," sagte Rosa, „der Palast ist mir nicht mehr Das, was er mir früher war, als der arme Papa noch lebte. Und doch wird es mir lieb sein, wenn ich ihm näher bin, als von hier aus, denn dann kann ich manchmal hinüberfahren und nach unseren Angelegenheiten sehen. Außerdem weißt Du, daß ich nach Turin gehen wollte wegen des Monumentes, von dem wir gesprochen haben — und — ich liebe Turin und nehme an Allem Interesse, was jetzt dort vorgeht."

Vincenzo küßte seiner Frau die Hand und sagte: „Du bist sehr gut gegen mich."

„Und wenn ich es bin, ist es nicht meine Pflicht gegen meinen Gatten?"

„Blos Deine Pflicht?" fragte Vincenzo.

„Das meine ich nicht,“ rief Rosa aus. „Meine Pflicht und auch mein Vergnügen.“

Signora Candia schrieb ohne weiteres Zögern an die Marquise, und bat sie, ihnen, wo möglich, eine Wohnung zu verschaffen. Die Marquise antwortete, daß weder für Geld, noch für gute Worte Logis zu haben wären, daß aber Signor Onofrio, der in einer geheimen Sendung nach Paris ginge, ihnen seine Zimmer zur Verfügung stelle. Rosa nahm das Anerbieten an, und Candia's verließen am dreiundzwanzigsten Februar, nicht ohne Bedauern, Nervi. Sie hatten ziemlich ein ganzes Jahr am Meere zugebracht.

Zwölftes Kapitel.

Vincenzo's Barke mit vollen Segeln.

Rosa konnte sich selbst nicht genug zu dem Schritte Glück wünschen, den sie gethan, als sie sah, welchen wohlthätigen Einfluß er auf ihren Gatten äußerte. Vincenzo war, nachdem er einige Tage in Paris zugebracht, ein ganz anderer Mann, als früher in Nervi. Er aß viel, schlief besser und bekam mit den zunehmenden Körperkräften auch rasch seine geistige Heiterkeit wieder. Und doch war das Wetter kalt und feucht, durchaus nicht für kränkliche Leute geeignet; das Klima von Turin war unbedingt als schlechter Tausch gegen das zu betrachten, das er verlassen. Auch das Leben und Treiben in der Stadt konnte Dem nicht neu sein, der sie, wie Candia, 1849 noch voller und aufgeregter gesehen hatte. Welche leise Wirkung machte

sich denn da in ihm geltend? Keine andere, als der Strom patriotischer Elektrizität in der Luft, die er mit jedem Athemzug einsog. Vincenzo fühlte sich in sympathetischer Gemeinschaft mit jedem der Tausende seiner Mitbürger, welche die Straßen füllten, und in diesem Gefühl lebte er neu auf.

Er brachte einen großen Theil seiner Zeit außer dem Hause zu. Er liebte es, mit seiner Frau oder allein unter den Arkaden der Via Po auf und ab zu wandern und den politischen Gesprächen der Vorübergehenden oder den vor ihren Thüren stehenden Kaufleuten zu lauschen. Er blieb vor jedem Ladenfenster stehen, in welchem neue politische Carrikaturen, oder die neueste Karte von Italien, oder die Bilder der Männer des Tages ausgestellt waren, und betrachtete mit kindischem Entzücken diese Neuigkeiten. Alles und Jedes interessirt ihn. Das erste Mal, wo er den Grafen Cavour unter den Colonnaden der Piazza Castello begegnete und die Zeichen liebevoller Verehrung sah, die diesem großen Manne zu allen Zeiten gespendet wurden, hätte er vor Freude weinen können. Wenn eine Trommel gerührt wurde, oder Militärmusik erschallte, so lief er den Soldaten wie ein Schuljunge nach. Sah er die Rekruten auf dem freien Platze exerciren, so konnte er nie müde werden, ihnen zuzusehen, und er strengte seine Augen an, die Freiwilligen herauszuerkennen. Bei solchen physiognomischen Studien entdeckte Vincenzo eines Tages seinen deutschen Bekannten aus Nervi, und führte ihn, als das Exerciren vorüber war, im Triumph nach Hause.

Außer Wolfgang (der von diesem Tage an alle freien Stunden bei ihm zubrachte) und del Palmettos, die so oft kamen, als sie nur konnten, sahen Candia's wenig Gäste bei sich — dann und wann einige von Vincenzo's Univer=

sitätsfreunden, die er auf seinen Gängen getroffen hatte. Die Besuche der Marquise waren gewöhnlich sehr eilig. Sie hatte über ihre Zeit und Kräfte zu thun; außer der schriftlichen Propaganda, die sie mit allen Theilen Italiens führte, und welche die Zeitverhältnisse zu fabelhafter Größe angeschwellt hatten, war Signora del Palmetto die Seele politischer Gesellschaften aller Arten und Namen und der Centralpunkt, um den sich alle alten und neuen Emigranten vereinigten. Die Minister konnten nicht geschäftiger sein als sie. Ihr einziger Augenblick — wir dürfen nicht sagen freier Zeit, denn die hatte sie nicht, sondern geringerer Thätigkeit, war Abends, wenn sie vielleicht zwischen dem Empfange eines Telegramms und der darauf ertheilten Antwort Gelegenheit fand, im Kreis der vornehmen Gäste, die ihre Salons füllten, die Tagesneuigkeiten zu besprechen und Vermuthungen über die kommenden Ereignisse auszusprechen. Unter diesen waren Rosa und Vincenzo die unbekanntesten, aber nicht die am wenigsten willkommenen. Die Marquise ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, um ihre Freundschaft für die Signora Candia und ihre hohe Achtung vor Vincenzo's Talenten hervorzuheben. Ihre gute Meinung von dem jungen Manne, im Verein mit seiner Bescheidenheit und seinem richtigen Gefühl, gewannen ihm bald die Sympathie Aller, denen er in ihrem Hause begegnete.

Zu Ende der dritten Märzwoche kam Onofrio von Paris zurück. Die Candia's, welche durch die Marquise von der Zeit seiner Ankunft benachrichtigt waren, hatten sein Logis den Tag vorher verlassen und schon längst bestellte Zimmer im Hotel bezogen. Diese Anordnung gefiel Vincenzo's altem Freunde nicht, der darauf bestand, daß sie wieder zu ihm ziehen sollten, ein verlockender Vor-

schlag, dem sie jedoch in der Ueberzeugung widerstanden, daß zu einer solchen Epoche ein Mann von Onofrio's Stellung frei über sich und seine Zeit verfügen mußte. Sie sahen sich dagegen täglich und speisten zusammen, einen Tag in Candia's Hotel, den andern bei Onofrio. Dieser hatte von Paris einen Lebensmuth zurückgebracht, der ihn wieder jung und zum unterhaltendsten Gesellschafter machte. Er machte nicht den geringsten Versuch, die Ursache seiner gehobenen Stimmung diplomatisch zu verbergen — oder vielleicht bildete gerade seine Offenherzigkeit einen Theil seiner Diplomatik. Um etwas herbeizuführen, ist es oft nur nöthig, daß man es als gewiß und unvermeidlich hinstellt. Nach diesem Grundsatz hatte Graf Cavour, doch gewiß kein Neuling in der Diplomatie, die letzten zwei Jahre über gehandelt, indem er beständig versicherte, daß in Paris der Krieg gegen Oesterreich beschlossen worden sei.

Die vollkommene Harmonie zwischen Vincenzo und Rosa mußte einem so genauen Beobachter wie Vincenzo's Mentor augenblicklich auffallen. Er hielt seine Glückwünsche darüber nicht zurück. „Du hast,“ sagte er, „eine Bekehrung vollbracht, die Dir alle Ehre macht. Ich wünsche, Du sagtest mir, wie Du es angefangen, damit ich Dein Recept einigen meiner Freunde empfehlen könnte, die einer solchen Hilfe dringend bedürfen.“

„Es kam von selbst,“ entgegnete Vincenzo; „ich kann mir kein Verdienst dabei zuschreiben, es müßte denn ein Verdienst sein, daß ich lange und gefährlich krank war.“

„Das ist es wahrscheinlich gerade — die Frauen sind eigenthümliche Wesen, — da Deine Frau aber einmal eine vollständige Patriotin geworden, so wird sie wohl nichts mehr dagegen einzuwenden haben, wenn Du Deinem Vaterlande dienst?“

„Ich glaube kaum," sagte Vincenzo, „die Zeit wird es lehren."

„Aber die Zeit ist schon da, lieber Junge. Binnen wenigen Monaten werden wir Krieg haben, und Du wirst doch wohl nicht die Hände in den Schoos legen wollen, wenn jeder Italiener, der dieses Namens werth ist, für sein Vaterland kämpft?"

„Nein, gewiß nicht; aber wenn ich nicht eine Muskete tragen will, was ich nicht kann, so sehe ich nicht ein, was ich zur Kriegszeit nützen könnte."

„Indem Du Das giebst, was die Muskete regiert — Verstand, Verstand!" rief Onofrio.

„Nun, so viel ich davon habe, und mein Herz dazu, gehört jetzt und immer meinem Vaterland; nur wünsche ich mich nicht zu übereilen, wenigstens es nicht zu thun scheinen, und ich möchte gern warten, bis die Sache eine entscheidende Wendung nimmt."

Onofrio hielt Vincenzo's Unbereitwilligkeit, eine Stelle anzunehmen, für einen Mangel an Vertrauen in die Vollständigkeit und Dauerhaftigkeit der Bekehrung seiner Frau, einen Mangel an Vertrauen, den auch Onofrio theilte und der ihn bewogen hatte, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war. Er bestand jedoch für den Augenblick nicht darauf. Onofrio war nicht ganz im Irrthum. Vincenzo setzte bei seiner Frau keinen Widerspruch gegen die Annahme einer Stelle voraus; sie war allen seinen Wünschen zuvorgekommen, ja, hatte ihn in einem Maße verwöhnt, das selbst den Gedanken eines möglichen Widerspruchs von ihrer Seite ausschloß. Aber Vincenzo war nicht ganz sicher, ob nicht sein Wiedereintritt in den Dienst der Regierung ihr Schmerz verursachen würde und edelmüthig und liebevoll wie er war, wünschte er ihr jeden Kummer

zu ersparen, so lange es nicht unbedingte Nothwendigkeit war, denn wenn es zu einer Krisis kam, so hielt er es für absolute Pflicht, seinem Vaterlande zu dienen, soviel in seinen Kräften stand. Rosa hatte freilich, seit der Uebersiedelung nach Turin in politischer Hinsicht nur mit ihm übereinstimmende Ansichten und Gefühle geäußert. Aber konnte sie dies nicht aus Gefälligkeit gegen ihn thun? Dieser Zweifel war bei Jemand natürlich, der tiefwurzelnde Eindrücke von ihrer früheren Denkungsart und von der Zähigkeit, mit der sie daran festhielt, empfangen hatte. Und doch war sein Zweifel unbegründet. Rosa spielte keine Rolle. Sie hatte in gewissem Grade den Ansteckungsstoff in der sie umgebenden Luft eingesogen — die Urtheile der hochgestellten Personen, denen sie täglich bei der Marquise begegnete, waren nicht verloren gegangen — der Enthusiasmus der zahllosen jungen Leute der vornehmsten Familien Italiens, mit denen sie meistens bekannt war, der diese vermocht hatte, ihre fürstliche Heimath mit den kahlen Wänden einer Baracke zu vertauschen — alles Dieses hatte ein Echo in ihrer eigenen Brust geweckt. Rosa stand im Begriff, vollständig liberal zu werden. Als Tage und Wochen vergingen, hatte Vincenzo mehr als einen Grund, sich über sein weises Zögern zu freuen. — Die Kriegsaussichten schienen eher ab-, als zuzunehmen. Die europäischen Mächte, eine allgemeine Feuersbrunst fürchtend, suchten mit aller Gewalt den Krieg zu verhindern. Frankreich unterstützte, wenigstens anscheinend, diese Bestrebungen. Es kam ein Tag, an welchem selbst Cavour an dem so lange begehrten Ausgang zweifelte. Am 19. April erhielt er ein Telegramm von Paris — ein lakonisches Telegramm in befehlendem Tone — welches verlangte, daß er einfach die auf dem Congreß der euro-

päischen Mächte gestellten Bedingungen annehmen solle. Nun verlangten diese Bedingungen nichts anderes als die Entlassung der Freiwilligen und die Einstellung der Kriegsrüstungen. Es war ein schrecklicher Moment. Zum Glück hatten die Götter Die mit Blindheit geschlagen, die sie züchtigen wollten. Drei Tage später durchschritten zwei Officiere in weißen Uniformen, die Träger des österreichischen Ultimatums, die Straßen von Turin. Sein Inhalt ist zu bekannt, als daß er hier wiederholt werden müßte. Cavour athmete wieder frei und mit ihm vierundzwanzig Millionen Italiener.

Graf Buol's stolzer Befehl erreichte seine Bestimmung erst den 23. April, aber Oesterreichs rascher Entschluß war in officiellen Kreisen schon am 21. bekannt. Am Morgen dieses Tages empfing Vincenzo, als er mit seiner Frau beim Frühstück saß, ein paar eilige Zeilen, des Inhalts: „Alea jacta est (der Würfel ist gefallen) — die Zeit der Unentschiedenheit ist vorüber. Ich habe einen herrlichen Posten für Dich in Aussicht. Bereite Deine Frau vor. Alles Nähere mündlich, Onofrio." Vincenzo blieb in Gedanken versunken.

„Keine schlechten Nachrichten, hoffentlich," sagte Rosa.

„Ganz im Gegentheil — die Nachricht ist ausgezeichnet," erwiederte Vincenzo. „Der Krieg ist so gut wie erklärt."

„Desto besser," sagte Rosa. „Aber weshalb siehst Du dann so finster aus?"

„Ich fürchte, Dich zu betrüben, Liebste. Onofrio mahnt mich, mich zum Dienst des Vaterlandes vorzubereiten."

„Nicht als Soldat, nicht als Soldat," rief Rosa aufspringend und Vincenzo's Hände erfassend.

„Nein, nein, nicht als Soldat, Ach! ich bin nicht dazu geeignet," sagte Vincenzo. „Aber selbst wenn ich es wäre, möchte und dürfte ich Deinetwegen mein Leben nicht auf's Spiel setzen. Onofrio erwartet, daß ich meinem Vaterlande durch Annahme eines Civilpostens dienen werde, den er nicht nennt, Du begreifst, Rosa, daß in diesem Augenblick, wo der Sturm über Italien hereinbricht, keiner seiner Söhne, der dieses Namens werth sein will, sich ohne Schande seiner Pflicht entziehen kann."

„Ich würde, selbst wenn ich es könnte, Dich nicht Deiner Pflicht abwendig machen," sagte Rosa ruhig, „ich bitte, ich beschwöre Dich nur, Vincenzo, Dich keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen."

„Ich werde in keine Gefahr kommen" — entgegnete Vincenzo, „wahrscheinlich brauche ich nicht einmal Turin zu verlassen. Auf jeden Fall verspreche ich Dir feierlich, für mich soviel Sorge zu tragen, wie für Dich selbst, liebe Rosa."

Als später am Tage Onofrio die näheren Einzelheiten der flüchtigen Nachricht brachte und nicht ohne Furcht Vincenzo die Art der Anstellung erklärte, die er für ihn ausgesucht, so war der gute Herr sehr angenehm von der verständigen Ansicht überrascht, welche die Signora Candia darüber hatte. Rosa sprach, als ob sie es für ausgemacht angenommen habe, daß sich Vincenzo bei einem solchen Ereigniß nicht zurückziehen könne und würde, und obgleich sie den Kummer nicht verhehlte, den eine, wenn auch nur kurze, Trennung von ihrem Manne ihr bereitete (Vincenzo's Posten verlangte seine zeitweilige Abwesenheit von Turin), so erklärte sie doch, daß sie sich um des Vaterlandes willen auch darein ergeben würde. Onofrio nahm, ganz befriedigt von ihrem gesunden Verstand und ihrer ruhigen Fas-

fung, Abschied. Signora Candia unterwarf sich der Prüfung mit einem Gleichmuth, der ihr nie versagte. Was sie Onofrio gesagt hatte, wiederholte sie auch gegen die Marquise und alle Die, welche ihr, als die Ernennung ihres Mannes bekannt wurde, gratulirten oder condolirten. Sie prunkte nicht mit einem Heroismus, den sie nicht fühlte. Eben so wenig machte sie ein Geheimniß daraus, wie viel lieber es ihr gewesen wäre, wenn ihr Gatte von früh bis Abends in einer Expedition in Turin hätte arbeiten müssen, als daß er, selbst in einer so friedlichen Sendung, an die Grenze geschickt würde. Da es aber einmal so war, so unterwarf sie sich den Verhältnissen und stellte ihr Vertrauen auf Gott.

Der Posten, zu dem Vincenzo bestimmt war, hatte allerdings etwas Gefährliches, aber mehr dem Anschein nach, als in Wirklichkeit. Er sollte Sekretär bei der außerordentlichen Civil-Commission für die Provinzen Vercelli und Novara werden, die am siebenundzwanzigsten April durch ein königliches Dekret ernannt worden war. Diese beide offenen Grenzstädte — dieselben Namen tragend wie ihre Provinzen, — welche außerhalb der Vertheidigungslinie lagen, die der piemontesischen Armee durch die verhältnißmäßig kleine Truppenzahl aufgedrungen war, mußten unvermeidlich durch die Einnahme den Oesterreichern überlassen werden. Diese traurige Nothwendigkeit der Bevölkerung jener Distrikte zu erkären und sie so viel als möglich damit auszusöhnen, darüber zu wachen, daß dem Feind kein Vorwand zum Angriff gegeben würde, auf jede mit der Situation vereinbare Weise zu unterstützen, zu helfen und zu leiten, das war die Mission, mit der Vincenzo's neuer Vorgesetzter betraut worden war. Sie mußten noch an dem Tage der öffentlichen Ernennung an den Ort ihrer

Bestimmung abgehen. Es wurde verabredet, daß Rosa bis zu Vincenzo's Rückkehr bei der Marquise bleiben sollte, del Palmetto war bei seinem Regiment in Chivasso.

Vincenzo's Stellung war und konnte nur eine kurze sein. Die Oesterreicher gingen am neunundzwanzigsten April über den Ticino, waren am zweiten Mai in Novara und am fünften in Vercelli. So wie der Feind vorschritt, zog sich die Civil-Commission in die noch unbesetzten Punkte zurück, um so viel Gutes zu wirken, als ihnen in ihrer beschränkten Sphäre der Thätigkeit möglich war. Am zwanzigsten des Monats war sie in nächster Nähe der feindlichen Armee, eine stets schwierige, oft sogar gefährliche Stellung, die nicht selten große Entschiedenheit und Geistesgegenwart verlangte. An demselben Tage zogen sich die Oesterreicher in ihre Stellung zwischen dem Po und dem Sesia zurück — eine Bewegung, die den Weg nach Novara freimachte, das augenblicklich von Cialdini besetzt wurde, und etwas später auch den nach Vercelli. Die Commission blieb bis zu Ende des Monats in dem einen oder dem andern der beiden Orte. Dies ist Alles, was wir von Vincenzo's kurzer officieller Laufbahn erwähnen wollen — dies und die Thatsache, daß er Zeit und Lust genug fand, täglich an seine Frau zu schreiben. Was das Uebrige betrifft, so kennen wir ihn genau genug, um überzeugt zu sein, daß er seine Pflicht vollständig that, und wir haben Grund zu glauben, daß sein zeitweiliger Vorgesetzter derselben Ansicht war.

Vincenzo erwarteten bei seiner Rückkehr nach Turin die beiden Belohnungen, die er am höchsten schätzte, ein sehr zärtliches — ja entschieden enthusiastisches Willkommen — von Seiten seiner Frau und der wärmste Empfang von Seiten Onofrio's. Die Blicke und Worte von Freund

und Gattin verriethen, wie stolz sie auf ihn waren, beide weissagten ihm ein neues Feld der Ehre und Thätigkeit. Eine solche Sprache in Rosa's Munde verrieth eine neue und glückliche Phase des Gefühls, die ihr Mann mit Entzücken begrüßte. Der eben verflossene Monat hatte Rosa die verschiedenartigsten Eindrücke gebracht, Eindrücke, die ihren patriotischen Eifer zu dem höchsten Grad von Hitze gebracht hatten, deren ihre Natur fähig war. Rosa war auch nur von Fleisch und Blut, sie liebte das Land ihrer Geburt nach ihrer Art auch; liebte es wahrscheinlich mehr, als sie selbst wußte und das Gebahren der Oesterreicher darin zu sehen, brachte sie in einen solchen Aufruhr von Schmerz und Leidenschaft, daß sie ganz vergaß, daß sie ja auch Christen waren (einer ihrer berühmten Gründe gegen den Krieg anno 1848), und in ihnen nur Eindringlinge und Feinde ihres Vaterlandes sah. Die wahnsinnigen Ausrufe, Thränen und Gebete, mit denen der König und die Armee, als sie sich in's Lager begaben, von der ganzen Stadt begleitet wurden, die schrecklichen Tage der Erwartung, die darauf folgten, die wahnsinnige Aufregung von des Kaisers Ankunft in Alexandrien, die berauschenden Siege von Montebello und Palestro — Rosa hatte dies Alles gesehen und empfunden und die edle Rührung zitterte noch in ihr nach, die von solchen unbeschreiblichen Scenen und Eindrücken unzertrennlich ist. Daher ihr neugeborener Stolz auf ihren Gatten und die Aufgabe, die er erfüllt; daher ihr Eifer, daß er von Neuem angestellt werden möchte.

In dieser Hinsicht wurde sie bald befriedigt. Am dritten Tage nach seiner Ankunft empfing Vincenzo eine eilige Notiz von der Marquise, die ihn benachrichtigte, daß sie eben den Grafen Cavour gesehen und er den Wunsch

ausgedrückt habe, den Signor Candia persönlich kennen zu lernen und daß er ihn zu der und der Stunde empfangen wolle. Signora Candia klatschte vor Entzücken in die Hände.

„Ich hoffe nur," sagte sie, sich plötzlich mäßigend, „daß er Dich nicht wieder von hier fortschicken wird."

„Hoffentlich nicht," erwiederte Vincenzo, „aber ich wüßte nicht, wie ich das Fortgehen abschlagen könnte."

„Könntest Du ihm nicht offen sagen," drängte Rosa, „daß Du eine Beschäftigung in Turin vorzögest?"

„Gewiß, sobald ich nur einen guten Grund dazu hätte."

Rosa wurde dunkelroth und sagte: „Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich einen guten Grund habe, Dein Fortgehen nicht zu wünschen."

Und dieser Grund war allem Anschein nach so geheimnißvoller Natur, daß er nicht lauter gesagt werden konnte, sie flüsterte ihm denselben in's Ohr. Was es auch sein mochte, ein Freudenschreck fuhr Vincenzo durch alle Glieder, er drückte sie an sein Herz und rief voll Wärme aus: „Gott segne Dich, mein Liebling! Nun fehlt mir nichts mehr zu meinem Glück. Ich werde mein Möglichstes thun, daß ich nicht fortgeschickt werde — wenigstens nicht auf lange."

„Er blieb in Turin. Graf Cavour sagte nach wenigen freundlichen Worten: „Ich höre, daß Sie mehrere Sprachen verstehen. Ich brauche Jemand, der alle Morgen alle in dieser Liste verzeichneten fremden Zeitungen für mich liest, mir alle die Stellen anzeigt, die unserer Sache schaden könnten und denjenigen widerspricht oder widerlegt, die ich angeben werde. Können Sie das thun?"

„Ich denke, daß ich es kann," antwortete Vincenzo.

„Sehr gut. Können Sie aber auch gelegentliche Aufsätze oder Serien von Aufsätzen schreiben, deren Inhalt ich Ihnen angeben werde, und zwar so kurz als möglich und in klarem, verständlichem Styl?"

„Ich werde mein Möglichstes thun," sagte Vincenzo.

„Recht so. Seien Sie morgen früh um sechs Uhr hier und fragen Sie nach Signor Pietro. Signor Pietro wird Sie in ein Zimmer führen, wo sie alle Zeitungen bereit liegend finden. So bald Sie mit der Durchsicht fertig sind, bringen Sie sie mir. Sie brauchen nur an die kleine, ihrem Studirzimmer gegenüberliegende Thür zu klopfen, um mich zu finden. Treten Sie ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Guten Tag."

Vincenzo befolgte am andern Morgen genau diese Weisung und stand von diesem Augenblick an in täglicher Verbindung mit dem Manne, den nur flüchtig auf der Straße zu sehen, schon sein Herz mit Freude erfüllt hatte, mit dem Manne, auf den er seit Jahren sein Vertrauen, seinen Stolz, seinen Ehrgeiz gesetzt hatte. Dies war es, was seiner jetzigen Beschäftigung den größten Reiz verlieh. Auf der andern Seite entsprach die Aufgabe auch ganz besonders seiner Neigung und seinem Talent, die einzige Schattenseite war nur die oft unvermeidliche Eile und demnach Flüchtigkeit der Befehle, die er empfing. Vincenzo blieb viel zu errathen übrig, er hatte aber das Glück, gut zu errathen und so zu befriedigen.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß seine Auszüge und Wiederlegungen friedlicher, fremder Artikel, eben so wie seine Aufsätze über verschiedene Dinge in der officiellen Zeitung oder den halbofficiellen Journalen erschienen.

Unterdeß schien der Krieg günstig für die verbünde-

ten Mächte zu verlaufen, der Sieg bei Magenta hatte den Weg nach Mailand geebnet, der Sieg bei Solferino führte sie unter die Mauern Peschiera's. Aller Augen wendeten sich nun der Festung zu. Venedig streckte von der andern Seite derselben den Befreiern schon seine gefesselten Arme entgegen. Noch eine tapfere Anstrengung und Italien war von den Alpen bis zum adriatischen Meere frei, das große Programm von Mailand eine vollendete Thatsache. Der Frieden von Villafranca verlöschte diese stolzen Aussichten. Die plötzlich in die Finsterniß gestoßene Nation taumelte wie Trunkene, Cavour fühlte, daß er im Wege sei und legte sein Amt nieder. Vincenzo hätte sich auch gern in's Privatleben zurückgezogen, aber der große Minister sagte zu ihm: „Jetzt, wo uns das Schwert fehlt, müssen wir uns umsomehr an die Feder halten, die einzige Waffe, die uns noch geblieben. Sie haben die Stellung, die ich für Sie geschaffen, zu gut ausgefüllt, als daß Sie sie nicht behalten müßten. Ich werde Sie meinem Nachfolger empfehlen und — nun, vielleicht begegnen wir uns eines Tages wieder.“ Vincenzo gehorchte und fuhr fort, seine Pflicht treu, ernst und gewissenhaft zu erfüllen; aber sein Herz war nicht länger dabei. Rosa theilte seine Niedergeschlagenheit und tröstete und beruhigte ihn als treue Frau.

Nach und nach hob sich jedoch der gesunkene Muth der Nation wieder, alle Hände vereinigten sich zur Hilfe und durch Einigkeit, Industrie nnd Beharrlichkeit wurde das Schiff, welches das Schicksal Italiens trug und für einen Augenblick gestrandet war, wieder flott gemacht. Freilich vermißte die Mannschaft den erprobten Steuermann, in den sie alles Vertrauen gesetzt hatte, aber sie wußte, daß er auf demselben Fahrzeug war und daß sein

klarer Kopf und starker Arm zur Zeit der Noth für dessen Sicherheit einstehen würde. Das Vertrauen lebte wieder auf und wurde durch die nachfolgenden Ereignisse gerechtfertigt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, bei der Thatsache zu verweilen, oder sie auch nur zu berühren, die sich zwischen Cavour's Abtretung und der Wiederannahme seiner Stellung ereigneten, und die noch in Jedermanns Gedächtniß leben müssen. Wir nehmen daher den Faden unsrer einfachern Erzählung wieder auf.

Wir deuteten unlängst an, daß die Zukunft eine noch größere Freude für Vincenzo in Bereitschaft hielte, wir können jetzt hinzufügen, daß sich seine Erwartungen im November erfüllten. Rosa beschenkte ihn mit dem reizendsten kleinen Wesen, das je die Augen zärtlicher Eltern beglückt hat und das Rosa getauft wurde. Vincenzo bestand auf diesen Namen, als dem einzigen, der dem zarten rosigen Elfchen zukäme. Die Marquise del Palmetto und Onofrio hoben das Kind aus der Taufe. Ich überlasse es dem Leser, sich die freudige, herzliche Aufregung zu denken, die von einem solchen Ereigniß unzertrennlich ist, Vincenzo hatte sich noch nicht lange seiner väterlichen Würde erfreut, als ihm und seinem gesammten Vaterland ein anderes Glück widerfuhr. Am siebzehnten Januar 1860 nahm Graf Cavour die Zügel der Regierung wieder in die Hand und der Vincenzo so kostbare tägliche Verkehr mit dem großen Manne, war wieder sein tägliches Vorrecht. Cavour war in gehobenster Stimmung, weniger durch die Zeit gedrängt, viel mittheilsamer und geneigter, den jungen Mann in sein Vertrauen zu ziehen, als er früher Muße oder Neigung gehabt, während der Zeit ihrer ersten Beziehungen. Vincenzo's Sphäre der Thätig-

keit wuchs im Verhältniß mit dem Vertrauen, das er einflößte, und mehr als ein officielles Schriftstück, eifersüchtig vor allen profanen Augen behütet, kam ihm unter die Hände, zu Zwecken, die hier auseinander zu setzen zu zeitraubend wäre. Die drei Monate nach Cavour's Wiederantritt vergingen Vincenzo wie ein seliger Augenblick. Sie waren die reichsten und glücklichsten seines Lebens.

Alles Sehnen seiner Natur, alle Ansprüche seines Geistes und Herzens, waren zu gleicher Zeit befriedigt. Erstens hatte er gerade Arbeit genug und von der Art, die ihm am liebsten war, um die Stunden der Muße in seiner Häuslichkeit noch höher zu schätzen, dann hatte er das Bewußtsein, sich nützlich zu machen und die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn, auf einen Sitz im Parlament, sobald er das erforderliche Alter erreicht haben würde; er sah, daß sein Vaterland, trotz Wind und Fluth, langsam aber sicher einer besseren Zukunft entgegensteuerte, und um Alles zu krönen, war er glücklich in der Liebe seines Weibes und der Freude über sein Kind. Seine Gesundheit war, ohne gerade kräftig zu sein, doch gut genug. Ja, wenn eine der freundlichen Feen, deren Beschäftigung es in alten Zeiten war, die armen Sterblichen mit ihren Gaben zu beglücken, ihm erschienen wäre und befohlen hätte, einen Wunsch auszusprechen, Vincenzo würde kaum gewußt haben, was er sich wünschen solle.

Dreizehntes Kapitel.

Vincenzo's Barke scheitert an verborgenen Klippen.

Vincenzo's glücklicher Genuß der Gegenwart und heiteres Vertrauen auf die Zukunft erlitten einen plötzlichen Stoß.

Zu Anfang der zweiten Aprilwoche war Rosa nach Rumelli gegangen, wie sie sagte, auf drei Tage. Sie hatte in letzter Zeit sehr häufig Ausflüge dahin unternommen. Das Grabmal ihres Vaters, das während ihres Aufenthalts in Turin ihre Zeit und Gedanken sehr in Anspruch genommen hatte, war nun vollendet und sie wünschte natürlich, die Errichtung desselben auf dem Dorfkirchhof selbst zu überwachen. Dies war nicht die Sache eines Tages oder einer Stunde und ihre Sorge, daß dieses Zeichen hrer kindlichen Liebe auch ganz nach ihrem Sinn vollendet würde, ließ sie dann und wann eine kurze Zeit ohne Vincenzo im Palast bleiben, natürlich mit ihrem Kinde, daß sie selbst nährte. Rosa war also nur auf drei Tage nach Rumelli gegangen und Vincenzo war nicht wenig erstaunt, ja erschrocken, als an dem zur Rückkehr bestimmten Tage statt ihrer ein Brief kam. Ehe wir den Inhalt des Briefes berichten, müssen wir einigen Thatsachen erwähnen, die zu seinem Verständniß nöthig sind.

Jeder leidlich unterrichtete Leser wird sich erinnern, daß Frankreich, nicht lange nachdem es ein Armeecorps nach Piemont geschickt hatte, eine weniger beträchtliche Streitmacht unter dem Commando des Prinzen Napoleon nach Toscana warf. Die unmittelbare Folge dieser Bewegung war, daß die Oesterreicher die Romagna verließen, die sie seit Jahren militärisch besetzt gehalten. Die Bewohner der

Romagna, sich selbst überlassen, säumten nicht, die Herrschaft des Papstes abzuwerfen und ihren Anschluß an Piemont zu erklären. Dies war die Veranlassung zu der römischen Frage. Hatten die päpstlichen Unterthanen der Romagna das Recht, über sich selbst nach ihrer Willkür zu verfügen? ein Recht, das mit Erfolg von den Griechen und Belgiern, der Franzosen gar nicht zu gedenken, ausgeübt worden war? Oder waren sie eine Art servi glebae (an die Scholle gebundene Leibeigene) des Katholicismus? Mit anderen Worten, war die weltliche Macht, (die geistige bestritt Niemand) — war die weltliche Macht des Papstes den Zufällen unterworfen, die der endlichen Natur aller irdischen Dinge eigen ist, oder war es eine Macht eigener Art, unverletzlich, unwandelbar, eben so gut wie die freie Ausübung der geistigen Macht des Papstes?

Die Meinungen über diesen Punkt waren und sind noch getheilt. Rosa hatte während der letzten Monate den Gegenstand viel besprechen hören und wie stark auch ihre Sympathieen sie auf die Seite des Papstes trieben, so hatte sie sich dies doch nicht merken lassen. Signora Candia hatte beschlossen, daß keine abweichende Ansicht über diese oder eine andere Tagesfrage, ihr häusliches Glück beeinträchtigen sollte. Zum Unglück nahmen die Dinge eine Wendung, daß sie ein längeres Festhalten der äußeren Neutralität nicht mehr für gerechtfertigt hielt und es kam ein Augenblick, wo ihr keine andere Wahl blieb, als offen nach ihrer innern Ueberzeug zu handeln, wenn sie nicht, wie sie glaubte, ihre eigene Seele gefährden wollte.

Wir sagten, daß die Bewohner der Romagna ihren Anschluß an Piemont erklärt hatten. Die Deputation, die beauftragt worden war, die Wünsche dieser Provinzen dem König Victor Emmanuel vorzutragen, wurde mit freund-

schaftlichen Worten der Sympathie, der Aufmunterung, der Hoffnung auf die Zukunft, aber nicht mit bestimmten Zugeständnissen aufgenommen. Diplomatische Hindernisse standen einer förmlichen Annahme im Wege. Dies geschah im September 1859. Im März 1860 waren diese Schwierigkeiten überwunden und die ernstlich gewünschte Einverleibung der Romagna mit Piemont wurde officiell verkündet. Darauf erließ Rom eine Bulle zur Excommunication aller Derer, die entweder als Oberhäupter, widerrechtliche Besitznehmer oder Mitschuldige, auf irgend eine Weise, direkt oder indirekt zur Beraubung des päpstlichen Stuhles beigetragen hatten.

Mit dieser Bulle bewaffnet, von der er, mit zuerst, eine Abschrift bekommen hatte, trat Don Pio vor die Signora Candia und mahnte sie, ihre Pflicht zu thun. Sie mußte entweder augenblicklich ihren Gatten anderen Sinnes machen, oder allen Verkehr mit einem Excommunicirten aufgeben. Don Pio war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun. Rosa lehnte sich gegen diesen schrecklichen Ausspruch auf. Die Zeiten waren vorüber, wo Don Pio nur zu befehlen brauchte, um Gehorsam zu erlangen. Andere Gefühle, andere Einflüsse hielten seiner Autorität das Gegengewicht. Rosa liebte ihren Mann so sehr wie sie überhaupt lieben konnte — er war der Vater ihres Kindes, war der Mann, den sie auf der Welt am höchsten achtete. Auf der andern Seite hatte das unfehlbare Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter Christi auf Erden gesprochen und ohne unbedingte Unterwerfung, setzte sie ihre ewige Seligkeit auf's Spiel.

Die Signora Candia hatte, als sie nach Turin zog, sich dort einen Beichtvater wählen müssen, und ihre Wahl war zum Glück auf einen sehr würdigen alten Geistlichen

gefallen. Sie beichtete ihm ihre Seelenangst und appellirte gegen Don Pio's harten Ausspruch an sein Urtheil. Des alten Priesters Ansichten von ihrer Pflicht unter diesen Verhältnissen, waren viel weniger unbedingt und viel menschlicher, als die des jüngeren Mannes. Dem Unheil aus dem Wege zu gehen, so daß sie kein Aergerniß gäbe oder empfinge, dies zu thun und zu beten, unaufhörlich für ihren Gatten und die leidende Kirche zu beten, das war die ganze Anweisung, die sie empfing.

So schieb sie denn, innerlicher viel beruhigter, aber doch mit traurigen Herzen, folgenden Brief an ihren Mann: —

„Mein rlieber Vincenzo. — Es fehlt uns nichts, meine Gesundheit ist ausgezeichnet und Gott sei Dank, auch die unseres Lieblings. Ich beginne mit dieser fröhlichen Nachricht, lieber Mann, um gleich die Unruhe über uns zu zerstreuen, die Du gewiß empfinden wirst, wenn statt unsrer heute dieser Brief kommt. Ja, mein lieber Vincenzo, ich muß Dir Schmerz zufügen, es ist nicht zu vermeiden und doch ist Gott, der in meinem Herzen liest, Zeuge, daß ich gern mein Leben hingeben würde, um Dich glücklich zu machen. Aber es giebt Interessen, die theurer sind, als das Leben und die ich selbst Deinetwegen nicht aufopfern darf. Es giebt — aber wozu die ganze Vorrede, bei der Du Dir vielleicht noch Schlimmeres denkst, als ich zu sagen habe: Was ich zu sagen habe, ist, daß ich jetzt, ja in der nächsten Zukunft nicht nach Turin zurückkehren kann. Ich dachte nicht, daß es so hart wäre, diese einfachen Worte zu schreiben. Meine Hand zittert vor Aufregung! . . . .“

„Nun zu dem Grunde, der mich zu diesem Entschluß zwingt. Ich hätte ihn Dir verbergen können, ich hätte

unser Verweilen auf dem Lande mit der Pflege des Kindes oder dem Durchbrechen der Zähne entschuldigen können — zwei stehen schon ziemlich da — armes kleines Ding! — oder mit dem nahenden Frühling, aber ich will, ich kann nicht unaufrichtig sein. Ich will, ich kann Dein Vertrauen nicht mit Falschheit belohnen. Nein, Du sollst in meinem Herzen lesen, wie in einem offenen Buche. Nun, der Grund, weshalb ich jetzt nicht zurückkehren kann, ist — ich weiß kaum, wie ich fortfahren soll. Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, lieber Vincenzo, einzugestehen, daß ich von ganzem Herzen versucht habe, in Deine Ideen einzugehen und Deinen Wünschen zu begegnen. Ich habe mich selbst gelehrt, zu glauben, was Du glaubst, zu lieben, was Du liebst, und der Versuch ist mir so weit gelungen, daß Du mit mir zufrieden gewesen bist. Ich habe den Krieg gebilligt; ich habe es gern gesehen, daß Du eine Stelle bei der Regierung annahmst, ich bin glücklich über Deinen Erfolg und stolz darauf gewesen und meine herzlichsten Wünsche waren und sind jetzt noch für die Größe und das Gedeihen unseres Vaterlandes. So weit bin ich Dir gefolgt. O, Vincenzo, warum muß es einen Punkt geben, bis zu dem ich Dir nicht folgen kann? Du eräthst, worauf ich hinziele — auf eine der Folgen des letzten Feldzuges, auf die ich ganz unvorbereit war — ich meine die beklagenswerthe Einverleibung eines Theils der päpstlichen Staaten in Piemont.

„Und doch hätte ich selbst eine solche Thatsache schweigend getragen ohne die feierliche Verdammniß Sr. Heiligkeit, die das Schweigen zur Sünde macht. Ja, Schweigen heißt jetzt in gewissen Maßen begünstigen, und Das begünstigen, was der heilige Vater verdammt, ist Todsünde. Du wirst daher begreifen, daß, wenn ich jetzt zu Dir zurückkehrte,

meine Lage eine sehr mißliche, ja, eine vollständig unglückliche sein würde. Da fast alle Deine Freunde — del Palmetto, Signor Onofrio ꝛc. — für die Einverleibung sind und Du selbst es bist, so hätte ich keine Wahl, als entweder still zu schweigen und so mein Gewissen mit dem Anschein der Begünstigung zu belasten, oder jeden Augenblick zu widersprechen, und so Jedermann ein Last zu werden und, was schlimmer wäre, Dir zu mißfallen.

„Ich weiß, was Du darauf erwiedern wirst — Du wirst sagen, komm, und Du sollst keine solche Alternative ergreifen müssen. Ich werde Sorge tragen, daß die streitige Frage in Deiner Gegenwart nicht einmal berührt wird.

„Ja, aber um welchen Preis? Um den Preis aller Deiner Freundschaften, aller freien Mittheilung in Deiner Häuslichkeit. Ich würde mich selbst hassen und verachten, könnte ich nur einen Augenblick den Gedanken hegen, Dich Deinen Freunden zu entfremden, oder Dir und ihnen eine unaufhörliche Zurückhaltung aufzuerlegen. Nein, mein lieber Vincenzo, es giebt nur einen vernünftigen Weg, der Schwierigkeit zu begegnen, eine zeitweilige Trennung.

„Und nun laß mich Dich bitten, theuerster Mann, daß Du keinen Versuch machst, meinen Entschluß zu bekämpfen, oder die Gründe zu schwächen, auf denen er beruht. Ich weiß, Du hast gegen meine Ansicht dieser Frage viel dringende Gründe vorzubringen, viel angesehene Autoritäten anzuführen; ich weiß, Du machst einen Unterschied zwischen dem Papste als Oberhaupte der Kirche, und dem Papste als weltlichem Herrscher — zwischen der geistlichen und weltlichen Macht: Alles Dieses habe ich schon unendlich oft gehört, ohne in meiner Ueberzeugung erschüttert worden zu sein. Ich vermuthe (ich sage dies

aus wahrer Demuth), daß ich viel zu unwissend bin, um die volle Kraft gewisser Argumente zu begreifen. Es ist ewig Schade, daß ein so kluger, gelehrter Mann wie Du sein Loos mit dem einer Frau vereinigt hat, die so wenig Verstand besitzt wie ich; aber Du wirst mir das Zeugniß geben müssen, daß ich wenigstens nie versucht habe, Dir meine Mängel zu verbergen. Wie ich jetzt mit fünfundzwanzig Jahren bin, so war ich und zeigte ich mich als vierzehnjähriges Mädchen. Für mich ist der heilige Vater stets der Stellvertreter Christi auf Erden gewesen und wird es stets bleiben, und was der heilige Vater befiehlt, ist für mich so bindend, als wenn es der Allmächtige selbst befohlen hätte. Ich bin in diesem Glauben erzogen, er ist mit mir verwachsen, ich kann es nicht ändern und würde es auch nicht wollen, wenn ich es könnte. Du siehst also, daß Dein Widerspruch nichts Gutes, sondern nur Unheil stiften könnte. Um alle möglichen Fälle zu setzen — selbst wenn der Zauber Deiner Stimme auf eine Zeit lang Das zum Schweigen bringen könnte, was Du für Scrupel hältst, so kenne ich mich selbst genug, um überzeugt zu sein, daß die tiefgewurzelte Denkungsart und die alten Ideenverbindungen bald ihre Kraft wieder gewonnen, daß der innere Kampf oder Sturm nur heftiger beginnen und mich ganz unglücklich machen würde. Nun willst Du doch aber Deine Rosa nicht unglücklich machen, nicht wahr? Ich verlasse mich daher auf Deine Großmuth, daß Du, selbst nicht durch Beweisgründe, versuchen wirst, meinen Entschluß zu ändern.

„Selbst bei allem meinem Kummer muß ich mich noch glücklich schätzen, daß ich Dir keine traurige Botschaft zu schicken, keine traurige Pflicht zu erfüllen habe, als eine, die meine Kräfte nicht übersteigt. Wie, wenn ich nun,

was ich einen Augenblick lang zu fürchten Ursache hatte, wie, wenn ich allen Verkehr mit Dir hätte abbrechen müssen, falls Du nicht . . . . ich schaudere, wenn ich nur daran denke, wie es hätte sein können, und ich danke Gott ewig und demüthig, daß mir diese Prüfung erspart worden ist.

„Ja, mein lieber Vincenzo, ich bin zum Glück ermächtigt, Dir die Freiheit, nach dem eigenen Gewissen zu handeln, die ich für mich beanspruche, auch zu lassen. Ich habe keine äußere Veränderung in Deinem Leben zu verlangen, zu erflehen oder (ich gehe vielleicht zu weit, aber Gott, der mir in's Herz sieht, wird mir verzeihen) zu wünschen. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß regelmäßige Arbeit gewisser Art für Dein Wohlbefinden unbedingt nothwendig ist. Fahre daher in Deiner jetzigen Aufgabe fort, fahre fort, Deinem Vaterland zu dienen, um Dir und Denen, die Du liebst, Ehre zu machen. Ich würde das nicht gesagt haben, wenn ich nicht wüßte, wie großmüthig und selbstvergessen Du bist und ich möchte Dich vor Dir selbst warnen.

„Und nun lebe wohl, mein lieber, mein einziger Vincenzo. Ich brauche Dich nicht zu bitten, so oft zu schreiben, so oft zu uns zu kommen, als es Dir möglich ist. Ich weiß, daß Du beides ohne Erinnerung thun wirst. Ich selbst werde Dir ein Tagebuch halten, das Dir von Deinen beiden Rosa's erzählt. Nun habe ich blos noch Deine Verzeihung für den Schmerz zu erflehen, den ich Dir mache . . . . es thut mir so sehr leid — so sehr — aber ich kann es nicht ändern. Es ist ja aber bei alledem nur eine zeitweilige Trennung. Es kann zwischen dem Könige und Sr. Heiligkeit nicht so bleiben — irgend eine Uebereinkunft muß in nicht zu ferner Zeit geschlossen werden

— ich hoffe es wenigstens, Du nicht auch? Adieu! Wie traurig, das es so gekommen ist. Wir waren so glücklich zusammen — aber ich darf nicht murren. Gott segne Dich, mein theurer Mann, glaube mir, daß ich immer bin

Deine Dich liebende Rosa."

P. S. „Die kleine Rosa hat hier, wo das Zeichen ist, das Papier geküßt und ich auch. Nochmals lebe wohl!"

Vincenzo war so wenig auf diese unglückliche Botschaft vorbereitet, wie der Schiffer, den sein Schiff über Nacht in einen ruhigen Hafen getragen hat, darauf vorbereitet ist, am Morgen auf stürmischer See zu erwachen. Während der letzten zehn Monate war ihm nicht die entfernteste Idee in den Sinn gekommen, daß das halbvergessene Gespenst, welches so lange seine Ehe gestört, wieder auferstehen und zwischen ihm und seine Frau treten könne! Vincenzo war ganz überwältigt. Er legte den Kopf auf den Schreibtisch, drückte die Hände auf die Schläfen und versuchte seine Gedanken zu sammeln.

Jetzt nahm er den Brief auf und überlas ihn nochmals. Einige Stellen, die er zuerst nur flüchtig bemerkt hatte, rührten ihn jetzt tief. Die Spuren von Thränen auf dem Papier, die er zuerst übersehen, suchte er jetzt ängstlich auf und sie bewegten sein Herz. Mit dem Strom der Empfindung brach auch die Unruhe hervor. Gott allein mochte wissen, dachte Vincenzo, um welchen Preis sie diesen Schein von Fassung erkauft, um seine Gefühle zu schonen. Aber ihn konnte ihre Großmuth nicht täuschen, ihn nicht, er hegte die moralische Ueberzeugung, daß sie wahnsinnig vor Kummer, daß ihr Herz gebrochen, sie wahrscheinlich krank sei . . . . Wir wissen von Alters-her,

wie gereizt Vincenzo's Phantasie war, die im Allgemeinen nicht leicht aufzuregen, bei jedem mit Rosa und ihrem Vater in Verbindung stehenden Gegenstande dagegen mit ihm durchzugehen bereit war.

Er fuhr sogleich nach dem Bahnhofe und war in einer halben Stunde auf dem Wege nach Rumelli — nicht um den Entschluß seiner Frau zu besiegen, nicht, um mit ihr zu streiten, sondern nur, um sie zu beruhigen und zu trösten. Gegen die herrschsüchtige, befehlende trotzige Rosa hätte er zu kämpfen das Herz gehabt, der zärtlichen, unterwürfigen, unglücklichen Rosa gegenüber fühlte er sich vollständig entwaffnet. Ja, wenn es für ihren Frieden unerläßlich war, so wollte er ihre alle seine Pläne von Nützlichkeit, seine Aussichten auf weltliche Beförderung zum Opfer bringen — ja, um ihres Friedens willen, würde er selbst davor nicht zurückschrecken . . . . aber Cavour. Wie sollte er seine Abtrünnigkeit Cavour gegenüber rechtfertigen? Und doch mußte er sie verantworten, denn was sollte dieser sonst von ihm denken? Die Locomotive an der Spitze des Zuges arbeitete nicht härter als Vincenzo's armes Gehirn, sobald einmal dieser Gedanke in ihm auftauchte. Er kam in einem Zustande fieberhafter Aufregung im Palaste an.

Rosa war nicht überrascht; sie hatte an die Möglichkeit — ja, Wahrscheinlichkeit — seines Kummers gedacht und sich darauf vorbereitet. Wir haben es aus Rosa's Briefe gesehen, daß Das, was sie am meisten fürchtete und am liebsten vermieden hätte, war, daß Vincenzo in einem Anfalle von Großmuth seine Stelle niederlegen würde, und die gesunde Vernunft sagte ihr, daß, je ruhiger und heiterer sie ihm erschiene, um so weniger Aussicht sei, daß er diesen Schritt thun würde. Sie gelangte jedoch nicht

ohne harten Kampf mit ihren Gefühlen dahin, den Empfang ihres Gatten in den Grenzen zärtlicher Herzlichkeit zu halten, an die sie ihn in letzter Zeit gewöhnt hatte. Sie sagte, sie habe ihn erwartet und sei froh, daß er gekommen, damit sie diese augenblicklichen Hindernisse mit einander besprechen könnten, denn es sei doch nichts so gut als ein richtiges Gespräch, um eine Sache im wahren Lichte zu sehen. Briefe genügten in solchen Fällen nie, sie sagten stets zu viel oder zu wenig. Sie fürchtete, der ihrige habe ihn beunruhigt, nicht wahr?

Rosa's angenommener Gleichmuth hatte den erwünschten Erfolg. Sie zu sehen, sie in dieser leichten Art sprechen zu hören, Trost und Beruhigung von ihr zu empfangen, anstatt daß er sie trösten mußte — mit einem Worte, sie so ganz verschieden von Dem zu sehen, wie er sie sich ausgemalt hatte, — bewirkte bei Vincenzo einen Niederschlag der Gefühle, der ihn augenblicklich entnüchterte. Als die Trugbilder, in welche er die nackte Wahrheit gekleidet, verschwanden, und sie so allein vor ihm stand, verlor sie durch den Contrast selbst noch etwas von ihrer eigentlichen Größe.

Es wurde daher Rosa nicht schwer, ihn zu ihren Ansichten zu bekehren, zu den in ihrem Briefe ausgesprochenen Ansichten. Nur die Gegenwart im Auge behaltend, ohne der Zukunft vorzugreifen, waren sie unter diesen Verhältnissen wirklich die einzig vernünftigen, und als Vincenzo einmal über seine Frau beruhigt, als er überzeugt war, daß die kurze Prüfung nicht über ihre Kräfte ginge, so mußte er anerkennen, wie gesund diese Ansichten waren. Kurz, Signora Candia hatte den Trost, ihren Gatten zu seinem Beruf zwar traurig — wie hätte es anders sein können, — aber doch leidlich ruhigen Gemüthes

zurückkehren zu sehen und herzlich dankbar dafür, daß ihm der Kampf zwischen seiner Pflicht gegen sie und der gegen seinen verehrten Vorgesetzten erspart blieb.

So schwer auch Anfangs die Einsamkeit seiner Wohnung in Turin auf ihm lag, so kämpfte Vincenzo doch muthig gegen die Verzweiflung an und dabei kam ihm die Aufregung über die Ereignisse zu Hilfe, die mit der Landung Garibaldi's in Marsala anfingen, und mit der Proclamation des Königreichs von Italien aufhörten. Das Schwerterklingen schloß die Arbeit der Feder nicht aus, und die Vincenzo's hatte bei Tag und Nacht keine Ruhe. Womit er aber auch beschäftigt und wie dringend es sein mochte, stets erschien vor ihm auf dem Papiere das Bild seiner Frau und seines Kindes in ihrer Verlassenheit. Das Wiedersehen seiner Lieben, die er regelmäßig Sonntags besuchte, hatte gewöhnlich zur Folge, daß er sehr niedergeschlagen nach der Stadt zurückkehrte. Dies waren jedoch nur vorübergehende Eindrücke. Vincenzo wurde zu sehr von dem Strom der Ereignisse fortgetragen, war viel zu sehr beschäftigt, um sich lange melancholischen Betrachtungen hingeben zu können.

Aber als im Laufe der Zeit Arbeit und Aufregung geringer wurden, und das zurückgedrängte Gefühl sich wieder geltend machen konnte, als Vincenzo die Länge der Zeit maß, die seit Rosa's Abreise verstrichen war, die Aussicht ihrer Rückkehr überdachte und sie zugleich mit der Aussicht auf eine Vereinigung mit Rom täglich weiter in eine unbestimmte Zukunft hinausgerückt sah, da krankte Vincenzo's Herz an unerfüllten Hoffnungen, und böse Ahnungen quälten ihn. Welches Ende dies nahm, wird Vincenzo selbst im nächsten Kapitel erzählen.

Vierzehntes Kapitel.

Gestrandet.

An Signor Onofrio in Neapel.

Rumelli, Juni 1861.

Mein lieber Freund! — Ich habe um meine Entlassung gebeten und sie nach einigen Schwierigkeiten erhalten, und hier bin ich wieder auf dem Flecke, von dem ich ausging. Wie ein unheilvolles Schiff, das immer wieder von conträren Winden zurückgetrieben wird, kehre ich leck in den Hafen zurück, um dort liegen zu bleiben und zu rosten. Es war meine Bestimmung, daß es so sein sollte, und sie ist somit erfüllt . . . . Aber ich habe die Feder nicht ergriffen, mich zu beklagen. Selbst wenn ich Lust dazu hätte, wäre der Moment schlecht gewählt. Das unbedeutende Insekt, das sich mit seinen Flügeln in einer Spinnwebe gefangen hat, ist nicht berechtigt, zu murren, wenn der König der Wälder in aller seiner Macht darniedergestreckt worden ist. Jedes persönliche Uebel ist nicht mehr des Nennens werth, gegenüber dem unendlichen Unglück, das eine ganze Nation niederdrückt, dem Tode Cavour's. Obgleich wir die letzten vierundzwanzig Stunden darauf vorbereitet waren, konnten wir es doch nicht glauben — es konnte nicht möglich sein. Gestern noch hatten wir seine Stimme im Parlament gehört, gestern noch hatten wir den Eindruck seines großen Geistes auf den Gang der europäischen Angelegenheiten empfunden, und heute sollte nichts mehr von ihm übrig sein! Es schien unglaublich, unnatürlich, unmöglich, daß der große Werkmeister fehlen sollte, so lange das Werk noch nicht vollendet war. Ach! und doch ist es so. War die Aufgabe der Besiegung

Italiens mit einem solchen Manne zu leicht? Und wurde er uns genommen, damit wir im Dunklen tappen und stolpern und uns durch fernere Leiden den Eingang in das verheißene Land zu erringen suchen? Das ist das Geheimniß des Allmächtigen — wir können uns nur demüthig seinem Willen beugen.

Du bist glücklich und gepriesen, mein lieber Freund, daß Dir wenigstens die Verzweiflung der Scenen erspart worden ist, deren Zeuge zu sein mein trauriges Vorrecht war. Und doch, warum? Es giebt Anblicke, die, so herzreißend sie sind, ein Mann, der die Menschen liebt, nicht entbehren möchte, da sie ein glänzendes Zeugniß für die Menschennatur sind; die allgemeine Zärtlichkeit und Verehrung, die dem Grafen Cavour während der kurzen Tage seiner Krankheit gezollt wurden, war zu ehrenhaft für Den, der sie empfing, und für die Bevölkerung, die sie spendete, um nicht eine der traurigsten und doch zugleich stolzesten Erinnerungen zu bilden, die sich an seinen Namen und die edle Stadt, in der er geboren wurde und starb, zu knüpfen. Wer die dichten Reihen ängstlicher Gesichter nicht gesehen hat, die sich Tage lang in den Hallen, auf den Treppen, im Hofe des Hotel Cavour und auf der Straße desselben drängten — wessen Herz nicht in banger Erwartung mit den Herzen der Tausende geschlagen hat, die zitternd auf ein Wort harrten — der kann sich nicht denken, was er uns war. Und als das Unglückswort der Menge verkündet wurde, als . . . . hier muß ich schweigen. Ich war dort, ich sah Alles, ich fühlte Alles, und doch bin ich unfähig, mir auch nur die schwächste Vorstellung von dieser überwältigenden Sene zurückzurufen. Alles, was ich sagen kann, ist, daß, wenn das Volk undankbar ist — wie man gewöhnlich sagt — die Bevöl-

kerung von Turin es nicht ist; ganz Turin trauerte buchstäblich um ihn, wie eine Familie um einen geliebten Vater.

„Du darfst nicht glauben, lieber Freund, daß ich meine Stellung in einem Anfall von Muthlosigkeit als Folge des traurigen Ereignisses aufgegeben habe. Durchaus nicht. Wäre ich mir selbst überlassen gewesen, so würde sie mich gerade zum Gegentheil getrieben haben. Wenn der General fällt, dürfen die Soldaten ihren Posten nicht verlassen. Zum Unglück stand es mir nicht frei, meiner natürlichen Neigung zu folgen. Die Sache ist die, daß ich schon seit einiger Zeit entschlossen war, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um meinen Abschied nehmen zu können; Cavour's Tod bot mir diese Gelegenheit und ich ergriff sie. Dieser Entschluß war nicht das Werk eines Tages, er hat sich mir nach und nach aufgedrängt, seit den letzten sechs Monaten; und in dem Augenblick, wo ich die Ueberzeugung erhielt, daß die unglückliche römische Frage, statt ihrer Lösung entgegenzugehen, täglich verwickelter wurde und noch Jahre brauchen konnte — in dem Augenblicke, sage ich, war mein Entschluß unwiderruflich. Nicht ohne Kampf, wie Du wohl denken kannst. Ich hing mit der Energie der Verzweiflung an meiner Stellung . . . . aber es ist meine Bestimmung, in allen Kämpfen zwischen den Interessen meiner Frau und meinen eigenen, zu verlieren. Es ist der Segen und . . . . der Stein des Anstoßes in meinem Leben gewesen, daß ich soviel von dieser Familie empfangen mußte, um durch alles Entgegenkommen von meiner Seite die Wohlthat ausgleichen zu können. Ich habe darüber meinen eigenen Aberglauben. Nun, es war also wieder die alte Geschichte — ein unaufhörlicher Gemüthsstreit. Du erinnerst Dich meiner Flucht nach Turin im Jahre 1857,

und des elenden Ausgangs derselben, und doch unterstützte mich damals das Gefühl der Aufreizung und der Härte, unter der ich gelitten — während jetzt der Fall ein ganz anderer war, ich fand nur Zärtlichkeit und Unterwerfung. Wie konnte ich es da über's Herz bringen, zu widerstehen? Wir sahen uns sehr wenig, kaum einmal wöchentlich. So sehr ich diese Entbehrung fühlte, so fühlte sie Rosa doch noch tiefer. Einem Manne wie mir, der von Morgen bis zum Abend beschäftigt, und wenn nicht wirklich bei der Arbeit, doch stets von Gedanken in Anspruch genommen ist, verfliegt die Zeit rasch — sie hing schwer über ihr, die nur wenig Zerstreuung hatte. Voller Unruhe sah ich die Farbe ihrer Wangen erbleichen und ihre Blicke matter werden .... kurz, eins von uns Beiden mußte mehr oder weniger aufgeopfert werden und ich beschloß, daß dies meine Frau nicht sein sollte.

„Und die Pflicht gegen Dein Vaterland?" höre ich Dich fragen. Ich habe mir selbst den Einwurf gemacht, ich habe ihn sorgfältig mit dem aufrichtigen Wunsche abgewogen, ihn unbeantwortbar zu finden und — ich habe ihn nicht so gefunden. Daß eines Mannes Pflicht gegen sein Vaterland allen andern Pflichten vorangeht, gebe ich gern zu, aber nur in wenigen außerordentlichen und daher Ausnahme-Fällen. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, die Oesterreicher vor den Thoren stehen, oder Catilina in den Straßen, dann bleibt keinem Bürger, der dies Namens werth ist — was auch seine andern Bande oder Verantwortlichkeiten sein mögen — eine andere Wahl, als zu Hilfe zu eilen. Ich thäte es vor allen Andern. Aber daß in gewöhnlichen Zeiten und Verhältnissen — wenn das Land nichts von äußeren oder inneren Feinden zu fürchten hat, wenn Ordnung und Sicherheit herschen — daß ein Mann,

sage ich, rücksichtslos gegen, oder im Widerspruch mit anderen Pflichten und Neigungen, sich seinem Vaterland opfern müsse, um nicht des Mangels an Patriotismus beschuldigt zu werden, die Behauptung ist augenscheinlich zu übertrieben, um haltbar zu sein. Das mag in Sparta gut gewesen sein, wo der Staat Alles in Allem war, aber in unsrer modernen Gesellschaft, in der die Familie einen so hohen Platz einnimmt, ist es nicht an der Zeit. Ich stelle es daher als Regel auf, daß — mit Ausnahme einiger außerordentlichen Fälle — wenn die Pflicht gegen das Vaterland mit anderen Pflichten in Streit geräth, dem Gewissen jedes Einzelnen die Entscheidung darüber obliegt, welche Pflicht die Oberhand behalten soll. Nun sagt mir mein Gewissen, daß mein Zurückziehen aus meiner Stellung dem Staate nicht das geringste Unheil bringt, während mein Verbleiben darin, meiner Familie ernsten Nachtheil brächte. Es kommt meinem Vaterland wenig darauf an, ob das Geschäft, dem ich mich unterzog, vom Signor Candia, oder einem eben so, vielleicht noch mehr befähigten Stellvertreter besorgt wird; aber meiner Frau und meinem Kind kommt viel darauf an, ob ich bei ihnen oder von ihnen entfernt lebe. Der Staat hat über viel willige und fähige Diener zu befehlen, meine Frau und mein Kind haben nur mich. Konnte ich zögern?

„Wenn ich sagte, daß meine Abwesenheit von meiner Familie schädliche Folgen für sie hatte, so habe ich durchaus nichts übertrieben. Rosa's Gesundheit litt, wie ich schon bemerkte, unter unserer Trennung. Ihr jugendliches Aussehen und ihre Lebhaftigkeit hatten sie ganz verlassen und einige Worte, welche diese unheilvolle Närrin, Marianne, unglücklicherweise fallen ließ, gaben mir den Schlüssel dazu. Meine Frau legte sich Fasten und andere Büßungen

auf, um für die Sünden ihres Mannes zu büßen, woraus ich schließen mußte, daß die Zeit ihre Art, über unser Zerwürfniß mit Rom zu denken und zu fühlen, eher verschärft als gemildert hat. Wie war es anders möglich, da sie von sieben Tagen sechs dem ausschließlichen Einfluß Don Pio's preisgegeben war? Beiläufig gesagt, es geht ein Gerücht, daß Don Pio uns verlassen würde. Gott gebe es! Doch zurück! Mag der Schluß, den ich zog, gegründet oder ungegründet sein, die Gerechtigkeit muß ich meiner Frau widerfahren lassen, daß ich nie eine Veränderung in ihrem Wesen gegen mich bemerkte und daß sie bis zu Ende so blieb, wie sie sich zu Anfang dieser peinlichen Verwickelung zeigte — discret, aufmerksam, zärtlich, nachgebend.

„Außerdem . . . . . ich muß jetzt einen Umstand erzählen, der Dir, einem alten Junggesellen, ein verächtliches Lächeln abnöthigen wird, der aber mir, dem jungen Vater, beinahe Thränen gekostet hat. Mein wöchentlicher Besuch im Palast war insofern stets mit einem Tropfen Galle gemischt, daß ich mich am Montag Morgen wie ein Dieb aus dem Haus schleichen mußte, ohne von meiner kleinen Tochter Abschied zu nehmen, die ich nicht einmal küssen durfte, aus Furcht, sie aus dem Schlaf zu wecken. Ich wurde dazu durch die Anfälle unbezähmbarer Heftigkeit gezwungen, in die sie allemal gerieth, wenn sie mich fortgehen sah. Ach! wie das liebe kleine Ding weinte und jammerte, bis sie ganz schwarz im Gesicht wurde, wie verzweifelt sie sich mit ihren kleinen Händchen an mich anklammerte! Um solche schmerzliche Scenen und vorzüglich die Einwirkung auf ihre Gesundheit zu vermeiden — durfte ich, wie ich schon sagte, gar nicht von ihr Abschied nehmen; und Du kannst Dir die Bitterkeit nicht vorstellen, die sich mit dieser Beraubung verband und alle die traurigen

Ahnungen für die Zukunft, die ich an diese scheinbare Gefühlloßigkeit von meiner Seite knüpfte. Du müßtest selbst Vater sein, lieber Freund, um zu begreifen, mit wie viel kleinen Ranken sich solche kleine Pflänzchen um das Herz eines Mannes schlingen können. Ich bildete mir ein, daß sie mir entfremdet sei, daß sie meine Liebkosungen nicht mehr so warm erwiederte wie sonst, daß meine Stimme die Gewalt über sie verloren habe. Ich malte sie mir als erwachsenes Mädchen aus, wie sie leidenschaftlich an ihrer Mutter hing und ihren Vater kaum beachtete . . . . Das wäre in der That ein Unglück, das schlimmste von allen — nicht blos für mich, sondern für sie selbst. Ich will, daß meine kleine Rosa mich, nächst Gott, am meisten lieben und verehren soll, ich will, daß meine Stimme ihr ein Orakel sei, damit sie glücklich werde und Andere glücklich mache. Meine traurige Erfahrung soll wenigstens meiner Tochter Nutzen bringen und Dem, deren Lebensloos sie eines Tages beeinflussen wird.

„Ich habe durch ihre Mutter zu viel gelitten . . . . Du mußt wissen, lieber Freund, daß ich das nicht mit Bitterkeit sage. Ich habe nicht die geringste Ursache, mich über meine Frau zu beklagen. Wie könnte ich auch? Es ist nicht ihr Fehler, daß wir uns über gewisse Punkte nicht verstehen konnten. Sie hat gehandelt, wie ihr gelehrt worden ist, die arme, liebe Seele; und die Verantwortlichkeit, daß es ihr nicht besser gelehrt worden ist, haftet mehr an der Zeit und den bei ihrer Erziehung mitwirkenden Verhältnissen, als an irgend einer lebenden Seele. Der Fehler liegt nur an mir, ich heirathete sie, ohne für ihre schwachen Seiten blind zu sein und täuschte mich in meiner jugendlichen Einbildung mit dem Glauben, daß ich ihre Ansichten leicht ändern könnte. Ich traute

mir selbst zu viel zu, und muß jetzt die Strafe dafür tragen.

„Nun habe ich aber, wie ich schon sagte, durch die Mutter zu viel gelitten, um nicht mein Möglichstes zu thun, daß nicht ein rechtschaffener Mann eines Tages durch meine Tochter dasselbe leide. Ich habe bei mir selbst beschlossen, daß meine Tochter nicht eine Art Hemmschuh auf der Laufbahn des Mannes werden soll, der sein Loos mit dem ihrigen vereinigt, wie die Mutter es mir gewesen. Diese Pflicht schreibt mir mein Gewissen vor und ich will sie erfüllen. Ich bin noch nicht über die Mittel im Klaren, durch die ich sie erfüllen will, es wird zum größten Theil von den Verhältnissen abhängen. Ich bin kein Theolog; ich habe die beste Absicht, als guter Katholik zu leben und zu sterben und ich möchte gern so wenig als möglich in die religiöse Erziehung meiner Tochter eingreifen. Für den Augenblick ist mein Plan der, sie ihr Vaterland so lieben zu lehren, ihr ein so tiefes Gefühl der Pflicht gegen ihr Vaterland beizubringen, daß sie dadurch ein Gegengewicht gegen die unbedingten Ansichten, die sie von anderer Seite erhält, bekommt. Die Zeit wird lehren, ob ich noch weiter gehen muß und in welcher Richtung. Ich werde Muße genug haben, gründlich darüber nachzudenken.

„Du wirst vielleicht sagen, das ist Alles zu seiner Zeit recht schön, aber Deine Tochter ist erst achtzehn Monate alt und zu der patriotischen Erziehung ist es noch zu früh. Das mag sein, obgleich ich nicht ganz überzeugt davon bin. Auf jeden Fall ist sie nicht zu jung, um gewisse Eindrücke zu empfangen und zu behalten, die sich dem kindlichen Geist einprägen, Wurzel darin fassen und zur Gewohnheit werden. Mein Unterricht mit der Kleinen

geht z. B. schon so weit. Wenn sie im Garten einhertäppelt, sich an meinem Finger festhaltend und ich sage: Rosette, gieb dem Papa die italienische Tricolore, so pflückt sie mit der ernstesten Aufmerksamkeit eine rothe und eine weiße Blume nebst einem grünen Blatt und reicht sie mir triumphirend. Kürzlich sprang sie mir beim Anblick des dreifarbigen Banners, das die Bürgergarde trug, vor Aufregung fast vom Arme und suchte eifrig das Roth, Weiß und Grün heraus. Das Bildniß Cavour's, das unter anderen in meinem Studirzimmer hängt, kennt sie ganz gut und zeigt mit dem Finger darauf, wenn ich frage, wo der große Papa ist. Und dann, mein lieber Freund, kann es je zu früh für mich sein, den Grund zu der innigen Liebe und dem vollkommenen Vertrauen zu legen, worauf ich rechne, um meine hohen Ansichten vom Glück meiner Tochter und dem ihrer Umgebung zu verwirklichen?

„Selbst auf diese beschränkte Weise hoffe ich meiner Generation Nutzen bringen zu können, denn aufgeklärte, weibliche Erziehung ist bei uns ein großes Bedürfniß. Du, lieber Freund, der Du mich bei Zeiten vor der lauernden Gefahr warntest, wirst mir in diesem Punkt nicht widersprechen.

„Und nun ich Dir mein Herz offen dargelegt habe, so lebe wohl, mein lieber, edler Freund und Gott segne Dich! Ich verlange nicht, daß Du mir schreiben sollst, ich weiß, daß Deine Zeit kaum für die tausend Pflichten Deiner dornenvollen Laufbahn hinreicht; ich bitte Dich nur, mich zu besuchen, wenn Du wieder zurückkehrst; Du thust damit ein gutes Werk. Ich verberge mir selbst nicht, daß nach der Thätigkeit, an die ich die letzten zwei zwei Jahre über gewöhnt war, mir die Zeit im Palast

sehr lang werden würde. Es ist schon jetzt der Fall, und ich bin noch nicht ganz acht Tage hier. Beiläufig bemerkt, weißt Du, daß mir vor noch nicht einem Monat ein Sitz im Parlament von dem Collegium in Ibella angeboten wurde, ein Anerbieten, das ich natürlich zurückweisen mußte? Es war ein schrecklicher Entschluß. Ein Mann kann nicht ohne Schmerz alle seine Aussichten: Nutzbarkeit im Leben, mit eigener Hand zertrümmern. Ein Sitz im Parlament war mein Ideal im Leben und — soll ich es sagen? — ich fühlte mich dazu befähigt. Vergieb mir diesen Ausbruch von Eitelkeit. Es war der erste und soll der letzte sein. Erlaube dem Opfer sich mit Blumen zu schmücken . . . .

„Aber ich versprach, nicht zu klagen. Was nützt es, über unwiderbringliche Verluste zu jammern? Ich will lieber lernen für Das dankbar sein, was mir geblieben ist. Ich habe der Vorsehung Vieles zu danken — ein reines Gewissen, die Liebe meiner Frau, die Zärtlichkeit meines Kindes, herrlichen, allen nur möglichen Comfort, der mir das Kostbarste von Allem verspricht, die Fähigkeit, meinen ärmeren Nachbarn zu helfen. Bei so vielen Glücksgütern scheint es fast unnatürlich, daß mir noch etwas zu bedauern bleibt, und doch ist es so, ich kann es nicht ändern. Ich glaube ohne diese eine verbotene Frucht, wäre mein Leben zu glücklich gewesen und vollkommenes Glück blüht auf dieser Erde nicht. Mit diesen christlichen Betrachtungen schließe ich meinen ohnehin zu langen Brief und bleibe, lieber Onofrio, mit den besten Wünschen,

Dein Dich immer liebender
Vincenzo Candia."

Schluß.

Seit dem Datum obenstehenden Briefes sind mehr als zwei Jahre vergangen und noch dauert das Gefühl fort, unter dem er geschrieben wurde. Mit dem besten Willen, sich mit der Gegenwart zu begnügen, bedauert Vincenzo die Vergangenheit; mit der besten Absicht, glücklich zu sein und seine Frau glücklich zu machen, kann es Vincenzo nicht dahin bringen und weiß, das es der Fall ist. Es ist eine Leere in seinem Leben, welche alle Liebe zu seiner Frau, alle Liebe seiner Frau zu ihm, das liebliche Wesen seiner Tochter, selbst die Fortschritte, die sie unter seiner Erziehung macht, nicht ausfüllen können. Vincenzo vermißt die Anregung einer regelmäßigen geistesverwandten Beschäftigung, vermißt die Befriedigung eines Erfordernisses seiner Natur — das Wirken nach einer gewissen Richtung hin. Er versteckt das Geheimniß so sorgsam wie das schädlichste Gift — versteckt es vor seiner Frau, vor seinen besten Freunden, würde es gern vor sich selbst verstecken. Nie kommt ein Wort über seine Lippen, welches der wachsamste Verdacht für Bedauern oder Entsagung auslegen könnte. Man muß ihn eines Abends sehen, wie er mit der kleinen Rosa auf dem Schoose dasitzt, heiter, gesprächig und lebhaft, muß die zärtliche Sanftmuth des Tones bemerken, in dem er seine Frau anredet, die auf dem gegenüber stehenden Sopha an ihrem Busen den kleinen Urbano in Schlaf wiegt, der erst vier Monate alt ist. Der vormalige Kapitain, jetzt Major, del Palmetto und vielleicht der neue Pfarrer — Don Pio ist fort und durch einen toleranten ältlichen Priester ersetzt worden, der nach dem Wahlspruch handelt: „Leben und leben lassen," — nur del Palmetto und der neue Pfarrer trinken ihren Thee

bei ihm und geben ihren Beitrag an Neuigkeiten und interessanten Plaudereien. Wenn es einen glücklichen Menschen unter dem Himmel giebt, würdet Ihr nicht darauf schwören, daß es Signor Candia sei?

Seht ihn jedoch ohne Maske — in der Zurückgezogenheit seines Studirzimmers oder bei dem einsamen Spaziergange in nächtlicher Stunde auf der Terrasse — und Eure Ansicht von seinem Glücke wird eine traurige Veränderung erleiden. In der gebeugten Haltung, in dem niedergeschlagenen Blicke spricht sich sein Geheimniß aus, Ermattung, Langweile. Die Angriffe dieses alten Feindes, die in der Winterzeit häufig und anhaltend sind, werden in der schönen Jahreszeit, besonders während der drei Monate, welche del Palmetto's regelmäßig im Schlosse zubringen, seltener, aber sie bleiben nie ganz aus.

Müssen wir erst sagen, daß sich Rosa von der gutgemeinten Bestrebung ihres Mannes nicht täuschen ließ? Selbst wenn sie, die Hellseherin der Liebe, nichts besessen hätte, selbst wenn sie seine abgebrochenen Worte im Schlafe nicht gehört hätte, würde sie sein Geheimniß aus dem vorzeitigen Alter, seit den letzten zwei Jahren, errathen haben. Vincenzo sieht mit zweiunddreißig Jahren wie ein Mann von fünfundvierzig aus. Rosa weiß recht wohl, was Vincenzo fehlt — weiß, daß es ihr eigenes Werk ist, und fühlt sich doch leider zu schwach, es ungeschehen zu machen; denn sein Entschluß, sich nicht von seiner Familie zu trennen, ist unwiderruflich. Sie weiß das recht wohl, und ihm nach Turin zu folgen, das kann sie nicht — ihr Gewissen verbietet es ihr; selbst um ihres Gatten willen kann sie ihre Seele nicht gefährden. Es bleibt ihr nichts übrig, als ihre Thränen im Stillen zu verschlucken und glücklich zu scheinen.

Und so sitzen sie sich gegenüber; Jeder spielt zum Nutzen des Andern eine Rolle, Jeder giebt sich den Anschein, als wüßte er nicht, daß der Andere Dasselbe thut. Traurig, dreimal traurig ist es doch, daß zehnjährige Prüfungen und Läuterungen nur einen Schein, statt der Wahrheit hervorgebracht haben! Wollte doch Gott, daß wenigstens dieser Fall isolirt dastände! Aber nein, es giebt kaum einen Winkel in Italien, kaum einen Winkel in ganz Europa, der nicht ähnliche und schlimmere Fälle aufzuweisen hat. Gott allein kennt die Zahl der Familien, deren häuslicher Frieden seit den letzten Jahren ernstlich beunruhigt worden ist oder gänzlich Schiffbruch gelitten hat, und zwar an denselben Klippen, die sich für Vincenzo so unheilvoll erwiesen.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt.



Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt.